Deutsches
Bürgerbuch

für 1845.

Herausgegeben

von

H. Püttmann.

Darmstadt, 1845.

Druck und Verlag von C. W. Leske.

Vorwort.

Das Wort „Bürger", welches auf dem Titel dieses Buches steht, unterliegt mannichfachen Begriffsbestimmungen, oder vielmehr es gibt verschiedene Klassen oder Bruchtheile der Menschheit im Staatenleben, denen man das Prädikat „Bürger" ertheilt hat. Der Repräsentant des sogenannten Michelthums in Deutschland, der Unterthan oder unterthänig Gehorchende wird z. B. von den Behörden euphemistisch zuweilen so genannt, während die Studenten ihn Philister, das Militär Spießbürger, die Adligen Kanaille und Andre anders nennen. Er ist der bourgeois der Franzosen, das unbeholfene Mitglied des bestehenden Staats, dessen erste Pflicht und höchste Bestimmung die Ruhe ist. — Eine bessere Species erschien in dem republikanischen citoyen, der in Frankreich nur noch geschichtliche Geltung hat; in Deutschland kennen wir ihn kaum, und haben auch kein Verlangen nach ihm. Was uns Noth thut, was wir einstweilen Bürger nennen wollen, das ist der gebildete Mensch, welcher thätiges Mitglied eines gesellschaftlichen Zustandes werden möchte, in dem freie Sittlichkeit die Grundlage bildet, in

einem Bunde Aller für Alle, in einem Schutz der Gesammtheit durch die Gesammtheit.

Diese Erklärung ist nöthig, theils um Mißdeutungen des Titels vorzubeugen, theils, weil in ihr schon die Tendenz des Buches ausgesprochen ist. Bezüglich letzterer hier noch Folgendes:

Wir bekennen uns als Anhänger eines nothwendig zu erwartenden und zu erringenden Gemeinwesens, in welchem die allgemeinen Interessen vorwiegen, und der Egoismus nicht zur durchgreifenden Herrschaft gelangen kann; im Gegensatz zum historischen Staat, in dem die Selbstsucht sich wie ein giftiger Wurm überall eingefressen hat, und das vollkommne Aufblühen des freien Geistes, die Entwicklung des reinen Menschenthums verhindert. — Es muß nun zunächst in nothwendiger Folgerung unser Bestreben sein, zu erforschen, welche Hauptübel die Selbstsucht erschaffen, und dieselben an der Wurzel aufzudecken, damit das Bewußtsein der Massen sich läutere und kräftige. — Im historischen Staat offenbart sich eine irdische Dreieinigkeit der Gewalten, deren harmonische Zusammenwirkung eben die Mißharmonie des Ganzen verschuldet. Diese profane Trias besteht nämlich

1) in der Herrschaft des geschichtlichen Ansehens,
2) in der Herrschaft des Priesterthums,
3) in der Herrschaft des Geldes oder Eigenthums.

Unter der Herrschaft des geschichtlichen Ansehens verstehen wir vornehmlich die Macht und den unvernünftigen Einfluß des Geburtsadels auf die Leitung im Staate. Beide Potenzen sind vom entschiedensten Nachtheile für die freie Entwicklung und Unab-

hängigkeit des Menschenthums. Die Natur kennt keinen Stillstand, noch weniger einen Rückschritt. Der Geburtsadel und die erblichen Prärogative sind aber bloße Ueberreste aus vergangenen dunkeln Jahrhunderten, wo das Gleichgewicht zwischen physischer und geistiger Kraft aufgehoben erschien, und eine vollkommne Zerrüttung statt vernunftgemäßer Organisation sich geltend machte. — Nur der Lebende hat Recht. Es bedarf deshalb keine besondern Anstrengungen nach dieser Seite hin; das geschichtliche Ansehen ist von dem lebendigen Geiste der Zeit längst in den Hintergrund gedrängt,*) und würde schon ganz verschwunden sein, wenn es nicht durch zwei wesentliche Stützen — die

*) Der eigentliche Feudalismus des Mittelalters ist heute in der That eine Leiche — wir vergleichen ihn dem verblichenen Salomo, der, wie eine morgenländische Sage erzählt, nach seinem Tode einbalsamirt auf den Thronsessel angeleimt wurde. Man verhehlte dem Volke seinen Tod, weil die Rathgeber nach der Entdeckung eine Umwälzung des Bestehenden fürchteten. Aber ihre Kunst scheiterte an der Naturnothwendigkeit: — als der todte Salomo einst auf seinem Throne vor dem Volke ausgestellt saß, waren die Holzwürmer gerade damit fertig geworden, eines der Sesselbeine durchzunagen, und somit stürzte die Leiche sammt dem Throne hin. Da sah das gläubige Volk erst, daß Salomo schon lange todt gewesen, obwohl es ihn für lebendig gehalten hatte. Auch uns fehlt es nicht an solchen Rathgebern, aber wir haben die Ueberzeugung, daß sie gleicherweise zu Schanden werden. Mögen die Conservativen auch gleichfalls die Leiche des Feudalismus an verrottete Gesetzesstühle, die schon den Wurm in sich tragen, festleimen, — mögen sie sich dicht umherschaaren; — mögen sie tagtäglich räuchern und eine undurchdringliche Phalanx bilden, die jede äußere feindliche Annäherung abwehrt; — was hilft's? Beachten sie doch nicht, daß der gefährlichste Zerstörer im Innern selbst ist: die Naturnothwendigkeit. Sie löst das Verweste auf, sie erkennt nur das Werdende an. —

Büreaukratie und den falschen Patriotismus — noch eine Zeitlang aufrecht gehalten würde. — Die Büreaukratie in ihrer systematischen Gliederung ist keine Kette, die man mit eins sprengen, kein einzelner Knoten, den man gewaltsam durchhauen kann, es ist ein Gewebe von unzähligen Maschen, die so künstlich verschlungen sind, daß Geduld sie nur auflösen kann. Sie dient dazu, die Ohnmacht der Privilegirten zu verheimlichen, und den freien politischen Sinn der Bürger zu lähmen. Einige der nachfolgenden Aufsätze fassen sie deshalb scharf ins Auge. — Wo die Beamtenhierarchie nicht ausreicht, da nehmen die Prätendenten des geschichtlichen Ansehens die sogenannte Vaterlandsliebe zu Hülfe. Diese verschafft ihnen zur Zeit noch die erforderliche physische Kraft, um einem selbstständigen vernünftigen Volkswillen widerstehen zu können. Der kriegerische Patriotismus erhebt das falsche Ehrgefühl der Massen bis zu einem Grade, daß ihre Begriffe sich gänzlich verwirren, und sie Recht von Unrecht zu unterscheiden verlernen. So gehorchen sie dann meist der Laune, Furcht oder Habsucht der Befehlenden, und geben ihr Blut in dem Glauben hin, dadurch dem Vaterlande und ihrem eignen Wohl zu dienen. Man verstehe uns recht. Das Nationalgefühl an sich soll mit diesen Worten nicht geschmäht werden. So lange die Nationen sich feindlich und fremd gegenüberstehen, und namentlich eine der andern in geistiger Entwicklung weit vorgeschritten ist, so lange kann man dem Nationalgefühl sein Recht der Existenz nicht absprechen. Es wäre z. B. thöricht, die natürlichen Antipathien Deutschlands gegen Rußland abzuweisen, und nicht minder unklug,

wollte man mit kosmopolitischer Voreiligkeit seinem Streben nach Stammesvereinigung, nach Verstärkung des heimischen Elements, durch Verbindung mit Skandinavien etwa, entgegentreten. Von diesem Standpunkte aus haben wir in unserm socialistischen Jahrbuche einige politische Abhandlungen und auch die polemischen Gedichte gegen den barbarischen Norden zulässig gefunden. —

Von den nachtheiligen Wirkungen der Herrschaft des Priesterthums auf den Fortschritt der Menschheit bedarf es an dieser Stelle keiner Beweise. Die Hierarchie wacht mit emsigster Sorgfalt, daß die Denkfreiheit ihren alten Banden nicht entschlüpfe; es gilt, ihr finstres Werk mit aller Energie zu hemmen, und dies gelingt am sichersten durch thätige Verbreitung wahrer Bildung unter den verwahrlosten Klassen der Gesellschaft, deren mühselige Lebensweise ihnen die Erkenntniß des nach Freiheit strebenden Zeitgeistes bisher auf unmittelbarem Wege schwieriger gemacht hat als den bevorzugteren Ständen. Die Emancipation vom herkömmlichen Aberglauben muß auf der breitesten Basis ruhen, damit der Socialismus seine Erlösungstheorie in die Praxis einführen kann. Nur wenn die geistige Verdumpfung vom Auge des Volkes genommen ist, vermag es, sich aus der materiellen Sklaverei, in welche die Herrschaft des Geldes es gestürzt, vollständig zu befreien. Welche Uebel die Ungleichheit der Vertheilung des Besitzes im historischen Staat, in dem heutigen Gesellschaftswesen hervorgebracht, dazu finden sich nachstehend mehre Belege; es war nämlich eine Hauptaufgabe unsres Buchs, diese *testimonia paupertatis* des heutigen **gemeinen** Wesens zu sam-

meln, indem eine möglichst vollständige Kenntniß der Krankheitssymptome unerläßlich zu einer erfolgreichen Heilung ist.

Obige Andeutungen mögen genügen, die Idee des Herausgebers bei der Zusammenstellung der folgenden Aufsätze zu veranschaulichen; daß er mit bewußter Absicht verfahren, bedarf wohl keiner weitern Versicherung.

Druckfehler.

S. 51 Z. 18 v. o. l. Zinsen st. Zeichen
S. 53 Z. 13 v. o. l. unsinnlicher st. unhimmlischer
S. 68 Z. 5 v. u. l. jener st. seiner
S. 77 Z. 10 v. o. l. ein st. im
S. 195 Z. 9 v. o. l. Kramsta st. Kramsea
S. 204 Z. 17 v. o. l. vielen st. sieben
S. 211 Z. 15 v. u. l. Kirschenfarbengesichter st. Kirchenorgelgesichter
S. 212 Z. 19 v. o. l. weiche st. reiche
S. 342 Z. 14 v. o. l. euch st. auch
S. 350 Z. 1 v. o. l. stolz st. Stolz
" " Z. 12 v. u. l. Trauern st. Trauer
S. 360 Z. 2 u. 15 v. u. l. Ahr st. Aar
S. 365 Z. 8 v. o. l. ärmliche st. nämliche

Ein Wort über erlaubten Widerstand.

Die Zeiten sind vorbei, wo die Regierungen unfehlbar waren, wie der Pabst. Heut zu Tage kann ein von Gottes Gnaden aufgestelltes politisches Dogmensystem nicht mehr der Unantastbarkeit versichert sein, welcher ein mit allen Mitteln des Gewissenszwangs zusammengehaltenes Glaubenssystem sich noch bei Millionen zu erfreuen hat. Vor der Sonne der Aufklärung ist die Gletschermasse der politischen Ideen in Fluß gerathen, wie mittelst des Protestantismus die Starrheit der religiösen Ansichten, und es bleibt der Gegenpartei nur übrig, entweder den Fluß als gemeinsames Gut sich über den Volksacker frei verbreiten zu lassen, oder ihn durch die Mittel des russischen und römischen Despotismus wieder zur starren Masse gefrieren zu machen. Das Letztere werden selbst die russischen Sympathieen in Deutschland nicht mehr für möglich halten, wenn nicht etwa ein Theil Deutschlands auf einige Jahrhunderte in die russische Zucht gegeben wird; das Erstere ist zwar möglich, weil es nothwendig ist, aber man sträubt sich dagegen, so lange es geht, man ist mit Stauungen, Wehren und Abzugsgräben aller Art so vielfach beschäftigt, den politischen Ideenfluß, den man nicht mehr starr machen kann, wenigstens vom theoretischen wie vom praktischen Acker abzuleiten, daß die Betheiligten alle ihre Kräfte zusammennehmen müssen, um von der Befruchtung des politischen Nils nicht auf lange Jahre wieder ausgeschlossen zu werden. Sie müssen also, den allgemein anerkannten Grundsatz, daß die Regierungen nicht mehr unfehlbar seien, voranstellend, durch ihre eigene Einsicht mit der Einsicht der Regierungen concurriren und zur Geltendmachung ihrer Ein-

sicht, sowie zur Lähmung der entgegengesetzten Bestrebungen jedes erlaubte Mittel anwenden.

Bei Beurtheilung dessen, was von der andern Seite geschieht und von unserer Seite geschehen soll, begeht die Mehrzahl den folgereichen Fehler, daß sie sich nur auf ihren, nicht auf den Standpunkt des Gegners stellt. Wir stehen im Thal, versuchen unsere Kraft und verthun unsere Aufmerksamkeit bei jedem Steinchen, das uns in den Weg rollt und vergessen dabei, daß, von der Höhe des Bergs aus besehen, unser Thun mitunter als sehr kleinlich erscheinen muß und Denen da oben Zeit läßt, ganze Ladungen von Felsstücken über unsern Häuptern zu sammeln. Das Steinchen, das zu uns herabrollt, ist nicht der große Stein des Anstoßes, auf den wir unsere Hauptaufmerksamkeit zu richten haben, es ist nur los geworden bei dem Bruch der Felsen, die da oben aufgestapelt sind. Wenn der Eine durch einen Censor, der Andere durch einen Beamten, der Dritte durch einen Pfaffen mit dieser oder jener Maßregel belästigt und beengt wird, so liegt die Grundursache natürlich nicht in dem Wirkungskreis und an der Person des Censors, des Beamten, des Pfaffen, sondern an dem System und den umfassenden Absichten, welche sich dieser Werkzeuge bedienen. Es kommt also darauf an, den Kampf nicht bloß gegen die Werkzeuge zu richten, sondern auch gegen das ganze System, welchem sie dienen. Wenn es uns gelänge, diesen oder jenen Censor ꝛc. zu entfernen, wir hätten dadurch wenig gewonnen, wenn nicht auch die Entfernung des Systems gelänge, dem der Censor als vereinzeltes, bald wieder zu ersetzendes Werkzeug gedient hat. Von den Radien der Werkzeuge aus muß auf den Mittelpunkt des Systems eingedrungen werden. Damit ist nicht gesagt, daß der Kampf gegen die Werkzeuge aufhören soll, im Gegentheil, er soll ein allgemeiner werden, aber dieß nur mit einem Blick von der Höhe des Bergs, von dem Standpunkt des ganzen Systems, das uns entgegen steht. Bei der Erkenntniß dieses Systems ist zunächst zu berücksichtigen, daß dasselbe ein allgemeines und daß daran nicht bloß eine einzelne Regierung betheiligt ist. Wie kein einzelnes Glied einer Gesellschaft, so verfährt auch, namentlich bei dem gegenwärtigen

Stand der diplomatischen Verbindungen, keine Regierung unabhängig für sich, zumal wenn sie alle zusammen ein gleiches Interesse haben oder sich bilden. Man muß also bei Betrachtung der reactionären Bestrebungen der Gegenwart davon ausgehen, daß nicht bloß die uns zunächst vor Augen stehende, sondern auch andere Regierungen im Allgemeinen ein gemeinschaftliches System befolgen, an dessen Spitze gerade die mächtigsten stehn, und wobei gerade die am Wenigsten freie Völker am Meisten interessirt sind. So weitgreifend und umfassend also das Reactionssystem, so weitgreifend und umfassend muß auch das Fortschrittssystem sein, und die Freunde des Fortschritts müssen also ihren Blick vom Nahen immer zugleich auf die Ferne richten und sich nach allen Enden hin auf jede erlaubte Weise in die Hände arbeiten. Indem man z. B. von der hannoverschen Verfassung redet, muß man den Blick nach Wien und Berlin richten; indem man gegen Rußland kämpft, kämpst man für Deutschland; indem man den Sieg der Fortschrittsideen in Spanien befördert, befördert man ihn zugleich für Deutschland wie für alle Länder; indem man die neue Wendung der Dinge in Schweden begünstigt, begünstigt man die einheimischen Bestrebungen; indem man den Vorzügen des verschrieenen Frankreichs zur Anerkennung verhilft, eignet man sich selbst die Fähigkeit für ähnliche Vorzüge an; indem man die Aufklärung in Oesterreich und Italien befördert, betheiligt man sich selbst an den Wirkungen derselben u. s. w., u. s. w. Es kommt also darauf an, seine Bestrebungen, wenn sie auch praktisch sein müssen, nicht auf einzelne Dinge und Localitäten zu beschränken, sondern sowohl bei dem Bösen, das man bekämpft, als bei dem Guten, das man an die Stelle setzen will, möglichst bis auf die Quelle vorzudringen, damit der Gesichtskreis der Mitstrebenden immer mehr erweitert werde und die Heilung nicht bloß eine locale, sondern eine gründliche sei. Die Reaction ist heut zu Tage mehr als jemals eine allgemeine Wissenschaft geworden; die Freiheit muß gleichen Schritt mit ihr zu halten suchen.

Was den Zweck des Reactionssystems betrifft, so ist dieser einfach kein anderer, als, die historischen Rechte der Betheiligten zu

befestigen, auszudehnen, wieder herzustellen, und dagegen die erworbenen oder zu erwerbenden Rechte des Volks zu beschränken, zurückzudrängen, zu hindern. Die Freunde der Reaction legen diesem Streben das Motiv der Volksbeglückung unter; es handelt sich aber im Allgemeinen bloß von Egoismus. Die Besitzer der Macht wollen sich nicht beschränken lassen, wollen nichts von ihrer alten Herrlichkeit, von ihrem Glanz, ihren Genüssen, ihren Vorrechten, ihren Vergrößerungs- und Bereicherungsplanen aufopfern und nach wie vor das Volk zum Mittel dieser Zwecke dienen lassen. Darauf kommt es am Ende allein hinaus, denn solcher Staatsmänner gibt es schwerlich noch in Europa, die da glauben, durch Befestigung oder Herstellung des absoluten Regiments und mittelalterlicher Rechte werde das Glück der Völker mehr gesichert oder befördert, als durch Verfassung und Selbstverwaltung. Die alte Zeit mit ihren Ansichten und Ansprüchen will noch immer nicht weichen, und an gewissen Orten will man noch immer nicht begreifen, oder wenigstens nicht berücksichtigen, daß die Interessen der Völker auch die der Regierungen sein müssen und daß die Regierung der Völker und nicht die Völker der Regierungen wegen da seien. Diese unseelige Verkennung des Rechts und des Naturgesetzes hat alles Unheil der Geschichte verschuldet und sie kann selbst nach der fürchterlichen Lehre, die ihr die französische Revolution gegeben, es noch immer nicht über sich gewinnen, einer bessern Erkenntniß Platz zu machen. Da, wo sie noch besteht, hat sie von der Cultur der Zeit höchstens etwas mehr Vorsicht und Verstellungskunst gelernt und wo früher der nackte Despotismus mit seinem Henkerschwerte drein schlug, verbirgt sich jetzt die Klaue der Gewaltthat unter dem glatten Handschuh der Heuchelei. Ob Rußland auf diese schonende Bezeichnung Anspruch habe, wollen wir nicht entscheiden.

Hat man sich darüber verständigt, daß eine Reaction und zwar eine umfassende, systematische, auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens sich erstreckende Reaction gegen den Geist der Zeit besteht, so fragt sich, welches die praktischsten und besten Mittel seien, derselben entgegen zu wirken, sie unschädlich zu machen, sie zu besiegen, und namentlich in Deutschland zu besiegen.

Es gibt drei Wege, auf welchen man in der Regel zu einer Besserung unserer Zustände gelangen zu können glaubt. Man rechnet erstens auf einen Krieg mit oder auf Unruhen in Frankreich und deren Wirkungen auf Deutschland; zweitens auf eine deutsche Revolution; drittens auf eine ruhige gesetzliche Entwickelung.

Es ist vor Allem nöthig, daß man sich über diese verschiedenen Mittel zur Erlangung größerer Freiheit klare Rechenschaft gibt, damit man sich nicht durch leere Hoffnungen auf eine ungewisse Zukunft zur Unthätigkeit in der Gegenwart oder durch den Gewohnheitsgebrauch unüberlegter Stichwörter zu Grundsätzen verleiten lasse, die in ihren Folgen nur verderblich sind.

Die Völker stehen, mögen sie durch Kosaken oder andere Mittel noch so sehr von einander abgesperrt werden, in steter Wechselwirkung mit einander; kein Volk lebt sein Leben für sich, keins hat in der Hauptsache eine besondere Bestimmung, und ein Gesammtwirken in einem Menschheitsverein ist die Endbestimmung aller Völker. Deshalb ist es thöricht, beim Fortschritt an die Hülfe auswärtiger Völker nicht zu glauben und es ist wahrer nationaler Blödsinn, diese Hülfe von der Hand zu weisen. Aber es ist wohl zu bedenken, daß diese Hülfe unter gewöhnlichen Umständen nur in dem nothwendigen Ideenaustausch, in dem gegenseitigen Ablernen des Errungenen bestehen und daß sie niemals dazu bestimmt sein könne, dem einen Volk durch das andere die Mühe des Fortschritts zu ersparen. Diese Trägheit und Energielosigkeit ist es aber, welche in Deutschland so Viele veranlaßt, auf eine Hülfe von Seiten Frankreichs Rechnung zu machen. Wer nicht stolz und muthig genug ist, sich selbst zu helfen, wo er kann, der verdient auch fremde Hülfe nicht; ruft er sie dennoch an, so wird der Helfende, und mit Recht, ihn viel zu sehr geringschätzen, als daß er nicht die Gelegenheit der Hülfe zu einer Gelegenheit der Ausbeutung umschaffen sollte. Käme es zu Unruhen in Frankreich, welche bis über die Gränze um sich griffen und wir wollten uns als Untergebene einer solchen Hülfe anvertrauen, so würde eine Unterjochung die nothwendige Folge sein. Wer aber Lust hat, französischer Unterthan zu werden, so lang es noch irgend eine Hoffnung für ihn gibt, freier Deutscher zu werden, der

warte die Unruhen nicht ab, sondern gehe lieber gleich nach Frankreich. Wir gestehen für unsere Person, des Beispiels wegen ganz offen, daß wir mit innerlichen französischen Versuchungen ebenfalls oft genug zu kämpfen gehabt haben, und daß wir ihnen, sobald es die Umstände zuließen, ohne Bedenken folgen würden, wenn — wir alle Hoffnung auf die Deutschen aufgegeben hätten. Denn ein Volk, das nicht selbst frei werden kann, ist zur Beute für Andere bestimmt, und es ist immer besser, wenn es einer freien Nation, als einem Sklavenvolk einverleibt wird. Wir geben aber jene Hoffnung trotz der härtesten Geduldproben noch nicht auf, wäre es auch bloß, weil wir persönliches Selbstvertrauen haben und hiermit in einer großen Nation nicht isolirt stehen können.

Daß etwaige Unruhen in Frankreich, die durch den Geist unterdrückter Freiheit erregt würden, nothwendig auch in Deutschland den schlafenden Geist aufwecken müßten, ist außer Frage. Ein solches Aufwachen muß natürlich auf jede rechtliche Weise benutzt werden, aber darauf zu warten, ist Schlaffheit. Man muß suchen, selbst Wecker zu sein und nicht schlafen, bis man durch Andere aus dem Bette getrieben wird.

Aber auf welche Art sollen wir censirte Wecker den Schlaf verscheuchen? Sollen wir die Sturmglocke des Aufruhrs läuten? Sollen wir an die Gewalt appelliren? Sollen wir die Lehren der Freiheit ihren Gegnern mit Blut auf die Gesichter schreiben? Wir würden unbedingt sagen: ja, wenn wir die Ueberzeugung hätten, daß solche Mittel zum Zweck führten, denn die Freiheit ist ein so kostbares Gut, daß kein Preis, um den sie wirklich zu haben, für sie zu hoch wäre. Allein wir sind der festen Ueberzeugung, daß Revolutionen, insbesondere absichtlich eingeleitete oder begünstigte Revolutionen — und solche sind es doch, an die so Viele denken — für die Freiheit ebenso verderblich sind, als für die Feinde derselben. Was nicht von vorn herein frei und offen gesäet werden darf, ist selten ein Saamen für gute Frucht. Welcher ehrliche freie Mann kann es mit seiner Moral vereinigen, Intriguen, Conspirationen und Blut zu säen? Revolutionen sind in der Regel mehr geeignet, die Freiheit zu rächen, als sie zu erlangen. Freilich, wo sie einmal nothwendig geworden, ist

nicht gegen sie zu raisoniren, so wenig als gegen das Nervenfieber, wenn einmal der Körper demselben verfallen ist; in solchen Fällen haben sie ihren Verlauf und müssen ihn haben. Nur darf die Schuld nicht auf Rechnung der Freiheit kommen. Eine Revolution ist der gewaltsame Ausbruch einer Krankheit des Staatskörpers, in welcher der gestörte Organismus sich um jeden Preis der verderblichen Elemente und Säfte zu entledigen sucht. Eine solche Krankheitskrisis, wobei der Organismus zu Grunde gehen kann, mit Berechnung herbei zu führen, das kann und darf nicht das Streben und die Aufgabe Derer sein, welchen es nur um einen normalen und gesunden Zustand zu thun ist. Treibt die Reaction es so weit, daß die Natur kein anderes Mittel zur Heilung mehr besitzt, als ein gewaltsames, so mag sie es anwenden, und sie wird es alsdann anwenden ohne alles Zuthun, aber dann sind es nur die Giftmischer des Staats, auf welche die Verantwortlichkeit fällt und fallen muß. Die wahre Freiheit ist so göttlich und rein, daß selbst ihre Nothfehler nur auf Rechnung ihrer Feinde kommen dürfen. Die Freunde der Freiheit dürfen und müssen die Revolutionen benutzen, aber nicht herbeiführen. Sie müssen sich so verhalten, daß entstehende Revolutionen ihnen zugetragen und aufgedrängt, nicht von ihnen gesucht und eingeleitet werden. Sie müssen ihre Hand rein bewahren, damit sie mit Berechtigung Richter über die Andern sein können und die wahre Freiheit ihre dargebotene Hand nicht zurückzustoßen brauche. Eine Revolution ist ein Chaos von Gesetzlosigkeiten, Verbrechen und Leidenschaften, die, durch Unterdrückung hervorgerufen, im Namen der Freiheit sich geltend machen und zugleich durch den Zweck der Freiheit ihre Rechtfertigung erhalten. Deshalb ist es die größte Ungerechtigkeit, z. B. über die französische Revolution mit ihrer kolossalen Masse von Leidenschaft und verbrecherischer Wuth den Stab zu brechen. Den Stab soll man nur brechen über Diejenigen, welche ein solches Chaos geschaffen haben, über die Despoten und die nichtswürdigen Staatsmänner. Aber wollten deren Verantwortlichkeit die deutschen Freunde der Freiheit theilen, indem sie auch in Deutschland ein ähnliches Chaos hervorzurufen beflissen wären? Wenn einmal in Deutschland eine wirk-

liche Revolution ausbrechen sollte, so wird sie wahrscheinlich furchtbarer werden, als die französische, denn der Deutsche ist gründlich, und ist er einmal Revolutionär, so wird er die Reaction bis auf den Stumpf zu vertilgen suchen, und wer weiß was Alles mit ihr vernichten. Wer will eine solche Eventualität herbeiführen und in ihr den Keim wirklicher Freiheit erblicken? Wer kann Garantie gegen Anarchie und Nachreaction bieten? Wer will den Militärdespotismus fern halten, oder ihm seine Beute wieder entreißen? Kann Einer das Alles, so mache er Revolution, und wir unsererseits sichern ihm unsere Hülfe zu.

Wir schrecken vor keiner Revolution zurück, wenn sie einmal unvermeidlich ist, aber wir schämen uns ihrer, so lange sie umgangen werden kann, und in Deutschland kann sie noch umgangen werden. Wer von uns hätte nicht schon revolutionäre Gelüste gehabt und geäußert? Aber mag die persönliche politische Leidenschaft sich mitunter mit den Gedanken an die extremsten Mittel unterhalten, mag die Geduld mitunter der harten Probe, auf welche sie in Deutschland gestellt wird, zu unterliegen drohen: dem Manne, der Ernst aus der Geschichte und der menschlichen Bestimmung macht, der sich als Rathgeber und Helfer mit den wichtigsten Interessen der Menschheit ehrlich befassen will, dem kommt bei der Bildung seines Systems, bei der bestimmten und klaren Rechenschaft über seine Grundsätze, gewissenhafte und strenge Prüfung dessen zu, was er beginnen will, und es ist für ihn ein höherer Ruhm, mit Selbstverläugnung dem strengen Gebot des Rechts und der Sittlichkeit zu gehorchen, als durch eine noch so edle Leidenschaft sich zu verderblichen Unbesonnenheiten hinreißen zu lassen. Bricht einmal ein Sturm unaufhaltsam herein, so stürze man sich als muthiger Seemann in das Meer der Erregung und helfe dem Volk an einer freien Küste landen; aber man beschwöre nicht den Sturm als Retter aus der Windstille, wenn man durch eigne Anstrengung oder einen Passatwind wieder aus ihrem Bereich gelangen kann. Muß einmal das Schwert gezogen werden, dann lege man es nicht eher wieder aus der Hand, als bis es seine Bestimmung vollständig erfüllt hat, aber man gewöhne sich nicht, leichtfertig mit ihm zu spielen, man mache nicht das Schwert

der Volksnothwehr zum täglichen Spazierstock. Es gibt ein Mittelding zwischen der blutigen Revolutionslust und der duldenden Unterwürfigkeit, nämlich den festen Muth der Wahrheit und des Rechts, der eben so wenig den Gegner schont, als er seiner Sache etwas vergibt, und der eben dem Gegner überläßt, an die Gewalt zu appelliren zum Beweis, daß sein Recht zu Ende ist.

Die der Meinung Talleyrands sind, daß die französische Revolution die Reise um die Erde machen müsse und die unter dieser Revolution nicht bloß deren Grundsätze sondern auch deren Guillotinen verstehen, werden den oben ausgesprochenen Ansichten nicht beistimmen. Eben so wenig die Gegner des Praktischen, welche die Krone des Freiheitsbaumes besteigen wollen, ohne den Stamm und die Zweige zu berühren. Wir glauben selbst, daß die Revolution sich noch sehr auf das praktische Studium der Geographie verlegen werde und streiten die Möglichkeit ihres Durchzugs auch durch Deutschland nicht ab, halten diesen sogar für unvermeidlich, wenn die Gewalt nicht bei Zeiten der öffentlichen Meinung Gehör gibt. Aber wir glauben zugleich, daß die Zustände in Deutschland einstweilen noch auf anderm Wege einer bessern Zeit entgegengeführt werden können, und so lang wir diesen Glauben festhalten müssen, halten wir es für Pflicht, theils durch Warnung der Gewalthaber, theils durch Anspornung der Freiheitsfreunde zu einem sittlich-festen Fortschrittsstreben, so viel an uns ist, zur Verhütung gewaltsamer Umwälzungen beizutragen. Wir halten aber das Hoffen auf revolutionäre Erlösung nicht bloß für nachtheilig, sondern auch für schwach. Es heißt in der Politik abenteuern, wenn man in thatenloser Hoffnung oder in versteckter Planmacherei von der reichen Frau der Revolution eine Versorgung an Freiheit erwartet, statt sich ehrlich und männlich an die Arbeit zu geben und sich durch muthiges Schaffen selbst den Unterhalt zu erringen. Wie es nachtheilig und schwach ist, nach der Freiheit nur durch das Fernrohr der Revolution auszuschauen, so ist es endlich auch unwürdig eines ehrenhaften Charakters, sich auf Plane zu verlegen, die das Licht zu scheuen haben und die auf die Dauer der ganzen Denkungsart Verstecktheit und Ungeradheit beimischen müssen. Die Revo-

lution unnöthig zu machen, das erfordert mehr Muth und Kraft und ist eine würdigere Aufgabe, als die Revolution zu begünstigen.

Die Revolution unnöthig machen? Ja, es gibt nach unserer Ansicht noch ein Mittel dazu, welches in Deutschland nur höchst selten zur Anwendung gekommen ist. Das Schwert des Geistes in der Hand der sittlichen Kraft. — Das ist nach unserer Ansicht die einfache Waffe, womit die wahre Freiheit erkämpft werden kann und muß. Das beste Mittel, die Freiheit zu erhalten, muß auch das beste Mittel sein, sie zu erringen. Erhalten aber wird sie nicht durch Intriguen und physische Gewalt, durch Blut ꝛc., sondern nur durch moralische Kraft, Festigkeit der Gesinnung, Muth des Rechts und der Gerechtigkeit. Recht erzeugt Recht, Unrecht muß Unrecht zeugen, und wo gibt es, wir heben es nochmals heraus, den glücklichen Revolutionär, der sich und seine Anhänger aus dem Strudel des Unrechts und der Leidenschaften zurückzuhalten gewiß wäre? Eine Revolution kann man nicht durch ein Paar gute Freunde bewerkstelligen; die Nachhülfe bei der Erfüllung eines gegebenen Versprechens war z. B. in Griechenland ein Handstreich, nicht eine Revolution, war nicht eine gewaltsame Umkehrung aller Dinge, wie die Revolutionsfreunde à tout prix sie wollen und wie sie in Deutschland freilich schon durch das Proletariat möglich ist.

Es ist bequem und macht unthätig, auf Revolutionen zu hoffen. Wir wären wahrscheinlich in Deutschland viel weiter, als wir sind, wenn nicht so Viele ihre Thätigkeit in der leidigen Hoffnung auf auswärtige Hülfe und innere Revolutionen suspendirt hätten. Besäßen wir eine Anzahl jener republikanischen Charaktere, deren strenger Rechtssinn Hand in Hand geht mit muthiger Festigkeit, deren Absicht so rein als ihr Wille stark ist, dann würden wir in Deutschland ganz andere Erfolge unseres Strebens erblicken, als bisher. Grade der Deutsche Charakter aber scheint uns geeignet, mit der Zeit solche Gestalten zu bilden, deren moralische Gediegenheit, gesichert vor der Fäulniß des Eigennutzes und mit dem aufopfernden Muthe der Freiheitskraft gewappnet, das glänzende Feuer und die schwunghafte Rührigkeit französischer

Charaktere völlig ersetzen könnte. Einen solchen Charakter in sich auszubilden, seinen Willen zu härten, seine Gesinnung zu stählen, sich im Stolz seines Bewußtseins zu befestigen, die Gefahr zu verachten, den Eigennutz zu verbannen und mit solchen Waffen den Kampf der Wahrheit und des Rechts zu beginnen — das ist der Weg, zur Freiheit zu gelangen; und alles Das ist möglich bei erlaubtem und rechtlichem Widerstand: es nähert sich also dem dritten der angegebenen Wege, der gesetzlichen Entwickelung. Wir würden sagen, es ist der Weg der gesetzlichen Entwickelung, wenn man nicht an manchen Orten die Kunst verstände, das Gesetz eben zum Feind der Entwickelung zu machen. Wer auf dem angegebenen Weg die Freiheit zu erringen sich gewöhnt, der wird auch die Kraft besitzen, sie zu bewahren, während die Revolution, weil sie auf Leidenschaft und nicht auf festem, ruhigem Bewußtsein fußt, in der Regel nicht fähig ist, festzuhalten, was sie im Sprunge erlangt hat. Uebrigens sei man versichert, daß das angedeutete Mittel der Befreiung gefährlicher und furchtbarer in den Augen der Reaction ist, als revolutionäre Plane. Die Reaction ist schlecht, moralisch faul. Was rechtlich und wahr ist, das fürchtet sie; was das Licht zu scheuen hat, ist ihr willkommen, es paßt in ihr System, sie absorbirt es und nährt sich damit.

Man wird einwenden: „wir verstehen, was Du willst, es sollen aller Orten vorläufig wenigstens einzelne Freunde der Freiheit ihre Stimme erheben und muthig und ohne allen Rückhalt fordern, was uns zukommt, unbekümmert um die Folgen, welche die Reaction ihnen bereiten wird. Aber gesetzt, dies geschähe und die Reaction, von ihrer Gewalt Gebrauch machend, beantwortete die rechtlichen Forderungen mit Verfolgungen und Strafen und der Eindruck dieser Maßregeln riefe unter den Anhängern der Verfolgten, ja unter dem Volk eine Gährung hervor, trieb es zu gewaltsamer Gegenwehr gegen die Gewalt, um seine Freunde sicher zu stellen und die in ihnen verfolgte Freiheit zu rächen — wäre das nicht ebenfalls Revolution? Wäre also nicht dein Mittel, die Revolution unnöthig zu machen, gerade das Mittel, die Revolution herbeizuführen? Auf diese Frage ist die Antwort leicht. Wäre die deutsche Reaction, was durchaus unwahrscheinlich ist,

thöricht genug, der kühn hervortretenden öffentlichen Meinung durch allseitige Unterdrückung und Einkerkerung ihrer rechtlich handelnden Vertreter offen zu trotzen, so würden die Freunde der Freiheit, welche sich nur rechtlicher Mittel bedienen, rein dastehen und die Schuld aller Folgen, welche die Maßregeln gegen sie hervorriefen, würde nur auf die Rechnung der Reaction kommen. Die Reaction spräche sich selbst ihr Urtheil und bereitete sich selbst ihr Schicksal. Die Theilnahme des Volks aber würde jene grellen Befürchtungen nicht rechtfertigen, sie würde eine rein rechtliche, nicht von Leidenschaften und Intriguen hervorgerufene und genährte sein, sie würde sich um die verfolgten Freunde des Volks und deren Ideen concentriren und ihnen Gelegenheit und Macht verschaffen, der Bewegung der Gemüther die Richtung ihrer rechtlichen Grundsätze zu geben, kurz sie würde eine durch moralische Kraft getragene und gehaltene, nicht auf brutale Gewaltsamkeit gerichtete sein, während im Sturm einer Revolution nur die Leidenschaft und der Eigennutz gebietet und die Leidenschaft und der Eigennutz gehorcht. Das Recht hat in Deutschland trotz der großen Masse schlaffer Philister Freunde genug, um auf dem Wege geistig-moralischer Agitation das Nöthige zu erlangen; nur müssen jene aus ihrer Trägheit aufgespornt und diese muß von muthigen Vertretern angeführt werden. Die Reaction ist in Deutschland schwächer, als man glaubt, man stelle sie nur muthig auf die Probe. Man habe nur den Muth, das Recht und die Wahrheit zum Eklat kommen zu lassen! Also Sporn einerseits und Vertretung andererseits! Von wem aber soll das Eine wie das Andere ausgehen? Vor Allen von den Landtagsdeputirten und den Männern der Presse!

Wir hören auf den deutschen Landtagen jährlich eine Menge Reden halten und zwar zum Theil von ausgezeichneten Männern, aber was ihnen fast insgesammt fehlt, das ist der Muth und die Einmüthigkeit. Wenn auch hier und da ein kräftiges Wörtchen fällt, es ist in der Regel von so viel Rücksichten und Verwahrungen umwickelt, daß die Wirkung da, wohin es zielt, gar nicht verspürt wird. Man kitzelt die Beulen und vergrößert sie dadurch nur, aber man sticht sie nicht durch. Was hätte nicht

ein deutscher Deputirter allein über den deutschen Bund *) zu sagen, wenn er so viel Muth hätte als Stoff. Wann aber hören wir darüber auch nur eine Sylbe? Was ließe sich sagen über die nicht gehaltenen Versprechungen? Was über den schmählichen Einfluß der russischen Gewaltherrschaft auf den Gang unserer Politik? Was über die Maximen unserer Verwaltungen? Was über die deutsche Büreaukratie? Was über das Verfassungsleben? Was über den Mißbrauch der Religion zu politischer Verdummung u. s. w.? Aber statt alles dessen hören wir in der Regel höchstens von unterthänigen Bedenken über untergeordnetere Gegenstände und haben sogar schon auf der Tafel der Volkstribüne das Recht mit den Thränen loyaler Sentimentalität auslöschen gesehen. Sind das Männer, die meisten deutschen Deputirten? Werden sie nie die Sprache des englischen Parlaments lernen? Fast nur die badische zweite Kammer und mitunter die sächsische läßt die Hoffnung, daß aus den deutschen Landtagen einmal etwas Anders werden wird, als Versammlungen connivirender Schönredner und unschuldiger Oppositionsspieler. Dann die Einmüthigkeit! Warum finden keine Verabredungen unter den verschiedenen deutschen Deputirten derselben Farbe über gleiche Bestrebungen und Schritte Statt? Warum setzen sie sich nicht unter einander in Rapport und unterstützen einander nachdrücklicher? Warum läßt man nicht, was in der einen Kammer zurückgedrängt wird, in der andern um so kräftiger erschallen? Warum schieben nicht der vielgerühmten deutschen Einheit gerade die Deputirten sich durch ein einheitliches Streben als Stützen unter?

Einen gleichen Mangel an Muth muß man den Männern der Presse vorwerfen. Uns steht die Censur im Wege, das ist wahr, aber haben wir nicht wenigstens in einigen Bundesstaaten völlige Freiheit für Schriften über zwanzig Bogen? Warum

*) Unterbrechungen durch den Präsidenten könnten durch schriftliche Eingaben, von der ganzen Opposition unterzeichnet, unschädlich gemacht und die Lücken im Protokoll durch auswärtigen Druck ausgefüllt werden.

wird sie nicht besser benutzt? Warum nicht benutzt von solchen Männern, die schon durch das Gewicht ihres Namens die Wagschale der Freiheit zum Sinken bringen könnten? Die meisten unserer Schriftsteller scheinen zu sein, was die meisten Staatsmänner, nämlich Geschäftsleute und — Diplomaten. Ihr fürchtet euch vor Processen? Das ist es eben. Mögen fünfzig achtbare Schriftsteller in Deutschland es gleichzeitig darauf ankommen lassen, ob ihnen wegen rechtlicher Forderungen der Proceß gemacht wird oder der Kerker ihrer wartet — sie werden durch ein Jahr Gefangenschaft mehr wirken, als sonst ihrer tausend durch die Schreibereien ihres ganzen Lebens. Der Sieg des Rechts ist entschieden, sobald es entschieden ist, daß die Vertreter desselben die Folgen ihres Strebens nicht mehr fürchten. Der Muth steckt so gut an als die Furcht, und an Freunden, die sich euch anschließen, wird es nicht fehlen. Der Muth aber ist auch bei der günstigsten Voraussetzung stets erforderlich, da die Regierungen gewöhnt sind, ein Freiheitsbedürfniß nicht eher anzuerkennen, als bis es den Muth hat, sich auf das Kräftigste geltend zu machen. Wohlan, machen wir es geltend! Wir wollen keine Auszeichnungen, wir wollen keine Vortheile, wir wollen keine Prahlereien und keine Poltronerien. Aber haben wir den Muth, unsere Gesinnung für das Volk zu verwerthen und die Qual der unterdrückten Wahrheit zu enden. Die Wahrheit soll, sie muß gesagt werden und hätte sich die Macht der ganzen Erde in eisernem Bund wider sie verschworen. Wahrheit oder Tod, denn der Tod ist besser und wünschenswerther, als zu leben mit der stummen Wahrheit in dem kochenden Herzen.

Wollen wir geringere Forderungen stellen, so stoßen wir auch hiermit auf eine unverantwortliche That- und Energielosigkeit. Wir Preußen haben in unserer an Surrogaten so reichen Zeit auch ein halbes Surrogat für die Preßfreiheit erhalten, nämlich durch die Errichtung des Obercensurgerichts in Berlin. Die Schriftsteller und Zeitungsredaktionen haben nun die schönste Gelegenheit, einerseits die unläugbaren Vortheile, welche das Institut neben der Censorenwirthschaft bietet, auszubeuten und andererseits die Surrogatbestimmung desselben durch die Zahl ihrer Beschwerden zu

vereiteln und somit die Nothwendigkeit der Preßfreiheit auch auf dieser Seite immer näher zu rücken. Wenn jeder Strich der Censoren dem Obercensurgericht vorgelegt würde, wäre dasselbe dann noch im Stande, seine Aufgabe zu erfüllen und würde nicht die Nothwendigkeit, dieser maßlosen Streicherei eine radicale Abhülfe entgegen zu stellen, sich um so mehr geltend machen müssen? Thun unsere Schriftsteller und Redaktionen, was sie können, um ein solches Resultat herbeizuführen? Man scheint sich bloß an dem Beispiel Einzelner zu amusiren und legt dabei die Hände in den Schooß nach wie vor.

Der Widerstand, von welchem im Vorstehenden kurz die Rede, ist der active und positive; ihm zur Seite muß der passive und negative gehen und dieser Widerstand, consequent durchgeführt, ist vielleicht ein mächtigerer Bundesgenosse der Freiheit, als der erstere. Im Allgemeinen wird derselbe darin bestehen, allen Ansichten und Handlungen seine Unterstützung zu entziehen und zu versagen, welche verbreitet und begangen werden im Interesse der veralteten Politik und der Reaction. Das Specielle ergibt sich bei vorkommenden Fällen von selbst und wird von der Einsicht und der Gesinnung an die Hand gegeben. Wir erlauben uns indeß, auf einige Hauptpunkte aufmerksam zu machen. Natürlich machen wir hierbei so wenig, als bei dem sonstigen Inhalt dieses Aufsatzes, irgend Anspruch auf Neuheit. Es handelt sich nur darum, dem Volk das Nöthige in kurzer Uebersicht an's Herz zu legen.

Die wichtigste Gelegenheit für den passiven und negativen Widerstand bietet die Presse und zwar sowohl Denen, welche sie vertreten, als Denen, welche sie unterstützen. Insbesondere gilt das von der Tagespresse. Wir haben schon in der Rheinischen Zeitung, so weit es die Censur erlaubte, hierauf aufmerksam gemacht: „Man schreibt seit Jahren gegen die Censur und will sie abgeschafft wissen; was handelt man aber zu diesem Zweck? Indem ihr gegen die Censur schreibt, handelt ihr meistens für sie. Erklären wir uns näher. Denkt euch, daß es eine aus dem gegenwärtigen Gesichtspunkt hergeleitete Einrichtung gäbe, welche gerade das Gegenstück der jetzigen Präventivcensur darstellte,

etwa eine Zustimmungscensur. Nun fragt euch: Was würde unbedingt der Billigung der Zustimmungscensur ausgesetzt sein? Offenbar das Hauptgegentheil von Dem, was jetzt dem Rothstift der Präventivcensur ausgesetzt ist. Also jedenfalls alle Geburtstags-, Huldigungs-, Reise-, Empfangs-, Gesundheits-, Fest-, Jubiläums-, Lob-, Schmeichel-Artikel und dergleichen Gewäsch, also der Hauptinhalt vieler unserer deutschen Tagblätter. Die meisten deutschen Blätter arbeiten unermüdlich der Zustimmungscensur in die Hände und stellen dadurch die Wirkung der Präventivcensur empfehlend in's Licht. Erklärt ihr die Präventivcensur für schädlich und wollt sie abgeschafft wissen, so möchten wir lieber rathen, sie für unschädlich zu erklären und dieß zu beweisen dadurch, daß ihr derselben wenigstens so wenig als möglich zu Gefallen thut. Verbannt ihr die willkommene Nahrung der Zustimmungscensur aus euern Blättern, so wird die Präventivcensur einsehen, daß sie euch zwingen kann etwas zu lassen, aber niemals, etwas zu thun, sie wird also eure Selbstständigkeit anerkennen und die Schranken ihrer eigenen Macht gewahr werden; sie wird fühlen, daß ihr über ihr steht, obschon ihr von ihr abhängig seid, sie wird euern passiven Widerstand höher anschlagen lernen, als ihre eigne active Wirksamkeit; sie wird auf die Freiwilligkeit eurer Wirkung für die Zwecke der Regierung oder der Macht mehr Werth legen lernen, als auf die erzwungene Unwirksamkeit eurer Thätigkeit gegen jene Zwecke; sie wird eure Freundschaft für suchenswerth halten, wenn ihr zeigt, daß eure Gegnerschaft nicht bezwingbar ist; sie wird euch die der Gesinnung und dem Charakter zukommende Freiheit nicht mehr vorenthalten wollen und können; wenn ihr erst insgesammt beweiset, daß ihr Gesinnung und Charakter besitzt. Und das Ergebniß von allem Dem wird das Resigniren der Censur sein, im Fall ihr die gegebene Andeutung nur mit Consequenz verfolgt. Die Censur weicht nur der würdigen Haltung Derer, welche ihr unterworfen sind; durch consequenten passiven Widerstand ist sie zu besiegen"! Diese Mahnung ist später, wo wir sie anbringen konnten, wiederholt worden. Bei Vielen scheint sie Eingang gefunden zu haben, aber eine consequente Befolgung fehlt noch

überall, und manche Blätter treiben noch immer die Schamlosigkeit des Servilismus auf die frühere Weise fort. „Sie verdienen nach wie vor die Freiheit, zu verschweigen, was sie sagen mögten, durch die Bereitwilligkeit, zu sagen, was sie verschweigen mögten." Bei ihnen prallt Vernunft und Ehre in gleicher Weise ab und nur die Abonnenten sind im Stande, sie zur Raison zu bringen.

Die empfohlene Selbstcensur der Blätter gegen alles Wohlgefällige ist von einer größern Wichtigkeit, als es scheint. Sie wirkt nach oben und nach unten zugleich. Nach oben, da es den Gewalthabern eine wirksamere Lehre ist, als man merkt, daß diejenigen, auf die sie zwar mit Geringschätzung herabsehen, auf deren Anerkennung und Schmeicheleien aber dennoch ihr Streben gerichtet ist, Stolz, Kraft und Willen genug zeigen, ihnen diesen Dienst zu versagen ohne Freiheit, und den zum Mindesten zu ignoriren, der sie selbst nicht anerkennt; nach unten, da die consequente Nichterwähnung von Dingen, welche den Geist des Volks an die hergebrachten Vorstellungen von seiner fatalistischen Untergebenheit unter alterthümliche Mächte und Verhältnisse fortgewöhnen, im Verlauf einiger Jahre von selbst andere Ansichten und freieres, selbstständiges Denken in der Masse erzeugen muß. Durch Schweigen läßt sich nicht bloß sprechen, sondern auch lehren. Wer z. B. einige Jahre lang mit den Einredungen verschont bleibt, daß man Dem und Dem an seinem Geburtstag oder bei andern Gelegenheiten par tout ein Opfer der Unterwürfigkeit, Liebe rc. darzubringen habe, der wird von selbst dahin kommen, anzunehmen, daß man nur Dem eine Anerkennung zu bezeugen hat, welcher sie wirklich verdient, mag er gestellt sein wie er wolle.

Dieselbe Enthaltsamkeit und Gesinnungskritik muß eintreten in Bezug auf die Behandlung solcher Gegenstände, die, wenn auch nicht direkt auf die Hemmung der Freiheit bezüglich, doch indirekt dazu benutzt werden. Vor Allem nennen wir hier den Nationalismus. Wir haben schon anderwärts den deutschen Nationalismus, der sich mit philisterhafter Selbstgenügsamkeit auf die verdorrten Lorbeeren früherer Zeiten hinstrekt, das Faulbett des politischen Verstandes genannt. Das ist er in der That und es kann der Reaction nichts willkommener sein, als das ewige

selbstgenügsame Pochen auf den hohlen Stamm der Nationalität, den man nicht mit dem Mark der innern Freiheit auszufüllen weiß. Man soll von jener verachtungswürdigen Nationalität, die am Ende nur auf ihr gemeinsames Lakaienkleid stolz ist oder sein kann, gar keine Erwähnung mehr thun, und nur den Accent auf die innere Freiheit legen, welche allein wahre Nationalität schafft und ihr Werth verleiht.

Mit der vielgerühmten deutschen Nationalität hängt genau der vielgenährte Franzosenhaß zusammen. Wir wiederholen auch hier ein früheres Wort: „Wir sind nur national, wo wir dienstbar sind!" Was ist es anders, als die verachtungswürdigste Dienstbarkeit, daß wir uns beständig durch Wiederholung unseres nationalen Namens gegen ein Volk aufhetzen, ohne welches wir das sklavischste Volk von Europa wären, und das allein zu Zeiten im Stande ist, die deutsche Reaction im Schach zu halten? Man soll unverhohlen ehren, was an den Franzosen zu ehren ist, man soll unbefangen von ihnen lernen, was von ihnen zu lernen ist, man soll die Vorurtheile bekämpfen, daß französische Freiheit, keine Freiheit sei, daß gute französische Institutionen verderblich für uns seien, daß Sympathieen für französischen Fortschritt Sympathieen für französische Unterthanenschaft seien. Man soll nicht so dumm sein, zu unserm eigenen Nachtheil der Reaction die Furcht vor dem französischen Geist zu sparen, und dem französischen Geist den Einfluß auf unsere Freiheit abzuschneiden. Heißen wir doch den englischen Geist willkommen! Der benachbarte französische Geist ist uns, wenn wir uns in die würdige Verfassung einer freien Nation zu setzen wissen, nicht feindlicher, als der englische. Sich nur von den Franzosen befreien lassen zu wollen, ist verächtliche Schwachheit; aber die Franzosen zu hassen, ist eine kolossale servile Dummheit. Man wird schon suchen, uns zu Freunden zu halten, sobald man merkt, daß wir nicht mehr Feinde Derjenigen sind, die mehr Freiheit haben, als wir; man wird uns durch innere Freiheit zu fesseln und zu befriedigen suchen, wenn wir die Antipathie gegen die äußere ablegen; man wird uns durch Einräumung von Rechten an dem Staat betheiligen, wenn man sieht, daß die sklavische Dienstbeflissenheit, sich

bloß für die Rechte Anderer in Enthusiasmus zu versetzen, in der Luft des kühlen Selbstbewußtseins erkaltet ist.

Wollt ihr den Nationalismus nach Außen kehren, so kehrt ihn nach der Seite, wo auch für uns die Ketten der Knechtschaft klirren; kehrt ihn nach Rußland. Ihr werdet einwenden, daß gegen Rußland eure Angriffe kein freies Feld haben. Nun wohlan, so erkennt darin die Gränzen der Wirksamkeit eures gepriesenen Nationalismus, erkennt an, daß er ein dienstbarer Knecht ist und sein soll, den man schickt, wohin man will, und den man zurückhält, wo er einen guten Freund unangenehm berühren könnte. Schäme sich, gegen die Franzosen zu prahlen, wer gegen die Russen schweigen muß! Keine censirte Feder sollte mehr durch das Pochen auf die deutsche Nationalität und durch Franzosenbekämpfung ihr Knechtschaftsattest ausstellen.

Ein Hauptwerkzeug der Reaction zur Bannung des freien Geistes hat mitunter die sogenannte Religion abgegeben. Die Kirche ist häufig das erste Staatsgefängniß gewesen und die Pfaffen dienten als die Polizeisoldaten der Vernunft. Noch immer ist, wo es auf die politische Freiheit abgesehen war, das religiöse oder kirchliche Leben und zwar *auf Kosten wahrer Religion, die nur Wahrheit, Recht und Freiheit wollen kann*, mit Eifer kultivirt worden, wogegen die religiöse Freiheit stets mit der politischen Hand in Hand voranschritt. Es ist so leicht, Diejenigen politisch dumm zu halten, die ihren Geist unter die religiöse Nebelkappe stecken lassen, und es ist so beruhigend, mit Leuten zu thun zu haben, die sich wegen der irdischen Entbehrungen durch die Hoffnungen auf einen künftigen Ersatz zu trösten wissen, und es ist so süß, über Menschen zu gebieten, welche die Duldung und den knechtischen Gehorsam als ein Geschenk Gottes verehren. Das Kunststück, den politischen Appetit durch religiöse Speisen zu beschwichtigen, und das Interesse des Volks auf verkehrte Fährten hinzulenken, ist so oft angewandt worden, daß wir nicht begreifen, wie halbwegs vernünftige Leute sich jemals wieder als Werkzeuge können gebrauchen lassen, um das Kunststück auszuführen. Wenn ihr religiös seid, so seid es in Gottes Namen, betet und seid fromm für euch und eure

Familie, aber hütet euch vor der Betheiligung an religiösen Bestrebungen, die von der Politik, von der Gewalt, von der Reaction ausgehen. Keine aufgeklärte Zeitung sollte auch nur einen Buchstaben drucken lassen zur Begünstigung von religiösen Vereinen ꝛc. Ihr, die ihr nicht ohne positive Religion sein könnt, überlaßt sie wenigstens denen ganz allein, die sich als die Vertreter derselben hinstellen, den Geistlichen, und die Geistlichen bedürfen, wenn sie keine Nebenzwecke verfolgen, keiner Zeitungen. Die Zeitungen sollten nur von Religion sprechen, wo sie den Mißbrauch derselben bekämpfen können.

Alles, was wir der Presse anempfohlen haben, empfehlen wir auch den nichtschriftstellernden Freiheitsfreunden im Volke an. Betheiligt euch an keinem nationalen Geschrei, freßt keine Franzosen, meidet die Erinnerungsfeste an die sogenannte Befreiungszeit, schließt euch keinen politisch-religiösen Vereinen an, wendet das Geld, das man euch etwa für die Restauration des Mittelalters abfordert, lieber zur Anschaffung und Verbreitung guter Zeitungen und Bücher an, seid wählerisch bei der öffentlichen Bezeigung von „Sympathien", bringt keine Toaste und Fackelzüge, wobei nicht das erste Hoch auf die politische Freiheit ausgebracht wird, subscribirt nicht, illuminirt nicht, errichtet keine Monumente, wobei es nicht auf einen Zweck politischer Freiheit ankommt, nehmt auch keine Orden und Titel an, kurzum entzieht eure Bereitwilligkeit, Theilnahme und Unterstützung Allem und Jedem, was nicht von Freiheit ausgeht und auf Freiheit hinaus will, thut keine Spanndienste am Triumphwagen der Reaktion! — Setzt ihr das Alles zwei Jahre lang mit Consequenz fort, so ist unser ganzes politisches Leben umgewandelt, denn bisher sind wir selbst es gewesen, welche der Reaction gegen unser Interesse und unsere Freiheit als entscheidende Hülfstruppen gedient haben. Fechten wir nicht mehr gegen uns selbst, so ist der Sieg uns gewiß.

Da auf die Presse das Meiste ankommt, so erinnern wir dieselbe wiederholt an eiserne Consequenz und stählerne Grundsätze. Es handelt sich darum, daß der Unfreiheit alle Mitwirkung entzogen, dagegen jede Kraft für die Sache der Frei-

heit angespannt werde. Deshalb muß auch jede im bürgerlichen und literarischen Leben auftauchende Bestrebung, die nicht auf Politik und Freiheit hinaus will, von der politischen Presse en bagatelle behandelt, ignorirt, verdrängt werden. Werft die sentimentalen Ergüsse poetischer Milchbärte zum Fenster hinaus, verbannt die spielende Unterhaltungsliteratur, erwähnt und ermuntert die Musik, die Poesie, überhaupt jede Kunst nur dann, wenn sie sich an den großen Bestrebungen der Zeit betheiligt, kurzum seid fest und consequent. Nur auf diese Weise läßt sich wirken, und die unterdrückte active Thätigkeit durch passive Unthätigkeit ersetzen, wenigstens ihre Wirkung paralysiren und dadurch die Unterdrückung entmuthigen.

Ob wir in der vorstehenden kurzen Skizze eines antireactionären Feldzugsplans allen Gemeinen und Troßbuben im Heere des Fortschritts verständlich genug gewesen sind, wissen wir nicht; mögten wenigstens Diejenigen, die sich als Offiziere und Unteroffiziere betrachten können, uns verstanden haben und den gegebenen Rath befolgen. Es ist jedenfalls gut, daß die aufgestellten Grundsätze von Gliedern der jüngern Generation ausgesprochen und getheilt werden, einmal, weil von ihr hauptsächlich das Werk der Befreiung von dem Drucke der Gegenwart ausgehen muß, und dann, weil man gewöhnt ist, ihr nur Egoismus und Blutgier in die Schuhe zu schieben.

K. Heinzen.

Ueber
die Noth in unserer Gesellschaft und deren Abhülfe.

Als wir vor zwei Jahren in der Rheinischen Zeitung die Nothwendigkeit einer socialen Reform leise andeuteten, da hieß es, in Deutschland gebe es kein Proletariat, und Herr Stein, der ex officio über den Socialismus und Communismus schrieb, bestätigte dieses Urtheil, und die wohlgenährten Bedienten des Herrn von Cotta riefen triumphirend, in Deutschland sei man noch nicht am Verhungern und folglich das socialistische Problem für Deutschland noch kein Problem — und alle Deutschthümler riefen: Amen!

Das socialistische Problem ist freilich kein deutsches; es ist ein menschliches. Nur Leute, die nicht weiter denken, als ihnen vorgeschrieben ist, und deren Fühlfäden so weit reichen, wie die Fühlhörner eines Insektes, Leute, die nur mit den Augen des Magens sehen und daher nicht an den Hunger glauben, wenn sie satt sind — sie können die Unruhe weniger Köpfe und das Knurren vieler Magen und das Murren aller Herzen nicht beachten. — Aber es sollte auch diesen Magenthieren, freilich auf einem Umwege und daher etwas später, zum Bewußtsein gebracht werden, daß sich in Deutschland nicht nur die beiden Parteien der „Staatsmänner“ und „Unterthanen“, sondern noch zwei andere, eine satte und eine hungernde, einander gegenüber stehen, und daß man sich aus bloßem menschlichem Gefühle — obgleich die Logik des Herzens ihnen als eine eben so leere Abstraktion und hohle Theorie, wie die Logik des Kopfes erscheint — klar werden, daß man sich aus *purer menschlicher Caprice* zur

Partei der Proletarier schlagen könne. — Seitdem ist es erlaubt, sich, ohne den Anstand zu verletzen, für die hungernde Partei auszusprechen, und die Industriellen müssen so gut, wie die andern Ritter, sich daran gewöhnen, die Stimme der Zeit zu hören, ohne sogleich schooßhündisch zu junkern......

Mit welchen Gegnern sind wir doch zu kämpfen verdammt! Neulich noch, als bei Gelegenheit der schlesischen Arbeiteraufstände von der Gleichheit der Menschen die Rede war, erhob sich ein **Commis-voyageur** von seinem Sitze an der **table d'hôte** und warf mir sieg-gewiß die Frage entgegen: „Wer soll denn meine Stiefel wichsen, wenn alle Menschen gleiches Glück haben?" Ich sagte ihm: Wenn Sie Ihre Stiefel durchaus gewichst haben wollen und es findet sich Niemand, der es Ihnen vorthun mag, dann müssen Sie es selber thun; das Unglück wäre nicht so groß, wie manches andere. — Er erklärte mich für einen abstrakten Logiker und Metaphysiker und fuhr fort, concret zu essen und zu trinken.

Diese thierische Angst vor der Freiheit und Gleichheit und was man sonst noch gelehrt und ungelehrt über die Nachtheile faselt, welche den Wissenschaften und Künsten aus der gleichen Berechtigung aller Menschen zur vollständigen Entwickelung des menschlichen Wesens erwachsen würde, hat seinen Ursprung theils in der Unbekanntschaft mit den bereits gemachten Fortschritten in der Mechanik — welche die mechanischen Arbeiten der Menschen auf ein Minimum reduciren — theils in der Unbekanntschaft mit dem Wesen der materiellen Produktion, welche letztere mit der geistigen stets gleichen Schritt hält, und deren vollständige Entwickelung erst dann beginnen kann, wann der Entwickelung des menschlichen Wesens überhaupt keine Hemmnisse mehr entgegenstehen — vor allen Dingen aber in der Unbekanntschaft mit dem Wesen des Menschen selbst, in jener egoistischen Bornirtheit, die wir zu enthüllen nicht müde werden dürfen.

John Prince-Smith schrieb jüngst ein Buch „über den politischen Fortschritt Preußens," welches die „Legalisirung der faktischen (Geld-) Macht durch Verfassungsgesetze" als das Ziel der jetzigen Bewegung in Preußen aufstellt. — Der christlich-germanische Staat mag darüber nachdenken, wie diese Bibel der Geld-

religion, dieses klassische Werk der modernen Krämerwelt, wie dieses Mammon-Teufelsbuch durch Sprüche aus der Bibel Gottes zu bannen ist. Was uns betrifft, so können wir diesem Kriege der alten, wohlbekannten Rivalen, die beiderseits behaupten, daß man nicht zweien Herren zugleich dienen könne, Gott und dem Mammon, und deren welthistorischer Kampf sich lediglich um die Frage dreht, ob wir den Herren von Gottes Gnaden, oder den Herren von Mammons Gnaden zu dienen haben — wir können diesem Kriege, sage ich, um so mehr mit parteiloser Gemüthsruhe zusehen, als beide Parteien noch immer gleich stark sind und trotz der faktischen Macht der Einen die gleichfalls faktische Macht der Andern in schönstem Flore fortbesteht.

Eine flüchtige Bemerkung über Mr. John können wir jedoch nicht unterdrücken. Er sagt, Preußen sei „überreif" für eine Verfassung. Er hat mehr, als Recht — er hat überrecht! Auch seine Polemik gegen den historischen Staat ist „überreif". — Wenn man bedenkt, daß Mr. John genau genommen das Nämliche verlangt, wofür Frankreich und das ganze civilisirte Europa ein halbes Jahrhundert lang mit der feurigsten Begeisterung gekämpft, so überrascht die Ruhe, mit der dieser Schriftsteller sich über dergleichen Dinge vernehmen läßt. „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus" — möchte man ihm auf jeder Seite seiner Schrift zurufen. — Woher diese Gelassenheit? — Das Räthsel ist leicht zu lösen. Mr. John weiß, daß die staatsbürgerliche Freiheit, welche er in Anspruch nimmt, noch keine menschliche Freiheit ist; darum eifert er nicht, wie ein Besessener, sondern parlamentirt, wie ein Besitzender. — Wir befinden uns jetzt in einer „Uebergangsperiode", meint er, und das ist die der Industrie, des Geldes. Da wir nun jetzt allesammt vom Gelde abhängiger sind, als wir es je von himmlischen Mächten und irdischen Stellvertretern waren, so begreift er nicht, wozu wir diesen Ueberfluß an regierenden Herren, der nur störend auf unsere Abhängigkeit vom Gelde wirkt, noch nöthig haben. — Bis jetzt hat man überall Constitutionen im Namen der menschlichen Freiheit verlangt. Mr. John verlangt eine Constitution im Namen der menschlichen Abhängigkeit, und Mr. John weiß, was er will,

weiß noch mehr, als er will, während die bisherigen Freiheitskämpfer weniger wußten, als sie wollten. Mr. John ist ein wahrer Philosoph, ein deutscher Philosoph. Er verlangt nur, daß der Geldstaat seinem Begriffe entspreche — und weil der „sogenannte“ Socialismus etwas mehr will, als das faktisch Bestehende „legalisiren“, wird unser germanisirter Engländer nächstens auftreten und beweisen, daß dasjenige, was die Socialisten erstreben, noch nicht wirklich, folglich unvernünftig ist. — Nachdem er uns bewiesen hat, daß wir einen Ueberfluß an mächtigen Staatsherren, wird er uns auch noch beweisen, daß wir einen Ueberfluß an ohnmächtigen Staatsphilosophen haben. Ach, es ist leider zu wahr, was er beweisen will; es ist überreif!

Ja wohl, unsre Zustände sind überreif. — Das kleine Inselvolk jenseits des Kanals producirt mehr, als es auf beiläufig dem ganzen Erdenrunde, das es mit seinen Produkten überschwemmt, unterbringen kann. Aber es producirt noch nicht den zehnten Theil von dem, was es produciren könnte und produciren würde, wenn es nur für seine Producte Absatzwege hätte. Und während seine Produkte in der Heimath und im Ausland umher liegen und verschleudert werden, lebt ein Theil seiner Bevölkerung mitten in diesem Reichthum von Kummer und Noth, in Thierheit versunken, das Nöthigste entbehrend, ohne Bildung, ohne Brod, ohne Kleidung, ohne Obdach. Die Menschen und ihre Produkte sind von einander getrennt — und beide verderben. — Ist es in andern Ländern anders? Was hat in Frankreich, was in Deutschland die Arbeiteraufstände hervorgebracht? Was ist die Ursache dieser großen Noth mitten im Ueberflusse? —

Die Concurrenz! Ihr ruft es einstimmig, große und kleine Krämer, Kapitalisten, Proletarier, Betrüger und Betrogene. — Freilich, die Concurrenz. Aber alle Eure Schutz- und Trutzbündnisse, sind es nicht Bündnisse innerhalb der Concurrenz? Glaubt Ihr das Wesen der Concurrenz, den Egoismus, zu überwinden durch Associationen des Egoismus? Glaubt Ihr, nachdem die Concurrenz das Monopol überwunden hat, nun wieder mit dem Monopol die Concurrenz zu überwinden? —

Man kann es vom Egoismus und von der Bornirtheit nicht

verlangen, daß sie über ihr eignes Wesen hinausgehen und dasselbe durchschauen sollen. Aber man kann vom Menschen verlangen, daß er, einmal den Kreis des Irrthums durchlaufen, nicht wieder den Kreislauf von vorn anfange, sondern endlich zu Verstand komme.

Der Egoismus hat seinen Kreislauf vollendet, und diese Vollendung hat er in der Concurrenz erreicht. In ihr hat der Egoismus seine klassische Gestalt erhalten. Der Widerspruch des menschlichen Wesens, der menschlichen Gattung, mit sich selber ist hier ein universeller, und in dieser universellen Gestalt sind alle die frühern, einseitigen Formen enthalten. Hier ist der Mensch Raubmörder, Sklave, Leibeigner, Betrüger, Wucherer, Lohnarbeiter und Bettler zugleich. In unsrer Krämerwelt, von Nordamerika an bis nach Rußland hin, gedeihen alle die politischen und socialen Formen der Herrschaft und Knechtschaft, welche uns die Geschichte der Reihe nach aufführt, von den thierähnlichen der afrikanischen Sklaverei bis zu den gottähnlichen der Theokratie. — Und diesen Culminationspunkt der Zerfallenheit unsrer Gattung wollt Ihr durch Rückkehr zu frühern oder zu „gemischten" Zuständen der Vergangenheit und Gegenwart überschreiten? — Mischt und vermittelt diese Mischung und Vermittlung aller Lügen, die je existirten, nur immer zu — Ihr tragt damit nur Euer Schärflein zur universellen Lüge unserer Zeit bei!

Nachdem man im Zustande der Trennung vergebens nach der Freiheit gestrebt hat, glaubt man jetzt in demselben Zustande weiter zu kommen, wenn man sein Ziel niedriger steckt. Weil man unter den alten Voraussetzungen das schöne Ziel nicht erreichen konnte, hält man es für ein unerreichbares und kehrt um. — O, Ihr Helden, Ihr Industrie-Helden, Ihr National-Helden! — Es ist wahr, daß die „freie" Concurrenz größere Uebel hervorgebracht hat, als die unfreie Concurrenz, wie es auch wahr ist, daß der antike, auf die Sklaverei und die bornirteste Nationalität begründete Staat in seinem scharf umgrenzten Gebiete sich menschlicher, als die christliche Welt entwickelt hatte. Man kann darum den antiken Staat der christlichen Welt vorziehen, aber vernünftiger Weise nicht zu ihm, ganz oder theilweise, zurückkeh-

ren wollen. Denn so wie ein begränztes Gebiet und der ihm entsprechende begränzte Gesichtskreis, das Bewußtsein, sich erweitert, muß die auf solcher Beschränktheit beruhende Glückseligkeit aufhören; es entstehen Collisionen zwischen den gebildeten Nationen und den Barbaren, zwischen den Freien und Sklaven. Man könnte diese Collisionen vielleicht durch eine chinesische Mauer vermeiden; aber eine chinesische Mauer von Stein ist nur da möglich, wo auch der Geist mit einer solchen Mauer umgränzt ist. Es ist vollends unmöglich, die alte Schranke da wieder herzustellen, wo sie einmal durchbrochen ist. In unserm Falle, wenn wir nur die Bewegung der Industrie und des Handels berücksichtigen (von den Fortschritten im Bewußtsein kann man mit den Schutzzöllnern und Korporationssüchtigen nicht sprechen) so machen schon die neuen Erfindungen in der Mechanik und die neuen Entdeckungen in den Naturwissenschaften, die über alle Maaßen erleichterte Produktion und Communikation, welche das mittelalterliche Handels- und Industriesystem langsam untergraben und endlich gestürzt haben, eine theilweise oder gar vollständige Rückkehr zu diesem System so durchaus unmöglich, daß es nur eine Art von Verkindischtheit verräth, wenn man sich jetzt wieder in diesen Kinderschuh zurücksehnt. Die Theilung der Arbeit hat im Zustande des egoistischen, antisocialen Privaterwerbs mit dem neuen Industriesystem ihren Culminationspunkt erreicht, und wie nachtheilig sie auch in ökonomischer sowohl, wie in geistiger Hinsicht, auf den *ganzen Menschen* wirkt, so ist doch eine theilweise Rückkehr zu frühern ökonomischen Zuständen eben so unmöglich, wie eine vollständige Rückkehr zum *Urzustande*. Die Naivetät unserer deutsch-mittelalterlichen Reaction, welche die „mächtige" Hansa, die „schöne Gliederung" der Stände und Corporationen, die „erhabenen Bauwerke" des Mittelalters, und nebenbei auch den „altehrwürdigen" Glauben und das „ritterliche" Wesen wieder heraufbeschwören möchte, weil — **car tel est notre bon plaisir** — diese Naivetät ist wahrlich zum Erbarmen! Soll man sich mehr über die „providentielle" Dummheit der gnädigen Herrschaft, die sich ihr eigenes Grab gräbt, oder über die gemeine Dummheit und Unwissenheit der Gemeinen mehr wundern, die

unter dem Schutt Schätze für die Zukunft unseres Geschlechts suchen und den entdeckten geistigen Schatz nicht zu erkennen vermögen? —

Die freie Concurrenz ist das letzte Wort des Egoismus. Alle Combinationen innerhalb des Zustandes der Trennung sind erschöpft. Wir können unter keiner Bedingung zurück und nur unter einer Bedingung vorwärts, unter der nämlich, daß wir die Voraussetzung der bisherigen Socialzustände aufheben. Diese ist die Fleisch und Metall gewordene Einbildung, daß unser Gattungswesen — die Liebe, welche die unorganischen Elemente, die getrennten Individuen, verbindet und zur organischen Selbstthätigkeit bringt — das Zusammenwirken, der Verkehr, der Austausch aller Lebenskräfte, der diese aus ihrem Schlummer weckt und zeugungsfähig macht — daß mit einem Worte unser geistiges und materielles, unser theoretisches und praktisches Vermögen außer und über unsrer wirklichen Gattung sei und wir uns dasselbe mithin äußerlich, stückweise anzueignen haben. Denn vergebens streben wir nach unserm geistigen und materiellen Vermögen, solange wir es außer und über uns suchen. Unser theoretisches Vermögen, was uns zu humanem Bewußtsein befähigt, ist nicht über uns, im transcendenten Gotte; es ist in uns, und nur durch Erziehung und humane Bildung können wir es zu unserm wirklichen Besitzthum oder Eigenthum machen. Unser praktisches Vermögen, was uns zu humaner Thätigkeit befähigt, ist nicht außer uns, im transcendenten Gelde, sondern im Zusammenwirken und Austausch unserer durch humane Bildung entwickelten Kräfte, Talente und Fähigkeiten. — Organisation der Erziehung und der Arbeit, das ist es, was wir an die Stelle des himmlischen und irdischen Erwerbes setzen müssen. Wir sind keine humane Wesen, sondern Wesen ohne Herz und Kopf, Unwesen, isolirte, einfältige Blöcke, solange wir unser Wesen nicht entwickeln und gemeinschaftlich bethätigen, sondern äußerlich nach ihm streben und es uns stückweise aneignen, so daß es uns entzweit, statt uns zu vereinigen — wie diese unglückselige Entäußerung und stückweise Aneignung unsres Wesens zuerst auch nur durch die Trennung der Gattung, durch die

Vereinzelung der Individuen entstanden ist. Denn die Menschen kamen nicht als humane, menschheitliche, gesellschaftliche Wesen zur Welt Die Menschen konnten nicht von vorn herein aus humanen und vernünftigen Gründen, um sich gegenseitig zu unterstützen und auszubilden, mit einander in Verkehr treten — denn diese humane Gesinnung, dieses vernünftige Bewußtsein mußte ihnen erst durch das gesellschaftliche Leben beigebracht werden — sondern das egoistische Bedürfniß zog sie zu einander hin. Dasselbe Bedürfniß entzweite sie aber auch, und so wurde mit dem gesellschaftlichen auch das antisociale Wesen immer mehr und mehr entwickelt: der Privaterwerb dessen, was menschliches Gemeingut.

Die freie Concurrenz ist nicht nur das letzte Wort der politischen, sie ist auch das letzte Wort der religiösen Oekonomie. Was die himmlische Oekonomie von jeder kirchlichen und staatlichen Gemeinschaft emanzipirt, die Gottesverehrung zur reinen Privatsache macht und es ausspricht, daß jeder in seiner Façon selig werden kann, ist dasselbe Wesen, welches auch die irdische Oekonomie von allem Stände- und Corporationsgeist emanzipirt, den Geldkultus zur Privatsache herabsetzt und es jedem frei stellt, in seiner Façon sein Glück zu machen. Es ist nämlich das zum Selbstbewußtsein gelangte Wesen des Egoismus, welches den Privatmenschen als den Menschen **par excellence** ansieht, das einzelne Individuum, die isolirte Person, als isolirte, mit der Gattung zu identificiren strebt und an die Stelle jedes andern (kirchlichen, staatlichen, nationalen, ständischen oder corporativen), den consequenten, den Privat-Egoismus setzt. Denn was ist der Egoismus anders, als der Wahnsinn, für sich allein das Vermögen der Gattung in Beschlag nehmen zu können? — Wenn der Jude sein Volk für das auserwählte Volk Gottes, wenn der Grieche alle Nichtgriechen für Barbaren und seine Sklaven für prädestinirte Werkzeuge des „Freien", wenn der Katholik seine Kirche für die alleinseligmachende hielt, so war damit unbewußt und inconsequent dasselbe ausgesprochen, was der Rationalist, der an eine persönliche Unsterblichkeit glaubt, was der Pietist, der sich für ein besonders begnadigtes Wesen hält, was der

Capitalist, der auf sein heiliges Privateigenthum pocht, bewußt und consequent von sich als Privatmenschen ausspricht oder denkt: daß er nämlich für sich allein die Liebe Gottes, das Vermögen der Gattung besitzen könne.

Ist die freie Concurrenz das letzte Wort, die klassische Form des Egoismus, so kann innerhalb des Egoismus keine Reform mehr stattfinden, welche nicht ein ökonomischer Rückschritt wäre. Wird dennoch die freie Concurrenz schon einstimmig als der Grund unserer vielfachen socialen Uebel erkannt, so ist damit unbewußt die Forderung ausgesprochen, die Basis des ganzen bisherigen Sociallebens aufzugeben, an die Stelle der Trennung die Einheit der Gattung, an die Stelle des Egoismus den Socialismus zu setzen, den egoistischen Privaterwerb des chimärischen Gattungsvermögens zu vertauschen mit dem wirklichen Vermögen der Gattung, und statt der religiösen und politischen Oekonomie die sociale zu cultiviren, welche das menschliche Vermögen entwickelt und das entwickelte in Thätigkeit setzt. — Es versteht sich übrigens von selbst, daß der Socialismus, sowohl in negativer, wie in positiver Beziehung, daß nämlich sowohl die Aufhebung des Privaterwerbs, wie die Organisation der Arbeit, nicht mit einem Schlage einzuführen, daß es sich nicht darum handeln kann, den Geldcultus und den Cultus des höchsten (theoretischen) Wesens durch ein Dekret abzuschaffen und dagegen den Socialismus und Humanismus zu dekretiren. Wir würden selbst wieder in den alten Fehler der Chimärenjagd verfallen und obendrein die antisociale Produktion nur lähmen, bevor die sociale gewonnen wäre, wollten wir durch ein solches Dekret den Gelderwerb oder das Privateigenthum, oder die Erblichkeit, oder die Privatseligkeit, kurz, die bisherige religiöse und politische Oekonomie aufheben. Nein, wir haben eine neue Generation durch eine allgemeine und unentgeltliche Erziehung zu Menschen heranzubilden, der Noth der alten Generation aber durch eine sofortige Gründung von Nationalwerkstätten abzuhelfen, welche nach und nach, durch die heranwachsende neue Generation, eine immer edlere höhere Gestalt annehmen (sie werden zuletzt freie, menschliche Wirkungskreise im weitesten Sinne) und zu diesen Zwecken frei gewählte Volksmänner zusammen-

treten und rechtskräftige Beschlüsse fassen zu lassen. — In dem Maaße, wie das *wirkliche* Vermögen der Menschen durch Erziehung *entwickelt* wird und das *entwickelte* organisch *zusammenwirkt*, verschwindet das *chimärische* Vermögen von selbst.

Wir werden vielleicht noch manche Gräuelscene, noch manchen anarchischen Auftritt erleben und noch viel Elend zu beklagen haben, bis man sich zu dem bezeichneten, radicalen Abhülfemittel der Noth in unserer Gesellschaft vereinigen wird. Aber es wird doch endlich angewendet werden, da jedes Palliativ, durch Verzögerung einer definitiven Abhülfe, die Noth nur drückender und die „Kritik der Waffen" nothwendiger macht. — Aber wer ist schuld daran, wenn Gräuelscenen, wie die schlesischen, sich wiederholen und in einem großartigeren Maßstabe, als in Schlesien, werden aufgeführt werden: wir, die das einzige mögliche Mittel zur nachhaltigen Abhülfe des physischen und moralischen socialen Elends vorschlagen, oder diejenigen, die mit süßen und bittern Phrasen um sich werfen, aber zu einer That impotent sind? —

Alle Gegenreden, die man in Betreff des Socialismus erhebt, beruhen auf der Voraussetzung unserer Zustände und besagen nichts weiter, als daß unsere Zustände nicht radical umzuändern sind, solange sie nicht radical umgeändert werden, daß wir Unmenschen bleiben, solange wir keine Menschen sind. — Wir wollen dagegen nachweisen, daß wir in diesen Zuständen weder verbleiben, noch aus ihnen heraus zu irgend einem Fortschritte, zu irgend einer wesentlichen Verbesserung gelangen können, wenn wir nicht ihre Voraussetzungen selbst aufheben.

Es ist nicht möglich, innerhalb des theoretischen und praktischen Privaterwerbes (Privateigenthums) ein höheres Bewußtsein und eine höhere Thätigkeit zu entfalten, als die religiöse und politische Oekonomie entfaltet, nachdem das Princip der Gewerbefreiheit zur Herrschaft gelangt ist. — Es sind nicht mehr *beschränkte* Gemeinwesen, Corporationen, Städte, Stände, Staaten, welche die Thätigkeit der Menschen äußerlich bestimmen; auch ihr Glaube, ihr *Bewußtsein* vom „höchsten Wesen" — stets dem Gemeinwesen, welches sie zur *Thätigkeit* bestimmt,

entsprechend — ist nicht mehr ein beschränktes. Das Gemeinwesen, das sie jetzt praktisch (zur Thätigkeit) bestimmt, ist der allgemeine menschliche Verkehr, der in seiner transcendenten Gestalt als Geldmacht alle individuellen Kräfte zur Thätigkeit aufstachelt, der sie reizt, ihr allgemeines Gattungsvermögen sich stückweise anzueignen, um so am Gattungsleben einen äußerlichen Antheil nehmen zu können. Die Lohnarbeit oder Erwerbsthätigkeit ist daher nicht mehr auf bestimmte Kreise beschränkt; der dritte Stand, der Gewerb- oder Krämerstand, wird der allgemeine Stand und auch innerhalb seiner selbst fallen alle Schranken. Da nämlich das höchste menschliche Gemeinwesen, der allgemeine Verkehr (nicht dieses oder jenes beschränkte Gemeinwesen) jetzt das herrschende oder bestimmende ist, so folgt daraus das gleiche Recht (die gleiche Zulässigkeit) und die gleiche Pflicht (der gleiche Zwang) aller Menschen zu dieser ganz allgemeinen Erwerbthätigkeit. Jeder will, Jeder muß Geld erwerben. Die Noth macht erfinderisch — und da überdies dem Erfindungsgeist, der Produktionskraft keine Schranken mehr gesetzt sind, so wird in wenigen Jahrzehnten mehr erfunden und producirt, als in allen den vorhergehenden Jahrtausenden. Die höchste Gewerbethätigkeit ist also jetzt gewonnen, und jeder Schritt zur Umgestaltung dieser Thätigkeit hätte nothwendig eine Hemmung derselben zur Folge, wäre also ein Rückschritt zur Unthätigkeit, wenn die Reform innerhalb der alten Voraussetzungen stattfände, d. h. wenn diese Thätigkeit nur oberflächlich, wenn nicht ihre Grundform umgeändert würde, wenn man sie noch immer als Privaterwerb fortbestehen ließe. — Abgesehen davon, daß ein solcher Rückschritt von keinem Einsichtsvollen gewünscht werden kann, so ist er auch nur momentan und in einem beschränkten Gebiete ausführbar; die ganze Welt, die ganze Zeit würde darüber hinwegschreiten und die Pygmäen, die sich ihr entgegenstemmen wollten, vernichten. Denn wer das Princip der modernen Gewerbefreiheit einem früheren, theilweise oder ganz, opfern wollte, müßte vor allen Dingen erst die Wirkungen dieses Princips, welche bereits vorhanden sind, theilweise oder ganz ungeschehen machen, da diese Wirkungen wieder rückwirkend die Ursache des Princips

werden. — Auch hängt die praktische Gewerbefreiheit mit der theoretischen, mit dem Bewußtsein der Menschen, innig zusammen. Ist aber ein praktischer Rückschritt innerhalb der politischen Oekonomie unmöglich, so ist ein theoretischer Rückschritt innerhalb der religiösen Oekonomie wo möglich noch unmöglicher. Die freie Concurrenz in der religiösen Oekonomie hat das höchste Bewußtsein, die höchste geistige Thätigkeit innerhalb der Religion entwickelt. Das theoretische Gemeinwesen, welches jetzt angebetet wird, ist keine bestimmte Naturkraft, kein beschränkter Nationalgeist, überhaupt kein beschränkter Geist, keine einseitige menschliche Geistesrichtung mehr; es ist der allseitige Menschengeist, das allgemeine Wesen des Menschen, die „höchste Vernunft", welche als Gottheit oder höchstes Wesen alle Menschen zur Anbetung und zu dem Streben bestimmt, ihr Theil an diesem entäußerten, allgemeinen Gattungswesen zu erwerben. Der religiöse Cultus wird nicht mehr als das Monopol eines bestimmten Kreises von Gläubigen, einer bestimmten Kirche betrachtet. Der religiöse Stand, der Priesterstand, verallgemeinert sich; denn zur Theilnahme an dem allgemeinen menschlichen Wesen sind alle Menschen gleich berechtigt und verpflichtet. Es herrscht Gewissensfreiheit, theoretische Gewerbefreiheit. Jeder macht sich seine Seligkeit, wie sein Glück, auf eigene Faust, dient Gott in seiner Weise, wird in seiner Façon selig — oder auch unselig. Die höchste geistige Thätigkeit innerhalb der alten Zustände entwickelt sich. Es wird in kurzer Zeit mehr Sinniges und Unsinniges produzirt, als in der ganzen bisherigen Geschichte der Cultur. Neue religiöse und philosophische Systeme, Sekten, Schulen, Weltweise und Weltheilande schießen wie Pilse aus der Erde hervor, und alte erstehen wieder. — Soll nun auch die theoretische Gewerbefreiheit, welche von der praktischen unzertrennlich ist, unterdrückt werden, weil sie eben unbequem ist? Wäre es möglich? Wäre es wünschenswerth? —

Was nicht möglich, ist nicht werth zu existiren, und was nicht werth zu existiren, ist auch nicht wünschenswerth. — Dennoch ist diese theoretische und praktische Gewerbefreiheit in jeder Beziehung ein Unglück. Der Mensch geht in diesem allgemeinen

Gedränge individueller Kräfte, welches täglich großartiger und verderblicher wird, leichter zu Grunde, als in jenen eingepfärchten Stallungen, die er vormals bewohnte, und in welchen er sich gegen den Andrang von Außen und von Innen eine Zeit lang schützen konnte. — In seine vormaligen Ställe kann er nicht mehr zurück; sie sind ihm zu eng geworden. In dieser wilden Jagd kann er aber auch nicht bleiben; er geht hier zu Grunde. Die starken Geister rauben den schwachen ihren Gott und ihr Geld, und ersetzen ihnen das geraubte Gut in einer kläglichen Weise. Das Beste behalten sie für sich und müssen's wohl. Sollen sie etwa ihre Glücksgüter vertheilen und in alle Welt gehen, um das neue Evangelium zu predigen? — Die hochlöbliche Polizei würde sie als Vagabunden aufgreifen und ihrem apostolischen Amte schnell ein Ende machen. Was ist auch mit Predigen und Geldvertheilen zu bewirken! Könnte man den Menschen ihre Glückseligkeit so leicht verschaffen, so hätten es die Christen gethan. Das ist ja eben das Unglück, daß die Menschen bis jetzt meinten, ihre Glückseligkeit könnten sie als Einzelne und von Außen oder von Oben her stückweise sich verschaffen! Nein, die Menschen können nicht eher genesen, nicht eher ihr theoretisches und praktisches Leben frei und vollständig entwickeln, als bis sie sich sämmtlich vereinigen, die Erziehung und die Arbeit organisiren, in Gemeinschaft leben und den äußerlichen Plunder fahren lassen.

Es ist weder die Schuld der Einen, noch der Andern, wenn die Menschen in diesem geistigen und materiellen Ueberfluß geistig und materiell in Elend gerathen und darben; es ist die Schuld ihrer Trennung. Durch die Trennung der Menschen befindet sich ihr theoretisches und praktisches Vermögen über und außer ihnen; es bleibt dem Zufalle unterworfen, ob und was sie sich von ihrem Vermögen aneignen, und die Aneignung selbst ist eine äußerliche, eine blos scheinbare. Im Gelde besitzen sie nur den Schein ihres praktischen Vermögens. Dieser Schein, der für aufgehäufte menschliche Arbeit gilt, kann ebensowohl und am Besten ohne alle sociale Thätigkeit, ohne alle Arbeit, von Börsen- und Bankspielern, von Spekulanten, Wucherern, Be-

trügern und Räubern, endlich durch den bloßen Zufall der Geburt erworben — wie andrerseits trotz aller Mühe und Arbeit nicht erworben, und trotz aller Sparsamkeit wieder verloren werden. — Eben so besitzen sie in Gott nur den Schein ihres theoretischen Vermögens. Gott passirt für den Inbegriff aller Güte, Liebe, Gerechtigkeit, kurz, für aufgehäufte geistige Humanität, wie das Geld für aufgehäufte menschliche Arbeit; der fromme Gottesmann besitzt in der Gnade des Herrn ein „Kapital", einen ganzen Haufen Humanität. Aber es ist ein äußerlicher Besitz, ein scheinbares Eigenthum. Dieser Schein kann ohne alle ächte humane Bildung, von rohen Barbaren, von Feiglingen, Verworfenen und Niederträchtigen, ja, von diesen noch am Besten, erworben, andrerseits aber auch trotz aller frommen Anstrengungen nicht erworben, und endlich trotz aller frommen Uebungen wieder verloren werden (ganz so wie der praktische Gott oder das Geld), wie dies die größten Meister in der Frömmigkeit, die Pietisten, selbst eingestehen. —

Sind dagegen die Menschen gesellschaftlich vereinigt, so brauchen sie sich ihr theoretisches und praktisches Vermögen nicht äußerlich anzueignen, um selig und glücklich zu sein, so haben sie nicht nöthig, sich privatim die menschliche Arbeit und Tugend stückweise, haufenweise einzusammeln, um davon zehren, um geistig und leiblich damit leben und wirken und wuchern zu können. — Die Gesellschaft garantirt Jedem sein theoretisches und praktisches Vermögen, sein menschliches Eigenthum, durch organisirte Erziehung und Arbeit und diese Garantie ist eine ganz andere als die Garantie, welche Gott und seine Kirche den Frommen leistet, als die Bürgschaft, welche das Geld und der Industriestaat, das Staatsbürgerthum gewährt. Das menschliche Vermögen ist alsdann kein äußerlich erworbenes, und dessen Gewinn oder Verlust nicht zufällig. Wer menschlich erzogen, human gebildet ist, kann nicht mehr ein Unmensch werden, besonders dann nicht, wenn ihm, nachdem er ausgebildet ist, im praktischen Leben die Gelegenheit geboten wird, in menschlicher Weise, in humanen, socialen Wirkungskreisen thätig zu sein — besonders dann nicht, wiederholen wir, wenn er auch sein praktisches

Vermögen nicht äußerlich zu erwerben braucht, wenn er nicht nur in menschlicher Weise denken und fühlen, sondern auch nur in dieser Weise leben und wirken kann. Denn allerdings wäre auch die beste Erziehung keine Garantie vor der Unmenschlichkeit, wenn, wie jetzt, das praktische Leben die Menschen zwänge, in egoistischer Weise thätig zu sein, für Lohn oder Gewinn zu arbeiten, sich bei aller Thätigkeit als letzten Zweck zu betrachten, wodurch die niedrige Gesinnung, die Hab- und Genußsucht, so wie alle erdenklichen Laster genährt werden, welche dann endlich reifen und ihre giftigen Früchte tragen. Die Keime aller Laster liegen (nicht im menschlichen, sondern) im unmenschlichen, im antisocialen Leben, und es ist nicht genug, die menschliche Natur auszubilden, sie muß auch einen Boden haben, auf dem sie gedeihen kann, sonst stirbt sie ab, und an ihre Stelle tritt dasjenige Wesen oder Unwesen, welches diesem Boden entspricht. Klagt nicht die menschliche Natur an, wenn Ihr Bosheit, Dummheit, Niederträchtichkeit, Unglück und jede Art von Elend in unserer Gesellschaft findet — klagt die unmenschlichen Verhältnisse an, die das beste, humanste, thätigste Geschöpf in Elend und Laster stürzen können.

Hier wäre der Ort, einen bis zum Ueberdrüß wiederholten Einwurf — der übrigens auch unter die Kategorie der andern Einwürfe zu bringen, welche man gegen den Socialismus erhebt — speciell zu beseitigen. Man sagt nämlich, der Socialismus verkenne die menschliche Natur; er setze andere, als gewöhnliche und wirkliche Menschen voraus u. s. w. Wir werden diesem weiter unten begegnen und wollen zunächst eine Illusion zerstören, die man besonders in Deutschland hegt, die Illusion, als wäre die Erziehung allein, ohne Aufhebung des Privaterwerbes, schon hinreichend, alle gesellschaftliche Noth zu heben. Das ist eine ächt deutsche Illusion! Sie ist so durchaus unpraktisch, daß sie in einer andern, als der deutschen Nation, gar nicht aufkommen kann. Man spricht hier viel von der „Hebung der untern Volksklassen“. Die Frommen verstehen einen frommen, die Philosophen einen philosophischen Unterricht darunter, der dem „Volke“ zu ertheilen. Man geht allenfalls auch noch weiter und

verlangt eine praktische Ausbildung der Kinder armer Leute zu irgend einem Gewerbe, einer Industriebranche, d. h. man spricht auch davon — denn weiter, als zum Sprechen, kann man es in Deutschland nicht bringen. — Angenommen nun, was gar nicht anzunehmen, angenommen, Ihr hättet in unsern Zuständen alle die Mittel, welche zu einer allgemeinen und unentgeltlichen Erziehung und Bildung der Kinder armer Aeltern nöthig wären — glaubt Ihr dann, wenn Ihr das theoretische Vermögen der Menschen, Talente und Fähigkeiten, entwickelt, ihnen damit auch ihr praktisches Vermögen, die Anwendung jener Talente und Fähigkeiten verschafft zu haben? Werden sie sich minder gegenseitig ausbeuten, betrügen und berauben, wenn die Concurrenz der Talente und Fähigkeiten zunimmt? — O, Ihr Theoretiker! Ihr sprecht von den Lastern des „niedern Volkes" und meint, wenn nur einmal mehr „Bildung", dann wird auch mehr Wohlstand, und wenn nur einmal mehr Wohlstand, dann wird auch mehr „Bildung" hier sein. — Sagt uns doch zuerst, was Ihr unter „Bildung" versteht. Die wahre Bildung, die ächte Humanität wird in diesem Kampfe von Privaterwerbern stets den Kürzern ziehen; denn sie verschmäht die Mittel, welche angewendet werden müssen, um sich ein „anständiges" Vermögen zu verschaffen. Die falsche Bildung aber, welche den Menschen zum gebildeten — Raubthier macht, kann immer nur den Einen auf Kosten des Andern bereichern. Ihr findet daher öfter die Unwissenheit als die „Bildung" mit ächter Humanität gepaart, öfter den „Wohlstand", als die Armuth, in tiefster Seele inhuman und niederträchtig. — Wie Ihr Euch daher auch mit Eurer Volksbildung anstellen möget, Ihr werdet das physische und moralische Elend nicht vermindern, sondern vermehren, wiefern Ihr nicht gleichzeitig die Quelle alles Elendes und jedes Lasters, den egoistischen Privaterwerb aufhebt.

Der Socialismus hat bis jetzt sein letztes Wort noch nicht ausgesprochen; in Frankreich war man zu wenig theoretisch und vernachlässigte seine humanistische, wie in Deutschland seine praktische Seite. Der Socialismus war einerseits von Außen daran verhindert und ist andrerseits zu inhaltreich, um mit einigen For-

meln sein ganzes, volles Wesen geben zu können; er wird sich erst vollständig im Leben entwickeln können. — Ihr, Gegner des Socialismus, habt freilich Euer letztes Wort ausgesprochen; es hat Euch Niemand verhindert, zu sagen, was Ihr wißt, und zu thun, was Ihr könnt. Ja, wir sind noch Anfänger; Ihr aber seid keine Anfänger mehr, — Ihr seid längst mit Eurer Weisheit zu Ende!

Dictirt es Euren Scribenten, daß wir aus Menschen Götter machen wollen, daß wir nur Materialismus und Genußsucht predigen. Wir glauben allerdings, daß die menschliche Natur trotz aller religiösen und politischen Oekonomie noch nicht ganz vertilgt ist. Ja, wir machen aus Unmenschen Menschen und hoffen damit vollständiger zu reussiren, als Ihr, die Ihr aus Menschen Unmenschen machen wollt, als Ihr, die — unter dem gleißnerischen Schein der Humanität, Frömmigkeit und Arbeit — den Materialismus und die Genußsucht, den Egoismus und die Habsucht predigen laßt. — Ja, wir wollen der Menschheit ihren Gott, ihr entäußertes Vermögen, ihr Wesen zurückgeben, ihr Wesen, das sie bis jetzt thierisch genossen hat, wie das Raubthier im Blute sein eigenes, aber entäußertes Wesen genießt. — Ja, wir glauben, daß die Menschen noch einen höhern Beruf haben, als sich gegenseitig auszubeuten — auf Erden, d. h. in der Wirklichkeit, nach Privatglück, und im Himmel, d. h. in der Theorie, nach Privatseligkeit zu streben — diesseits für irdischen Lohn dem Teufel, und jenseits für himmlischen Lohn dem Gotte zu dienen. — — — Es ist Euch gesagt worden, man könne nicht zweien Herren zugleich dienen, Gott und dem Mammon. Wir aber sagen Euch, daß man keinem von beiden zu dienen habe, wenn man *menschlich* denkt und fühlt. *Liebt* Euch unter einander, einiget Euch im *Geiste*, und Ihr besitzt jenes selige Bewußtsein, welches Ihr solange vergeblich *über* Euch, in Gott suchtet, in Eurem Herzen. *Organisirt* Euch, einigt Euch in der *Wirklichkeit*, und Ihr besitzt alles Vermögen, das Ihr so lange vergebens *außer* Euch, im Gelde suchtet, in Euren Thaten und Werken. — Solange Ihr aber nicht dahin strebt, Eure eigne Natur zu entwickeln, solange Ihr nicht nach dem *menschlichen*, sondern nach

einem übermenschlichen und unmenschlichen Wesen strebt, ist es ganz natürlich, daß Ihr Uebermenschen und Unmenschen werdet, verächtlich auf die menschliche Natur, die Ihr nicht erkannt habt, herabseht und die „Masse" wie eine wilde Bestie behandelt. Das Thier, welches Ihr im Volke seht, ist in Euch selbst. Das „Volk" ist trotz Eurer eifrigen Verdummungsbestrebungen nicht so gesunken, wie Ihr Euch dasselbe vorstellt — Ihr stellt Euch in ihm nur Eure eigne tiefe Gesunkenheit vor. Wenn Ihr wegwerfend vom „Volke" sprecht, so spricht nur Euer böses Gewissen aus Euch. — Ein „ungebildeter" Bauer, ein „gemeiner" Arbeiter denkt menschlicher, als so ein „Gebildeter", der den Menschen nur durch die Brille seines bewußten und consequenten — Egoismus ansieht.

Wir wollen Euch nicht anklagen — Ihr seid unzurechnungsfähig — wir wollen Euch nur abwehren, damit Ihr uns nicht auch den letzten Rest von Menschlichkeit auf Erden vertilgt, damit unsere schöne Erde, „nicht ganz und gar verdorrt" oder vielmehr versumpft!

Nein, wir wollen das Richteramt an Euch nicht ausüben; aber die Zeit, die Euch gerichtet, wird auch ihr Urtheil an Euch vollstrecken. Es wird ein Gericht über Euch hereinbrechen, gleich dem jüngsten Gerichte der alten Welt. Wie die alte Cultur unter den Schlägen der Barbaren zusammenbrach, weil sie die Barbaren nicht selbst vermenschlichen konnte, so wird die moderne Cultur unter den Schlägen von modernen Barbaren zusammenbrechen, weil sie die Barbaren noch immer nicht vermenschlichen kann. Die himmlischen und irdischen Schranken, die Ihr nicht überschreiten könnt, werden krachend über Euch zusammenstürzen und Euch absorbiren, weil Ihr sie nicht absorbiren konntet. Ihr habt es lange vergeblich versucht sie zu absorbiren. Der egoistische Mensch fühlte schon früh, nach dem Untergange der alten Welt, das Bedürfniß, jene ihm äußerlich gebliebene Macht seines eignen Wesens (sein Gattungsvermögen) in sich aufzunehmen. Aber er konnte es bei der Voraussetzung ihrer Aeußerlichkeit auch nur zu einem äußerlichen Absorbiren derselben bringen; er wollte sich dieselbe zuerst in seinen Magen, sodann in seine Tasche

spielen. Aber sowohl mit der theoretischen, wie mit der praktischen Taschenspielerkunst, täuschte er sich nur selber. Wie der theoretische Gott nicht dadurch in die Menschen einkehrte, daß der Gläubige ihn in der Form des Brodes und Weines zu sich nahm, so kehrt auch der praktische Gott nicht in die Menschen ein, dadurch, daß der Gläubiger ihn in der Gestalt des Geldes zu sich nimmt. — Das Gattungsvermögen ist den Menschen, die es auf diese Weise zu sich nahmen, den Frommen und Reichen, den Gläubigen und „Gebildeten", nach wie vor ein jenseitiges geblieben; es schlummert nach wie vor in den „Barbaren", im „Volke", in der Masse der Proletarier — und der Augenblick, in dem diesen ihre eigne wirkliche Macht, im Gegensatze zu dem Scheine ihrer Macht, der von den Frommen und Reichen in Beschlag genommen wird, zum Bewußtsein kommen wird — er ist nicht mehr fern — dieser Augenblick wird der letzte der jetzigen Scheinwelt sein.

Wir werden nichts durch ihn verlieren, weder an Freiheit, noch an Vermögen, weder an Bildung, noch an Reichthum; weder die künstlerische und wissenschaftliche Thätigkeit, noch die industrielle Arbeit und Lebhaftigkeit des Verkehrs wird durch ihn leiden, sondern was wir bis jetzt von allen diesen Gütern nur scheinbar und äußerlich, zufällig und in unmenschlicher Weise besitzen, wird wirkliches, unveräußerliches, wahrhaft menschliches Eigenthum aller Gesellschaftsglieder werden. Der Socialismus hebt in Wahrheit nur den Gegensatz von Privatmensch und entäußertem Gemeinwesen, also nicht sowohl das persönliche, als vielmehr das entäußerte Eigenthum auf. Indem er die theoretische und praktische Thätigkeit in ihrem Wesen, als das Zusammenwirken der verschiedenen Individuen erfaßt, so tritt dieses Wesen nicht mehr als Gott und Geld, als ein äußerliches Gut den Menschen gegenüber; es wird ein organisch mit ihnen verwachsenes Eigenthum. Der Mensch hat nicht mehr nöthig, sich sein Wesen durch Lohndienerei zu erwerben, wie jetzt, wo es von ihm getrennt ist und er nach ihm, wie ein Erstickender nach Luft, haschen muß, um sein erbärmliches Dasein zu fristen, zu conserviren, wie man einen Leichnam conservirt, indem

man ihn in Spiritus setzt;*) das Wesen ist in ihm und jeder Einzelne ist nun fähig, zu leben, theoretisch und praktisch seinem innersten Wesen nach thätig zu sein. Die Thätigkeit ist nun auch keine bloß formale mehr, welche ihren Inhalt außer sich hat; das Material, Lebensmittel, ist vom Leben, von der Thätigkeit, nicht mehr getrennt; Produktion und Consumtion, Arbeit und Genuß, fallen nicht auseinander; der Genuß ist in der Arbeit. In unserer Scheinwelt ist es anders. Wenn ich arbeite, weil ich arbeiten muß, um meinen sogenannten Lebensunterhalt, d. h. meine von mir abgezogene Lebensessenz, mein Wesen, zu gewinnen, dann bin ich nicht aus innerem Lebenstrieb, Lebenslust, kraft meines eigenen Wesens thätig — denn dieses ist mir ja entzogen, entfremdet, entäußert, eine äußerliche, abgezogene Essenz — sondern durch die Noth getrieben, mir mein Wesen zu erwerben. Ich werde zwar immerhin von diesem Wesen bestimmt; aber da es abgezogen und entäußert ist, so werde ich von einem mir äußerlichen Wesen bestimmt — und jede äußerliche Bestimmung ist Zwang, Noth, Unfreiheit; nur die innere Selbstbestimmung ist Freiheit, Selbstständigkeit. — Die Noth- und Sklavenarbeit, in welcher nicht nur unsere Proletarier, sondern auch die reichsten Bankherren befangen und gefangen sind — denn sie sind allesammt Sklaven des Geldes, obgleich diese Sklaverei bei den Einen mehr in die Erscheinung tritt, bei den Andern mehr in der Seele ist — diese Sklavenarbeit, sagen wir, hört nicht eher auf, als bis das Wesen, welches uns zur Thätigkeit bestimmt, in uns ist, bis wir uns selbst bestimmen. Mein Wesen, mein Selbst, ist mir aber nur dann nicht entfremdet, wenn ich nicht mehr als isolirtes Individuum, sondern als gesellschaftlicher Mensch, als Mensch im wahren Sinne des Wortes, als Gattungsmensch, d. h. in Verbindung mit meinen Ne-

*) Spiritus, Geist, Hauch, Luft, ist das abgezogene Wesen eines wirklichen Dinges, gewöhnlich Essenz genannt. So ist die Luft, die Alles durchdringt und belebt, wenn man sie abstrakt auffaßt, das abgezogene Wesen der Erde, Gott das abgezogene Wesen des theoretischen Lebens, das Geld jenes des praktischen Lebens des Menschen.

benmenschen lebe oder thätig bin; denn das Selbst, das Wesen des Menschen ist das Leben in Gesellschaft, das Leben überhaupt ist das Zusammenwirken der individuellen Kräfte und die Unfreiheit aller lebenden Wesen, außer dem menschlichen, besteht eben darin, daß jenes Zusammenwirken der Individuen von diesen ohne Bewußtsein, ohne Willen geschieht. Solange das auch in der Menschengesellschaft der Fall ist, unterscheidet sich die Menschenwelt wesentlich nicht von der Thierwelt.

Die isolirte Thätigkeit hat ihre Triebfeder außer sich und schlägt daher, sobald dieser äußerliche Trieb (Noth und Zwang) aufhört, in Trägheit und Faulheit um. Es ist daher auch einer der gewöhnlichen Einwürfe der Gegner des Sozialismus — die, wie gesagt, bei allen ihren Einwürfen von der Voraussetzung unserer Zustände, die der Socialismus aufheben will, ausgehen — die Trägheit und Faulheit als ein Hinderniß gegen die Ausführbarkeit des Socialismus darzustellen. Sie meinen, wenn die Noth die Menschen nicht zur Thätigkeit triebe, so würde alle Thätigkeit der Gesellschaft aufhören. — Wenn die Imbecillität fähig wäre, das Wesen einer Sache zu begreifen, dann würde sie das Gegentheil von dem sein, was sie ist. Wenn die Gegner des Socialismus einsehen könnten, worin das Wesen der Noth besteht — die sich von Freiheit der Selbstbestimmung nur dadurch unterscheidet, daß hier die Triebfeder, welche dort eine äußerliche ist, eine innerliche wird — dann würden sie die ganze Lächerlichkeit jenes Einwurfs erkennen. — Die Trägheit und Faulheit ist ein Sterbens-, kein Lebensakt. Verkennen, daß das Leben der Menschen in der Thätigkeit besteht, heißt nicht nur das menschliche, sondern das Leben im Allgemeinen verkennen.

Beiläufig mögen auch unsere Freunde nach dem eben Entwickelten die Bedeutung eines andern gewöhnlichen Einwurfes unserer Gegner würdigen, welcher die Befürchtung zu erkennen gibt, in der Gesellschaft, die wir ins Leben rufen möchten, würde alle Freiheit ihr Grab finden. — Was mögen doch unsere „liberalen" Gegner unter Freiheit verstehen?! —

Die Gegner des Socialismus sind theilweise dadurch zu entschuldigen, daß der Socialismus bis jetzt allerdings mehr ein

frommer Wunsch, als etwas Reelles war; er hatte noch nicht einmal theoretische Wirklichkeit. — Die französischen Socialisten und Communisten, von St. Simon und Fourier an bis zu Proudhon und Cabet, haben das Wesen des Socialismus theoretisch keineswegs erkannt. Selbst diejenigen, die praktisch am Weitesten gehen, die nicht nur das Privateigenthum negirt haben, die auch die Arbeit nicht mehr als Lohnarbeit aufgefaßt wissen wollen, selbst die radicalen Communisten, sagen wir, sind noch nicht über den Gegensatz von Arbeit und Genuß hinaus, haben sich noch nicht zu dem Gedanken der Einheit von Produktion und Consumtion, noch nicht zum Gedanken der freien Thätigkeit erhoben. Philosophisch gesprochen, ist der französische Communismus nur die Erscheinung dessen, was im Wesen der modernen Krämerwelt ohne Bewußtsein liegt; er ist das Ideal derselben. Unsere Krämerwelt selbst negirt wesentlich jedes lebendige, wirkliche, persönliche Eigenthum. Der Unterschied zwischen dem Communismus und der Krämerwelt ist nur der, daß die vollständige Entäußerung des wirklichen menschlichen Eigenthums, dieses Faktum unserer Krämerwelt, so wie die nothwendige Folge dieser Entäußerung, der äußerliche Erwerb — im Communismus aller Zufälligkeit enthoben, d. h. idealisirt werden soll. Wir wollen uns hierüber deutlicher erklären.

Es gibt ein Eigenthum, wahr und wirklich, wie das individuelle Leben überhaupt — außer dem es kein Leben und kein Eigenthum gibt. Wir meinen das mit dem gesellschaftlichen, d. h. selbstbewußten Wesen eben so innig verwachsene Material zum socialen Leben und Wirken, wie das mit dem natürlichen Körperleben verwachsene Material zu dem körperlichen Leben und Wirken. Wer dieses wahre und wirkliche, dieses lebendige, beseelte Eigenthum angreift — wer z. B. den Körpern ihre Glieder oder ihre Nahrungsmittel im weitern Sinne, Luft, Speise u. s. w. entzieht — ist ein Raubmörder. Ein solches Eigenthum wird aber in unserer Gesellschaft, die von der Heiligkeit und Unantastbarkeit des Eigenthums spricht, nicht anerkannt. — Es gibt ein anderes Eigenthum, lügenhaft und nichtig, ein Schatten, ein Phantom, ein Schein von Eigenthum — wie ein

todter Leichnam das Phantom eines lebendigen, beseelten Körpers ist. Wir meinen das vom Producenten, von seiner Seele getrennte Produkt. Dieses ist kein Eigenthum mehr; es ist ein von seiner Seele getrennter Körper, eine abstrakte, entseelte Materie. — Dieses abstrakt materielle Gut, dieses todte Eigenthum ist das jetzt bestehende, welches für heilig und unantastbar erklärt wird. — Das bestehende Eigenthum ist nicht verwerflich, weil es persönlich, individuell, mit dem Individuum verwachsen ist; es ist vielmehr umgekehrt nur deshalb verwerflich, weil es nicht persönlich, nicht individuell, nicht mit dem Individuum verwachsen, sondern von ihm getrennt, abgezogen ist und als abgezogenes, ganz und gar entäußertes, allgemeines Lebens- oder Verkehrsmittel, als äußerliches Vermögen, als Geld, dem Individuum äußerlich gegenüber steht. Dieses Eigenthum, dieses scheinbare Vermögen ist dasselbe in der politischen Welt, was Gott in der religiösen Welt ist. — Gott und Geld regieren die Welt, ja wohl, die Welt der Gläubigen und Krämer, die Alles, was sie in sich, entäußert haben, und die daher selbst zu Objecten herabsinken, welche veräußerlich, verkäuflich sind.

Die französischen Socialisten und Communisten sind noch keineswegs über diese heillose, dualistische, transcendente Weltanschauung hinaus. Die Besten unter ihnen verkennen noch, daß das Verwerfliche am bestehenden Eigenthum, welches zunächst zwar in der Trennung, d. h. Isolirung der Besitzer zu suchen ist, eben so sehr und wesentlich in der Entäußerung, in der Aeußerlichkeit des Besitzthums oder in der Trennung der Besitzer von ihrem Besitzthum gesucht werden muß. Diese letztere Trennung bleibt im französischen Socialismus und Communismus, im gemeinschaftlichen Besitz von materiellen „Gütern", in der sogenannten „Gütergemeinschaft", nicht minder wie im Proudhon'schen „Besitzrecht" und in unserm „Eigenthumsrecht", aufrecht erhalten. Die nothwendige Folge ist, daß im französischen Socialismus und Communismus einer äußerlichen, mechanischen, gleichen „Vertheilung" der „Produkte" und der „Arbeit" nicht entgangen werden kann. Denn wo der Hervorbringung der materiell aufgefaßten „Güter", d. h. wo der „Arbeit", der „Ge-

nuß" entgegensteht, wo Produktion und Consumtion, Leben und Lebensmittel, auseinander fallen, da kann sehr wohl das Eine ohne das Andere gedacht und gewollt werden. Das Eine, der Genuß der Lebensmittel, die Consumtion, erscheint hier als Zweck; das Andere, die Arbeit oder die Hervorbringung der Lebensmittel, erscheint als Mittel, und ich kann sehr wohl den Zweck, den Genuß, ohne das Mittel denken und wollen. In unsern gegenwärtigen Zuständen, welchen ebenfalls diese abstrakte, mechanische, todte Anschauungsweise zu Grunde liegt, sorgt wenigstens die Trennung der Besitzer (aus welchen die andere Trennung erst hervorgegangen und ohne welche diese letztere in der That gar nicht aufkommen kann und wird), sorgt die Noth des Lebens dafür, daß es keinen Mangel an Arbeitern gibt, daß das sociale Leben fortschreitet trotz der Isolirung, trotz der Entäußerung. Es ist zwar auch hier ein Mißverhältniß zwischen Produktion und Consumtion, jedoch so, daß die Erstere die Letztere stets übersteigt; es gibt jetzt mehr Arbeiter als Arbeit, welche letztere oft fehlt, während an Arbeitern Ueberfluß ist. Das Umgekehrte würde ohne Zweifel in einer communistischen Gesellschaft stattfinden: an Arbeit würde es nicht, aber an Arbeitern würde es fehlen. Dieser Einwurf, den wir oben vom wahren socialistischen Gesichtspunkte aus leicht beseitigen konnten, ist so alt, wie der Communismus selbst, aber von diesem so wenig beseitigt worden, daß die Gegner des französischen Communismus in der That zu entschuldigen sind. Die Communisten waren zwar stets auf Auskunftsmittel bedacht, wie ein richtiges Verhältniß zwischen Arbeit und Genuß herzustellen sei. Alles aber, was sie hierüber sagen konnten, lief darauf hinaus und mußte darauf hinauslaufen, die Arbeit und den Genuß möglichst gleichmäßig zu vertheilen — und wie scharfsinnig auch diese „Vertheilung" von Einigen ausgesponnen worden (man s. Weitling), so konnte doch aus einem äußerlichen Zahlenverhältniß wie es durch das äußerliche Verhältniß von Arbeit und Genuß nothwendig bedingt ist, keine lebendige Organisation entstehen. Was dagegen unvermeidlich daraus entstehen müßte, wäre die Vernichtung aller Freiheit, der Rückfall in einen orientalischen Despotismus oder in einen sonstigen bereits überwundenen Zustand

der Herrschaft und Knechtschaft. Den Menschen müßte ihre Arbeitszeit und ihre Arbeit selbst, wie den Sklaven vorgeschrieben werden. Die jetzigen Zustände stehen so hoch über dieser gezwungenen Gemeinschaft von Sklaven, wie die organischen (zukünftigen) Socialzustände über den unsrigen.

Andere französische Socialisten, wie Fourier, Proudhon, Thoré, auch Louis Blanc und die sogenannnten Reformisten, kurz, alle diejenigen, die noch nicht über die Categorie der Lohnarbeit hinaus gekommen sind, bemühen sich vergeblich, die an sich falsche und inhumane äußerliche Werthbestimmung der menschlichen Thätigkeit auf wahre und gerechte Grundlagen zurückzuführen. Wie sehr man sich auch bei dem eben erwachten Gefühle der Mangelhaftigkeit unserer socialen Zustände gegen die freie Concurrenz auflehnt, so kann doch die äußerliche Werthbestimmung der menschlichen Thätigkeit sich nach keinem bessern, d. h. sachgemäßern, zweckmäßigern Maßstabe reguliren, als nach dem Verhältniß von Nachfrage und Zufuhr bei vollständig freiem Verkehre. — Eben so wenig läßt sich, solange der Lohn der Arbeit als äußerliche Belohnung gefaßt wird, das heutige Wuchersystem und Geldwesen aufheben, ohne einen Rückschritt zu einem rohern, barbarischern socialen Zustande, als der jetzt bestehende.

Es ist die Aufgabe, einen socialen Zustand zu schaffen, in welchem Jeder den Lohn für seine sociale Thätigkeit in dieser selbst sucht und findet. Eine Aufgabe ist aber schon halb gelöst, sobald sie richtig gestellt ist.

Man sagt, die Tugend trage ihren Lohn in sich. Was ist aber Tugend? — Thätigkeit aus innerm Antriebe, beim Menschen, Thätigkeit aus menschlichem Antriebe. Folge ich in meinen Handlungen, meinem innern Menschen, der Stimme meiner eigensten Natur oder meines Wesens, verläugne ich in meinem Leben meinen Charakter nicht, so bin ich ein tugendhafter, d. h. ein wahrer Mensch. Geschieht die Arbeit aus innerm Antriebe, so ist sie die Tugend selbst, freie Thätigkeit, die ihren Lohn in sich trägt. Geschieht sie aus äußerm Antriebe, mag dieser äußere Antrieb die Peitsche des Sklavenbesitzers, der Hunger des Proletariers, die Habsucht des Krämers oder Bankiers,

der Wille eines Despoten oder auch nur die abstrakte Genußsucht sein — hat die Thätigkeit ihren Bestimmungsgrund, ihre Triebfeder, außer sich, so ist sie eine Last oder ein Laster. Was ist Laster? — Der Zwang, den ich meiner innern menschlichen Natur anthue, indem ich mich durch äußere Mächte — wirkliche oder eingebildete — zur Thätigkeit bestimmen lassen, erniedrigt und erdrückt mein wahres Leben. Der Mensch, der den Lohn für seine Arbeit von Außen empfängt, ist ein Lastthier, dessen letztes und höchstes Strebeziel der Stall ist. — Gleicht der Mensch im wilden Zustande (im Naturzustande) der wilden Bestie, so gleicht der zahme, civilisirte Mensch der Hausbestie. — Glücklich, wenn er als Lohn für seine Arbeit eine bequeme Stallfütterung erhält!

Der Hausbestie gliche er auch in einer communistischen Gesellschaft à la Cabet u. s. w., mit dem Unterschiede nur, daß er hier seine Stallfütterung bequemer haben soll; er erscheint hier als idealisirte Hausbestie. Das Ikarien des Herrn Cabet ist das Ideal eines Schaafstalls, schrieb mir einmal ein Freund. Unsere heutige Gesellschaft ist freilich nicht blos ein Stall; sie ist zugleich ein Schlachthaus, wo man sich lebendig die Haut abzieht und gegenseitig aufzehrt.

Uebrigens geziemt es uns Deutschen nicht, deshalb hochmüthig auf die Franzosen herabzusehen, weil wir in der Theorie weiter gehen, als sie. Die Franzosen haben uns in der Praxis bis jetzt überflügelt und werden uns auch in der socialistischen Bewegung, trotz unsrer bessern Theorie, praktisch überflügeln.

Die Franzosen denken falsch, handeln aber richtig. Umgekehrt die Deutschen. Ihnen fehlt der praktische Blick, die Kühnheit, Frische und Energie des Entschlusses, der zum Handeln, zur That führt. Sie wollen vorher Alles genau abzirkeln, aufs Haar berechnen, was dabei herauskommt, wenn sie sich einer Idee hingeben. — Ich kannte einen Deutschen, einen klaren Denker und ganz entschiedenen, radikalen Socialisten, der eine der gräulichsten Geschichten aus unserm gesellschaftlichen Elend anhören und weiter erzählen konnte, ohne eine Muskel zu verziehen Er war ein Feind von jeder nutzlosen Bewegung — und

nutzlos nannte er jede Bewegung, die nicht unmittelbar zum Ziele führt. Er glaubte, der Socialismus könne erst dann in's Leben zu treten — anfangen, wann das richtige Bewußtsein vom gesellschaftlichen Leben das Bewußtsein der Majorität wäre, und er glaubte, ausrechnen zu können, wie viel Zeit dazu erforderlich sei, bis dieses geschehen. — Das ist Deutschland.

Ich kannte auch einen Franzosen, einen Revolutionär von Blut, der alle Emeuten seit 1830, in Paris und mehrern großen Städten der Provinz, selbst mitgemacht hat. Er kämpfte gegen die Legitimisten, gegen die jetzige Regierung, zuerst für die Republik, zuletzt für die socialistischen Ideen. Wenn er von dem Elend des Volkes erzählen hörte, war er bewegt bis zu Thränen, der Verzweiflung nahe — aber seine Verzweiflung führte ihn nicht zu sentimentalen Grübeleien; sie kräftigte nur seinen Entschluß, sie erhöhte nur seine Ungeduld, sie befestigte in ihm nur die Ueberzeugung, mit der bestehenden gesellschaftlichen Misére einen blutigen Kampf auf Leben und Tod einzugehen. — Das ist Frankreich.

Die Franzosen experimentiren. Erst wenn sie durch ihre praktischen Experimente zur Wahrheit des Socialismus hindurch gedrungen sein werden — und das werden sie vielleicht schneller, als unsere Philosophen sich's träumen lassen, denn die Praxis entwickelt ihre Consequenzen mit gleicher Nothwendigkeit, wie die Theorie: **ordo et connexio rerum idem est ac ordo idearum** — dürfte es uns gegönnt sein, unsere Theorie zu verwirklichen.

M. Heß.

Feuerbach und die Socialisten.

Seitdem man in Deutschland angefangen hat, die Nothwendigkeit einer volksthümlichen Literatur einzusehen und sie hier und da in Ausführung zu bringen, hat man bis jetzt wenig mehr gethan, als das Volksthümliche mit dem Kindischen zu verwechseln. Göthe sagt: Das Beste ist für die Kinder gut genug; er hätte auch sagen können: Das Beste ist für das Volk gut genug. Man kann aber dem Volke das Beste beibringen, dafern man nur die philosophischen Redensarten zu Hause läßt, dafern man nur die Sprache des Volkes, die rein menschliche Sprache spricht. Nicht den Inhalt braucht man zu wählen, wenn man zum Volke redet — es gibt keinen Inhalt, der zu gut, zu erhaben, zu vornehm für das Volk wäre —; es kommt nur auf die Art und Weise des Ausdrucks an, ob diese eine einfache, klare, wahre ist, und ob der Schriftsteller in sich zum menschlichen Bewußtsein gebracht, nicht bloß zum künstlichen, philosophischen, was er vortragen will. Wir können die Kinderei getrost bei Seite lassen, wir können die Schuhe Hebel's immerhin austreten, ohne auf das Verständniß des Volkes zu verzichten.

Es ist nicht genug, daß das Volk einige zerstreute moralische Wahrheiten aus vielen Geschichtchen und Betrachtungen ziehe; es ist nicht genug, daß das Volk das Verständniß einer schönen Form ahne und eine kunstvolle Darstellung von einer rohen zu unterscheiden beginne; es ist auch noch nicht genug, daß das Volk über den Inhalt dessen, was Staat, Gemeinde, Religion, Industrie heißt, nachdenke und sich diese Ueberlieferungen durch

Reflexion vermittle, so daß diese Begriffe ihm nicht ferner etwas Fremdes, Fernes bleiben, vielmehr zu seinem geistigen Eigenthum erhoben werden; es ist mit einem Wort nicht genug, daß sich der Bürger von heute, das Volk zurechtfinde in den Zuständen von heute: er muß noch einen Schritt weiter gefördert werden über diese Zustände hinaus, er muß einsehen lernen, daß sie sammt und sonders veraltet, verrottet und verbraucht sind, daß eine neue Zeit hereinbricht, die einen neuen Glauben bringt und fordert, und dieser neue Glauben muß ihm so dargestellt werden, daß er ihn versteht, begreift und sich für denselben begeistert.

Der Bürger muß mit der Aufgabe der Zeit bekannt gemacht, in klarer Weise in dieselbe eingeweiht werden. Wer das nicht will, wer die neusten Gedanken zu einem Privatbesitz weniger Auserwählter, sogenannter Gebildeter machen will, der erklärt eben damit, daß der Uebergang der Menschheit zur kommenden Geschichte das Werk einer fürchterlichen Revolution sein soll, daß er die Zeit von 1789 bis 1794 in einer weit gräßlicheren Weise wiederholt wünscht. Die französische Revolution, die politische Revolution, nahm diesen Weg, daß die Einsicht und Erkenntniß nur Wenigen zukam, daß die Pläne und Gedanken dieser Wenigen einer rohen, gänzlich ungebildeten Masse zur Ausführung überlassen wurden, daß die Tyrannei der Könige, des Adels und der Geistlichkeit in die blutdürstige Grausamkeit des Pöbels umschlug. Und die jetzt bevorstehende Umwandlung bedeutet wahrlich etwas Anderes als eine politische Reform, als die Festsetzung von leeren Rechten, bei denen man nach wie vor Hungers sterben kann. Es gilt jetzt dem Menschen, allen Menschen das Recht der Existenz, der freien Existenz und das Recht der Bildung, der menschlichen Bildung zu sichern. Diese Umgestaltung greift in alle bestehende Verhältnisse, keines ausgenommen, auf das Nachdrücklichste ein, sie hat es nicht mit diesem oder jenem Feinde, diesem oder jenem bestehenden Institute zu thun, sondern mit allen zugleich: würde also jetzt die rohe, ungebildete Masse zur Ausführung aufgeboten, es würde der Verwirrung, der nutzlosen, abscheulichen Gräuel gar kein Ende sein. Wer sich der Volksaufklärung widersetzt, den klagen wir also an, diese

Verwirrung und Zerstörung, diese nutzlosen und abscheulichen Gräuel zu wollen, sie zu fördern.

Es läßt sich indessen nicht Alles auf einmal thun, das Feld der neuen Ideen ist zu groß und zu weit, um in Einem Tage umgeackert zu werden, es gilt mithin, Auswahl zu treffen.

Für Deutschland ist die Idee des Socialismus, der wahren Vergesellschaftung, aus der Philosophie entsprungen; die Gesellschaftslehre, die Nothwendigkeit freier menschlicher Vereinigung, ist bei uns gewissermaßen die letzte Frucht des Baumes der Erkenntniß, den unsre Weisen seit dem 16. Jahrhundert so emsig und sorgsam gepflegt haben, ohne freilich an das Ergebniß von heute auch nur jemals mit einer Sylbe zu denken. Die deutsche Philosophie aber gehört dem deutschen Volke, sie ist sein Gemeingut, wie wenig es auch bis jetzt dem eigentlichen Volke eingefallen sei, Ansprüche auf dieses Gut zu machen. Vielleicht wird es sich indessen in der Kürze zeigen, wie sehr dasselbe deutsche Volk, dessen Kapital bisher von den Philosophen verwaltet wurde, sich plötzlich um die Zeichen kümmert, wie sehr es der reifen Frucht bedarf, nachdem es den Baum so lange ruhig der Hut seiner Gärtner überließ. Ja, dies wird nothwendigerweise so kommen. Der Deutsche ist ein innerlicher Mensch, ein philosophischer, oder was ganz dasselbe ist, ein gemüthlicher Mensch. Nicht umsonst langte die deutsche Philosophie bei der Gesellschaftslehre an, nicht umsonst war es gerade der Gedanke, nicht etwa das äußerliche Bedürfniß, wie in andern Ländern, was die Deutschen einsehen ließ, wie schlecht und gänzlich verkehrt unsre Gesellschaft bisher eingerichtet gewesen, wie der Mensch gedrückt und erdrückt wurde durch unsere Verhältnisse, anstatt gehoben und erhoben zu werden. Diese Einsicht, welche unmittelbar das Reich des bloßen und todten Gedankens verläßt, welche den Philosophen aus der Studierstube heraus mitten in das „Elend des Lebens“ hineinführt, verbindet das Volk wieder mit seinen Denkern, läßt das Volk mit einem Mal verstehen, wozu die Philosophie überhaupt nütze gewesen, und führt Volk und Philosophen, die sich jetzt nicht mehr gegenüber stehen, auf derselben Bahn vereint weiter.

Jetzt, da die Philosophie plötzlich mitten im menschlichen Elende steht, da sie aus dem Herzen dieses Elendes herausspricht, da sie die menschliche Sprache redet, jetzt wird das Volk auch aufmerksam auf das, was die Philosophie vorher gethan, was sie verhandelt, ehe sie ihm so ganz deutlich und verständlich geworden, und eine leise Ahnung sagt ihm, auch vielleicht das frühere sei nicht ganz ohne Interesse, berühre vielleicht ebenfalls sein Wohl und Wehe, und es lohne sich wohl der Mühe, diese Leistungen einmal in Augenschein zu nehmen.

Unter den Leistungen aber, die an der Schwelle des Socialismus in Deutschland, und die in der That in der innigsten Verbindung mit dem Bedürfniß nach wahrer Vergesellschaftung stehen, wüßte ich keine, welche wichtiger, belehrender wäre, welche mehr Aufschluß darüber gäbe, wie die deutsche Philosophie mit dem Socialismus zusammenhängt, als die Leistung des Philosophen Feuerbach. Hat doch dieser Feuerbach, noch ehe man die Brücke von ihm zum Socialismus entdeckte, in kleinen, früher für ganz obscur geltenden deutschen Städten eine wahre Revolution angestiftet! Theilten sich doch die Spießbürger in Feuerbachianer und Anti-Feuerbachianer? Wurden doch in förmlichen Versammlungen die Ideen Feuerbachs erörtert, vertheidigt und bekämpft! Und diese Ideen sind keineswegs volksthümlich dargelegt in seinem „Wesen des Christenthums;" dieses wichtige Buch ist eine förmlich gelehrte Salve wider die schlechten Befestigungen der Herrn Theologen und frühern Philosophen.

Die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit Feuerbachs wird aber noch gewaltig wachsen, wenn wir, wie im Folgenden geschieht, seinen, wahrscheinlich unbewußten, Zusammenhang mit dem Socialismus aufzuzeigen versuchen, wenn wir beweisen, daß die letzte Spitze der deutschen Philosophie mit Nothwendigkeit den Uebergang zum Socialismus bildet, wenn wir dem Volke zeigen, was das bisher verborgene Ziel des deutschen Gedankens gewesen, wenn wir ihm die Gewißheit verschaffen, daß sein gemüthliches Bedürfniß nach Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse auch wesentlich ein Bedürfniß der Philosophie ist. Ge-

gen die Ueberzeugung des Volkes aber und gegen die Philosophie zugleich gibt es keine Waffen.

In seinem „Wesen des Christenthums“ hat Feuerbach auf eine Weise, die weder bisher widerlegt wurde, noch auch überhaupt zu widerlegen ist, bewiesen, daß das Geheimniß der christlichen Religion nichts Anderes ist, als das Geheimniß des menschlichen Herzens und der menschlichen Phantasie. Jede Religion entspricht überhaupt einem menschlichen Bedürfnisse; je civilisirter, je edler dieses Bedürfniß ist, desto civilisirter, edler ist die Religion. Der Fetischdiener betet noch einen mit Thran beschmierten Holzblock an; der Grieche mit seinem Bedürfnisse nach Schönheit, bildet sich seine wunderbarschönen Götter; der Christ in unendlicher Liebebedürftigkeit, als durchaus unhimmlischer Gemüthsmensch, hat seine unsichtbare Dreieinigkeit. Der Mensch macht die Religion, die Religion ist ein Produkt des Menschen, was aber keineswegs so zu verstehen ist, als sei die Schöpfung der Religion eine That der Willkühr, der Spekulation, als ob von vornherein herrschwüthige Priester den fertigen Gott auf den Altar gesetzt hätten, die Menschen aber sofort gläubig geworden wären, — wie man die Sache auch angesehen und gelehrt hat. Sondern die Menschheit zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte, ein Volk im Großen und Ganzen, drückte, seinem Charakter und seiner Bildung gemäß, die Bedürfnisse seines Herzens in der Form einer bestimmten Religion aus, setzte das Inwendige als äußerliche Gestaltung hin, und blieb dann — das ist mit dem Wesen jeder Religion verbunden — in der Täuschung befangen, das von ihm äußerlich Gestaltete sei ein ihm ursprünglich Fremdes von Außen — von Oben — an es Herangekommenes, sei Herr und Meister über es, sein Gesetz. Der Ursprung dieser Thätigkeit eines Volkes, dieser Selbstentäußerung, dieser Anbetung seines eigenen Wesens, dieser Selbstanbetung, verliert sich bei allen Völkern und Religionen, in eine ferne dunkle Vorzeit ohne geschichtliches Licht, weshalb auch dieser Ursprung selbst wieder mit zum Wesen der Religion gerechnet, selbst wieder Anlaß zu einer Gestaltung wird, die indessen abermals nichts Anderes bedeutet, als das Wesen des gestaltenden Volkes selbst. —

Innerhalb des Christenthums nun war man dahin gekommen, die Entstehung und Fortbildung aller übrigen Religionen in der eben beschriebenen Weise zuzugeben; wie lächerlich wäre es nicht auch für den christlichen Priester gewesen, zu behaupten, dieser Jupiter, dieser Apollo, diese Venus hätten einmal wirklich existirt, wären Wirklichkeiten gewesen und später zu Grunde gegangen! Nur sollte freilich das Christenthum selbst eine Ausnahme von der Regel machen, das Christenthum war nicht eine, sondern die Religion, die allgemeine, die wahre, die Weltreligion. Aber das hat noch jede Religion gesagt, und auch das Christenthum war einmal entstanden, wie die übrigen Religionen: wie konnte es sich derselben Behandlung mit jenen, wie konnte es sich der Untersuchung entziehen? Feuerbach hat es bewiesen, daß das Christenthum dies nicht kann, er hat ihm den Schleier abgezogen, den Schleier der Unverletzlichkeit und Unerklärbarkeit, und siehe da! was fand er? Den Menschen, das volle menschliche Gemüth in Verbindung mit der menschlichen Phantasie, das Gemüth, von der alten klassischen Welt unergründet, die höchste Liebebedürftigkeit, deren Bilder die Phantasie ausmalte und — in den Himmel versetzte. Das Verhältniß von Vater und Sohn, das Verhältniß von Mutter und Kind, die aufopfernde Liebe zu Seinesgleichen, die Dürftigkeit und Gebrechlichkeit des menschlichen Wesens und doch wieder die unendliche Selbstgewißheit der Persönlichkeit — da haben wir die Dreieinigkeit, die Mutter Gottes, den Erlöser, die Erbsünde und die Unsterblichkeit der Seele. Das Wesen des Christenthums ist das Wesen des vollen wahren Menschen: das ist die Wahrheit der christlichen Religion, ihr herrlicher Kern; aber dieses Wesen wird verkehrt, wird nicht in seiner einfachen Wahrheit belassen, wird dargestellt als außer dem Menschen stehend, als von Außen an ihn herankommend, als ihm fremd, als sein Gesetz, als sein unendliches Ziel; der Mensch ist mitten auseinander gerissen, sein bestes Theil hat er in den Himmel versetzt, nur der arme, ewig schmachtende Erdenkloß ist zurückgeblieben. Deshalb ist die christliche Religion, ihrem Wesen nach Wahrheit, ihrer Wirklichkeit nach die Erklärung der Unglückseligkeit des Menschen, der Menschheit überhaupt. Das

Wesen des Christenthums ist unser Wesen, das Christenthum als Religion ist die Verkehrung dieses Wesens, ist etwas, was wir von uns abthun müssen. Dabei ist Feuerbach kein Spötter, er zerstört nicht durch den Witz, wie Voltaire es that, der deshalb auch auf der Oberfläche stecken blieb, sondern er erklärt, er legt auseinander, er braucht nicht zu fürchten, irgend Jemanden zu verletzen; denn er spricht stets die Sprache der Sache selbst, er verfährt als Zuschauer und lauert blos der Entwickelung vor seinen Augen ihre wahre Bedeutung ab. Es wird nach ihm nicht, wie nach Voltaire, eine gemüthsbedürftige Zeit kommen, welche die nur oberflächlich berührte und beseitigte Religion wieder aufgriffe, um durch doppelte Inbrunst die frühere Vernachlässigung wieder gut zu machen: Feuerbach hat selbst dieses Gemüth und ein weit reicheres, innigeres Gemüth, als die heutigen Maulchristen; gerade sein Gemüth lehrte ihn das Wesen des Christenthums verstehen, wenn auch sein Verstand die Selbstentäußerung des Menschen, den jenseitigen Himmel, mit einem Worte die Theologie, zerstören mußte.

Aus der Untersuchung des Christenthums ging der volle Werth und die unendliche Bedeutung des menschlichen Herzens hervor, d. h. des diesseitigen, irdischen, ungetheilten Herzens, der ächt menschlichen Liebe, der Empfindung, der Leidenschaft. Früher gab es eine irdische Liebe und eine himmlische; eine irdische, menschliche Empfindung und eine göttliche, himmlische, religiöse Empfindung; eine Leidenschaft für die Menschen, für die Erde, und eine Leidenschaft für Gott und den Himmel. Seitdem sich aber gezeigt hat, daß die himmlische Liebe, Empfindung, Leidenschaft nur die Verkehrung der irdischen Triebe gleiches Namens ist, die von der Erde abgeleiteten Triebe, die auf das eigne Wesen des Menschen, das aber als ein fremdes erscheint, gerichteten Triebe: seit der Zeit ist die Liebe, die Empfindung, die Leidenschaft überhaupt heilig gesprochen, als rechtmäßig anerkannt, dafür angesehen, daß sie befriedigt werden müsse, daß es eine Tugend ist, sie zu befriedigen, ein Laster, sie ertödten zu wollen. Wenn aber diese Berechtigung des Herzens, der Liebe, der Empfindung anerkannt

ist, wenn sie das wahrhaft Menschliche, das Wesentliche, das Wichtige sind, wenn der Himmel zur Erde zurückgekehrt ist, von der er ausgegangen war, wenn unsre Sorge und Sorgfalt nicht mehr nach zwei Richtungen sich erstreckt, sondern fürder nur ein einziges Ziel hat: ist es noch eine Frage, ob die Geschichte eine andere Wendung bekommen wird; ob wir uns anders einrichten werden auf dieser Erde, der wir bisher nur halb und nicht einmal halb gehörten? — Denn nach dem Reiche Gottes war ja zuerst zu trachten! Wird man uns auch noch ferner auf den Himmel vertrösten können, wenn wir hienieden nichts als Noth und Plage erdulden, werden wir uns verlassen auf die „ewige Herrlichkeit", wenn wir wissen, daß unser eignes Herz den Begriff dieser „ewigen Herrlichkeit" erschaffen hat, wenn wir gelernt haben, daß der Himmel und die „ewige Herrlichkeit" Schöpfungen unserer Phantasie sind, daß der wahre Himmel in der Befriedigung unserer Liebebedürftigkeit, unserer Empfindungsfähigkeit hier auf Erden besteht.

Man sieht, wie innig Feuerbach schon hier mit dem Socialismus zusammenhängt, wie scharf die Philosophie an das Gebiet der allein wichtigen Zeitfrage gränzt. Das letzte Resultat des „Wesens des Christenthums" ist kein anderes, als dies: Die Liebe muß an die Stelle des Glaubens treten. Der Glaube hat aufgehört, weil sein Gegenstand erkannt worden ist, weil wir diesen Gegenstand nicht mehr als etwas Fremdes, Außer- und Uebermenschliches betrachten und anbeten, vielmehr jetzt wissen, daß dieser Gegenstand von jeher nichts Anderes war, als unser eignes menschliches Wesen. Dieses Wesen aber war und ist nichts mehr und nichts weniger als das Herz, als die Liebe, welche es fortan nur gilt zu bethätigen.

Feuerbach kommt aber dem Socialismus noch bedeutend näher, er kommt ihm so nahe, daß man jeden Augenblick meint, er träte über die Gränze und wirklich einige Male Grund hat, den entscheidenden Schritt als gethan zu erachten. Dies geschieht in seinem kleinen, inhaltschweren Büchlein: „Grundsätze der Philosophie der Zukunft," einer Arbeit, die noch weniger für das Volk bestimmt ist, als das „Wesen des Christenthums,"

deren Ergebnisse ihm aber noch näher liegen dürften, ja die vielleicht jene Aufhellung des Christenthums erst recht wichtig macht. Unsere Hauptaufgabe wird daher sein, diese Ergebnisse in ganz einfacher Redeweise aufzuführen.

Unser Philosoph irrt zuvörderst, wenn er in seinem Zorne wider die alten Philosophen sagt, die Gegenwart könne in ihren „raffinirten Illusionen und vettelhaften Vorurtheilen" die einfachen Wahrheiten der Philosophie der Zukunft nicht würdigen. Wir erlauben uns sogar, noch einen Schritt weiter zu gehen, diese einfachen Wahrheiten auf ebenfalls höchst einfache Weise anzuwenden. Feuerbach gibt uns zwar zu, die Philosophie müsse aus ihrer „göttlichen, nichtsbedürfenden Gedankenseligkeit in das menschliche Elend" herabsteigen; aber wir behaupten, dieses Elend sei nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch, beziehe sich nicht blos auf das Reich des Denkens und Fühlens, sondern auch auf das Gebiet des Handelns und Lebens, oder kurz gesagt, das menschliche Elend ist uns ein allseitiges. Und Feuerbach, der in dieser kleinen Schrift der Philosophie denselben Streich spielen wollte, den er früher der Religion spielte, der nämlich den Beweis zu liefern gedachte, das Geheimniß der Philosophie sei das Geheimniß des menschlichen Verstandes, wie das Geheimniß der Religion das Geheimniß des Herzens war, Feuerbach selbst wird uns nicht Unrecht geben können, wenn wir darthun, daß seine Beweisführung nicht nur das ergibt, sondern noch weit mehr, wenn wir darthun, daß man den Menschen nicht nur aus dem „Moraste" des Alten herausziehen, sondern wirklich „darstellen" kann, — vorläufig auf dem Papiere. Er wird uns dies um so eher zugeben, als sich sogleich dem aus dem „Moraste" herausgezogenen Menschen die Frage aufdrängen muß: Was nun? Sind wir zu Ende? Was wird aus mir? Ja, Feuerbach gibt uns von vorne herein Alles zu, indem er sagt: „Die Consequenzen dieser Grundsätze werden nicht ausbleiben." Diese Prophezeihung wollen wir wahr machen. Wenn die Geheimnisse der Religion und der Philosophie — Herz und Verstand, Herz und Kopf sind, wenn wir nichts mehr vor uns haben als diese einfachen Mate-

rialien: so müßte es wunderbar zugehn, oder es läßt sich eine ganz neue Welt daraus bauen.

Sehen wir zu.

Feuerbach gibt dem gesunden Menschenverstande gleich im Anfange den Trost, daß die speculative Philosophie, jenes vornehme Wesen, welches so verächtlich auf ihn herabblickte, nichts Anderes sei, als die in die Gedankensprache übersetzte Theologie, als die scheinbar vernünftiger gemachte Lehre von einem außerweltlichen Gotte und von den Dogmen, welche das Christenthum mit diesem Gotte verbunden hat. „Diese Hieroglyphen, wird sich also der gesunde Menschenverstand sagen, sind zu meiner Beruhigung und Befriedigung eben so wenig nöthig, als jene unverständlichen Dogmen; diese Hieroglyphen sind ja, wie ich höre, nur die Uebersetzung des Unverstandes in die Sprache der Verständlichkeit; was soll mir ein verständlich ausgedrückter Unverstand? Ich freue mich, daß die Kritik sich so rüstig über den doppelten Unverstand hermacht, über den verständlichen, wie über den unverständlichen; es ist mir sehr angenehm, daß dieselbe Kritik alle jene Studien gemacht hat: ich aber, für mein Theil, mag mich nicht damit abgeben, ich will menschlich denken, nicht theologisch, auch nicht speculativ, sondern einfach menschlich. Dem einfach menschlichen Gedanken wird sich denn auch wohl die menschliche That anreihen; von den Thaten des theologischen und speculativen Gedankens (dieser nennt freilich sein Dasein schon eine That) habe ich nicht viel erfahren." Wenn der gesunde Menschenverstand also spricht, hat er vollkommen recht, sein Reich kommt, und er braucht nicht der dürre, platte Philister zu sein, als welchen ihn früher die Philosophie darzustellen versuchte, sondern er wird sich als ein ganz kecker, scharfsinniger, tiefsinniger, gesunder Bursche zeigen, der mitten aus dem Leben heraus denkt, dessen Denken zugleich Leben ist. Derselbe gesunde Menschenverstand sagt daher auch sogleich weiter zu seinem Befreier, zu Feuerbach: „Wenn deine neue Philosophie die Verwirklichung der alten, namentlich der Hegel'schen ist, wenn diese Verwirklichung nothwendig zugleich eine Aufhebung ist, eine Aufhebung, der sich gar nicht widersprechen läßt, — ei mein lieber Freund, so laß

uns doch die neue Philosophie sogleich mit, laß uns alle Philosophie verwirklichen, d. h. ihrer Form nach aufheben! Willst du Herkules! noch einem spätern den Ruhm überlassen, die zwölfte Arbeit zu vollbringen, willst du, daß ein anderer Feuerbach komme und sage: auch die neue Philosophie muß aufgehoben, d. h. verwirklicht werden, es sind immer noch todte Gedanken, man muß sie in's „menschliche Elend herabziehen?" Der gesunde Menschenverstand hat abermals ganz Recht, nur brauchte er blos ein wenig Geduld zu haben und etwas weiter Acht zu geben.

„Wahrheit, Wirklichkeit, Sinnlichkeit sind identisch. Nur ein sinnliches Wesen ist ein wahres, wirkliches Wesen, nur die Sinnlichkeit Wahrheit und Wirklichkeit." Das wird deutlich, so deutlich, als nur etwas in der Welt zu machen ist. Nur das also, was sichtbare, hörbare, fühlbare rc. Form besitzt, was gestaltet ist, nur das existirt. Und darüber ist man seit zwei Jahrtausenden uneinig geworden, man wollte ein Gemüth ohne Brustkasten, ein Herz ohne Leib, eine Seele ohne Körper, Empfindungen ohne Wirklichkeit, man wollte das Innere von dem Aeußern trennen, den Gedanken von der Sache, das Denken von dem Sein, und man machte daher aus beiden etwas Verkehrtes, Grundfalsches, aus dem Gemüthe, der Seele, dem Gedanken ein Gespenst, aus dem Leibe, der Wirklichkeit, der Gestalt einen verachteten Schatten, der auf Moor und Sumpf daher schwebte. Man hat die schöne Welt entgöttert, die Götter mit traurigen langen Gesichtern in den Himmel eingesperrt und eine furchtbare Kluft zwischen Himmel und Erde aufgethan, über welche nur — eine Seufzerbrücke führte. Man hat das Wort „Sinnlichkeit" in den Bann gethan, kaum durfte man es noch in guter Gesellschaft aussprechen, weil die ganze verdorbene Sippschaft es sogleich für einerlei mit „unsittlich" hält, und doch bedeutet es weiter nichts als etwas Daseiendes, Existirendes, Wirkliches. Mit dem als vollgültig anerkannten Worte: Sinnlichkeit sind wir aber auch mitten in der neuen Welt, haben wir vollständig mit dem Alten gebrochen, sind wir vor allen Stücken streng darauf angewiesen, diese Wirklichkeit zu

beleben, in Bewegung zu setzen, zu organisiren; denn das wirkliche Denken der Wirklichkeit — ist die That.

Ihr prüden Seelen, ihr Seelen, die Ihr Euch krampfhaft in Euch selbst zurückzieht, wenn von „Wirklichkeit“ und „Sinnlichkeit“ die Rede ist, fürchtet nicht, es werde ein Titelchen verloren gehen, von dem was Ihr „Sittlichkeit“, „Edelmuth“, „Zartgefühl“, „Tugend“, „Reinheit“ u. s. w. benennt. Im Gegentheil, die Tugend wird ebenfalls erst wirklich inmitten der Wirklichkeit; auch die Tugend war lange genug ein Gespenst, gleich Eurer Seele, Eurem Geiste, Eurer Gedanken, auch die Tugend wird einen Leib bekommen und dann erst wahrhaft schön werden. Sie wird unter Euch wandeln als Eure Freundin, die Ihr kennt, die in Euren Häusern, in Euren Familien weilt, sie wird nicht mehr ein Phantom sein, der Eure Sterngucker durch geschliffene Gläser nachlauern. Fürchtet auch nicht, die Tugend werde blos schön sein, wie weiland in Griechenland! Eure Pfaffen predigen Euch zwar, wir wollten das Griechenthum pur und nackt zurückführen; glaubt ihnen nicht, glaubt nicht daß etwas verloren gehe, was keusch, ehrbar, charaktervoll, sittlich sei, glaubt nicht, daß etwas verloren gehe, was der Menschheit jemals würdig war; nur das Unmenschliche, Heuchlerische, Gespenstige, Falsche, Tödtende, Theologische, das soll abgethan, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden! — Hört, was Feuerbach selbst über das Wesen des Sinnlichen sagt:

„Wir fühlen nicht nur Steine und Hölzer, nicht nur Fleisch und Knochen, wir fühlen auch Gefühle, indem wir die Hände oder Lippen eines fühlenden Wesens drücken; wir vernehmen durch die Ohren nicht nur das Rauschen des Wassers und das Säuseln der Blätter, sondern auch die seelenvolle Stimme der Liebe und Weisheit; wir sehen nicht nur Spiegelflächen und Farbengespenster, wir blicken auch in den Blick des Menschen. Nicht nur Aeußerliches also — auch Innerliches, nicht nur Fleisch, — auch Geist, nicht nur das Ding — auch das Ich ist Gegenstand der Sinne. — Alles ist darum sinnlich wahrnehmbar, wenn auch nicht mit den Augen des Anatomen oder Chemikers, doch mit den Augen des Philosophen. Alle unsre Ideen entspringen

darum auch aus den Sinnen; darin hat der Empirismus vollkommen Recht, nur vergißt er, daß das wichtigste, wesentlichste Sinnenobjekt des Menschen der Mensch selbst ist, daß nur im Blicke des Menschen in den Menschen das Licht des Bewußtseins und Verstandes sich entzündet.“ Und an einer andern Stelle:

„Das Sinnliche ist nicht das Profane, das auf platter Hand Liegende, das Gedankenlose, das sich von selbst Verstehende. Die unmittelbare, sinnliche Anschauung ist vielmehr später als die Vorstellung und Phantasie.“ Was haben die Menschen nicht über Sonne, Mond und Sterne gefabelt, ehe der nüchterne, sinnliche Astronom die Wahrheit anschaute. Was wußte man Wahres von der Erde, von Ländern, Meeren, Thieren und Pflanzen, ehe die sinnliche Anschauung die Mährchen der Phantasie zerstörte! Das Kind hat Phantasieen und Vorstellungen, der Mann schaut an, der Mann vermittelt sich mit der Wirklichkeit, mit der Sinnlichkeit.

Was folgt zunächst aus dieser Anschauung von dem Werthe der Sinnlichkeit? Feuerbach sagt es uns selbst. Die Sinnlichkeit ist nichts Anderes als das Geheimniß der Empfindung, der Liebe. In der Liebe hat das Einzelne, das sogenannte Endliche — unendlichen Werth. Wer liebt und wer geliebt wird: beide sind unendlich. „In der Liebe allein ist der Gott, der die Haare auf dem Haupte zählt, Wahrheit und Realität. Der christliche Gott ist selbst nur ein Bild der menschlichen Liebe.“ Die menschliche Liebe ist also selbst die Schöpferin, die Urheberin des christlichen Gottes. Mit dem Begriffe dieser menschlichen Liebe, dieser gewaltigen Schöpferkraft, stürzt daher die ganze alte Weltansicht, die Theilung und Trennung von Himmel und Erde, von Gott und Mensch, von Geist und Leib, von Regierung und Volk, von Kirche und Gemeinde, rettungslos und ein für alle Mal zusammen. Diese Liebe ist das einzig wahre Sein, das Allumfassende, und der Mensch, der sich dieser seiner Schöpferkraft bewußt wird, nimmt den Gott in sich zurück, wie die Erde den Himmel, wie der Leib den Geist, wie das Volk die Regierung, wie die Gemeinde die Kirche. Gott, Himmel, Geist, Regierung, Kirche, alle diese Dinge waren nur et-

was dem Wesen des Menschen scheinbar Fremdes, nur scheinbar sein äußerliches, gebieterisches Gesetz; in Wahrheit ist der Mensch aber der Schöpfer dieser Dinge, ihr Herr, ihr Gesetz, er hat das letzte Wort über sie zu sprechen und er spricht das letzte Wort unwiderruflich, sobald er nur seines Wesens, seiner Schöpferkraft inne geworden ist. Herwegh meinte, wir hätten lang genug geliebt, wir sollten endlich hassen, und er hatte Recht, wenn er den Haß gegen die Unwahrheit, gegen die Unmenschlichkeit predigte; aber das höhere Gesetz ist dies: Wir haben lang genug gehaßt, wir wollen endlich lieben. Das Feuer dieser wahrhaft menschlichen Liebe ist in der That mächtig genug, um unsere Feinde zu verbrennen.

Feuerbach schließt gewissermaßen die Ergebnisse seiner beiden Werke in Eins zusammen — den Verstand und das Herz — wenn er fortfährt: „Die neue Philosophie ist nichts andres als das zum Bewußtsein erhobene Wesen der Empfindung. Sie ist das zu Verstand gebrachte Herz.“ Was aber ist die bewußte Liebe, die zu Verstand gebrachte Liebe? Offenbar nichts Anderes, als die Menschheit, die sich ihrer wahren Bestimmung gemäß einzurichten im Begriff steht, die Menschheit welche auch ihr Leben, ihre Existenz der bewußten Liebe gemäß umwandelt. Das Herz, die Liebe fühlen mit Naturnothwendigkeit das gänzlich Verkehrte unseres Lebens, unseres Zustandes: der Verstand, das Bewußtsein wissen, wo es fehlt und was an die Stelle zu setzen sei: das bewußte Herz, die zu Verstand gebrachte Liebe, das neue, wahrhaft menschliche Wesen ist sowohl das Material zu der neuen Welt, als auch der Baumeister derselben; sie sind daher nothwendig der Anfang der Reform. Es ist hier kein Zwischenraum, keine Zwischenzeit denkbar, die neue Philosophie ist nicht etwas Vorläufiges, Einstweiliges, in dem sie sich vom todten Gedanken lossagte, in dem sie in's „menschliche Elend,“ in's menschliche Herz sich hinabsenkte, war sie in demselben Augenblicke nicht mehr Lehre, sondern Trieb, unwiderstehlicher Befehl; nicht mehr Philosophie, sondern neues Lebensprinzip, dessen Gedanken zugleich Wirklichkeiten, Aeußerungen sind. Die auf der Erde heimische Liebe, die irdische Liebe,

die bewußte Liebe hat nicht genug am Selbstbewußtsein, sie muß schaffen.

Feuerbach sagt so treffend von dem Selbstbewußtsein der alten Philosophie, es sei selbst nur ein gedachtes Wesen, unbezweifelbar sei nur was Objekt des Sinns, der Anschauung, der Empfindung. Aber ganz dasselbe läßt sich wieder von dem Bewußtsein des Herzens, der Liebe sagen. Es darf nicht blos etwas Gefühltes, Bewußtes sein, es muß sich bethätigen, muß selbst zur That werden, muß schöpferisch sein. Auch das Selbstbewußtsein des Herzens ist bezweifelbar, ist vermittelt, ohne den Genuß des Herzens, der Liebe. Das bewußte Herz, die zu Verstand gebrachte Liebe, sollen sie wirklich sein, so müssen sie zur liebevollen Thätigkeit, zur Thätigkeit der Liebe werden. Mit dem bewußten Herzen ist der Mensch fertig, ist sein Wesen vollendet; dies vollendete Wesen aber muß Geschichte werden, und zwar eine neue, noch nicht dagewesene, wirkliche Menschengeschichte; alle bisherige Geschichte war Geschichte des werdenden, des sich erst bildenden Menschen; das Beste hat erst zu kommen: die Geschichte des fertigen, des vollendeten Menschen. Das bewußte Herz aber ist der vollendete Mensch. Die bisherige Geschichte war der Kampf, die kommende ist der Genuß.

Der Gedanke der Philosophie war ein Gespenst, ein ödes, lebloses Gespenst; die bloße Materie war ein werthloses, mechanisches Ding: das Herz ist der Mittelpunkt, das Herz ist das Aechtmenschliche. Die französischen Proletarier beweisen den Werth und die Bedeutung des Herzens für die neue Zeit, die französischen Proletarier sind der praktische Beleg zu Ludwig Feuerbach. Mit herzlicher Sympathie umfassen sie die Leiden der Gesellschaft, nicht der Egoismus des Leidens treibt sie, sondern das Gefühl des Leidens überhaupt. Sie reichen Bittschriften mit 9000 Unterschriften bei der Deputirtenkammer ein — um Emancipation der schwarzen Sklaven in den Antillen! Und was das Herz als Inhalt, das ist die Kunst, die Schönheit, als Form. „Was schöne Seelen schön empfunden, muß trefflich und vollkommen sein,“ rief schon Schiller prophetisch aus. Kant nannte den ästhetischen Sinn einen Gemeinsinn. Feuerbach sagt: „Die

Kunst stellt die Wahrheit des Sinnlichen dar." Die neue Welt des bewußten Herzens wird sich also schön gestalten.

Mit der Sinnlichkeit, deren Wahrheit die Empfindung, deren Form die Schönheit, deren Leiter und Lenker das Bewußtsein ist, haben wir Alles erschöpft, was die Philosophie jemals in den dicksten Bänden ausgesponnen hat. Was ist aber der leibhaftige sinnliche Mensch, der Mensch mit Herz, Schönheitssinn und Verstand? Es ist der Gattungsmensch, das Mitglied der selbstgenügsamen, der allmächtigen, allwissenden, vollendeten Gattung. Das Gattungsleben, das Leben in der Gattung, aber auch nur in der Gattung, in der Gattung, deren Begriff endlich vollkommen ergründet ist, das ist das ächtmenschliche Leben, das Leben der Zukunft. Wie alles Frühere darauf hinwies, daß das Menschliche, das Vollendete, das Leben in der Gattung sei, so weist der Begriff der Gattung auf die Art der Ausführung hin und löst das Räthsel der Zukunft vollständig.

Feuerbach sagt: „Nur durch Mittheilung, nur aus der Conversation des Menschen mit dem Menschen entspringen die Ideen. Nicht allein, nur selbander kommt man zu Begriffen, zur Vernunft überhaupt. Zwei Menschen gehören zur Erzeugung des Menschen — des geistigen so gut, wie des physischen: die Gemeinschaft des Menschen mit dem Menschen ist das erste Princip und Kriterium (der Probirstein) der Wahrheit und Allgemeinheit." Und was hier wieder blos auf das Bewußtsein, auf die Wahrheit der Gedanken und Gefühle Bezug zu haben scheint, das wird ganz allgemein weiterhin so ausgedrückt: „Das Wesen des Menschen ist nur in der Gemeinschaft, in der Einheit des Menschen mit dem Menschen enthalten." Der Begriff der Gattung erläutert sich also durch den Begriff der Vereinigung, das Wesen des Menschen wird also erst vollständig erreicht und vollständig genossen, wenn wir uns vereinigen. Sich vereinigen heißt aber nicht, jeden Unterschied auslöschen, sondern die Persönlichkeit erst wahrhaft ausbilden, weil erst in der Vereinigung die Persönlichkeit sicher ist, und folglich auf ihre Ausbildung denken kann. Wir waren bisher in keiner,

unserem Wesen entsprechenden, Weise vereinigt. Wir waren vereinigt als Volk und hatten die andern Völker uns feindlich gegenüber; wir waren vereinigt als Stand, als Klasse, als Zunft, und hatten die andern Stände, Klassen und Zünfte zu Feinden; wir waren vereinigt als Bürger und hatten die Regierung außer uns; wir waren Christen oder Juden, und hatten den Gott, als Dreieinigen oder als Jehovah, uns gegenüber, mit uns im Gegensatze; wir waren vereinigt als Ackerbauer, und siehe da, die Majorate, die großen Gütercomplexe; wir waren vereinigt als Arbeiter der Industrie, und das Kapital war der Gott, zu dem wir beteten, unser Feind; wir waren vereinigt als dies und das, nur niemals als Menschen, als dasjenige, was wir vor allen Stücken sind und was wir ganz werden müssen. Das Wesen des Menschen ist das Gattungswesen, höher als die Gattung gibt es Nichts.

„Einsamkeit, sagt Feuerbach, ist Endlichkeit und Beschränktheit, Gemeinschaftlichkeit ist Freiheit und Unendlichkeit," und spricht damit nur die Grundidee des Socialismus aus. Bisher waren wir Alle einsam, Alle beschränkt, weil Alle im Kampfe wider einander. Es ist Zeit, die Einsamkeit, und damit die Endlichkeit und Beschränktheit hinter uns zu lassen, frei und unendlich zu werden. Frei ist der Mensch nur in seinem Elemente, unendlich nur, wenn sein Leben seinem Wesen entspricht. Das Element des Menschen ist das Gattungswesen, sein Wesen nur die Gattung. „Die Einheit von Ich und Du (die Vereinigung des Menschen mit dem Menschen) ist Gott," ruft Feuerbach aus, d. h. der Socialismus, die wahre Vergesellschaftung ist das Höchste, wozu es dieses Geschlecht bringen kann. Der Socialismus ist seine Bestimmung. Der Socialismus aber ist thatsächliche Philosophie, ist das Leben der zu Verstand gebrachten Liebe; er ist nicht nur der „Dialog zwischen Ich und Du," sondern auch die gemeinschaftliche Arbeit zwischen Ich und Du, der Genuß von Ich und Du, Wirklichkeit, in Handlung übersetzte Erkenntniß. Feuerbach kommt stets wieder auf seinen „Denkakt" zurück, er triumphirt, selbst dieser könne nur aus der „Einheit des Menschen mit dem Menschen"

begriffen werden; aber er selbst, Feuerbach, hat ja dem bisherigen Denkact ein Ende gemacht, er hat die Geheimnisse von Theologie und Philosophie offenbart, er hat uns, wüßte man es selbst nicht anderswoher, mit Macht darauf hingestoßen, daß das Denken der Zukunft Leben in der Liebe sein wird, That des verständigen Herzens, Offenbarung des selbstständigen menschlichen Wesens.

Die neue Philosophie hat nicht nur eine praktische Seite, sie tritt nicht nur an die Stelle der Religion, sondern ihre ganze Bedeutung ist die, praktisch zu werden, die Wissenschaft der Praxis zu sein, die Verhältnisse des Menschen menschlich zu gestalten, die Eigenthumsfrage, die Frage der Bildung, die Frage der Ordnung und vor allen Stücken die Frage des Ueberganges zu erledigen. Daß deshalb die Anthropologie und Physiologie nicht vernachlässigt zu werden brauchen, versteht sich von selbst; diese beiden Zweige, die Feuerbach einzig von dem verdorrten Baume der Philosophie rettet, werden Zweige der Wissenschaft der Praxis überhaupt sein. Diese aber selbst in ihrer Hauptbestrebung hat sich zu offenbaren als Wissenschaft der Gesellschaft, als Wissenschaft der Vergesellschaftung, der Vereinigung. Feuerbach sagt ja selbst, nur das Menschliche sei das Wahre und Wirkliche, der Mensch sei das Maaß der Vernunft. Wohlan, so sei das erste, nothwendigste Resultat der erkannten Vernunft — eine vernünftige Gesellschaft oder vielmehr die vernünftige Gesellschaft; so sei das Allererste, Allernothwendigste die Entwerfung der Grundlinien, an denen nichts mehr zu ändern und zu modeln, welche sich so tief in das Bewußtsein des Volkes eingraben, daß sie nur Eins mit diesem Bewußtsein ausmachen!

„Die neue Philosophie, welche den wesentlichen und höchsten Gegenstand des Herzens, den Menschen, auch zum wesentlichen und höchsten Gegenstande des Verstandes macht, begründet daher eine vernünftige Einheit von Kopf und Herz, von Denken und Leben." Diesen Satz müssen wir dahin übersetzen: Der Trieb zur Vereinigung, zur wahren Vergesellschaftung muß durch den

Verstand geleitet und gelenkt werden, damit die Societät eine verständige werde.

„Die Wahrheit existirt nicht im Denken, nicht im Wissen für sich selbst. Die Wahrheit ist nur die Totalität des menschlichen Lebens und Wesens." Die Totalität des menschlichen Lebens und Wesens kommt aber nur im Gattungsleben zum Vorschein; dieses war bisher nur im Durchbruch begriffen, brach sich erst Bahn. Leben wir im Gattungsleben, so ist das menschliche Wesen vollständig entfaltet, so haben wir alle Wahrheit überhaupt, die für uns zu erreichen ist, und wir haben sie nicht nur im Kopfe, nicht nur im Herzen, sondern wir genießen sie auch.

Die ganze neue Philosophie, von der Feuerbach behauptet, sie werde sich ihrem ganzen Wesen nach von der alten unterscheiden, kann weiter nichts sein, als die (kritische) Erkenntniß der Unzulänglichkeit der Philosophie überhaupt, die uns mit leblosen Gedanken füttern wollte, während wir nach Wirklichkeit dürsten. Was Feuerbach die neue Philosophie nennt, ist nichts weiter als das Grablied der alten Philosophie, der Philosophie überhaupt. Sie muß sterben, die Alte, gerade wie ihre Zwillingsschwester, die Religion, nachdem beide Jahrtausende lang die Blindenführer gewesen? Es ist am Ende mit aller vom Leben abgezogenen Weisheit, mit allen Dogmen und allen „absoluten" Wahrheiten. Der Mensch war der Kern des Räthsels, damit begann die griechische Geschichte, damit beginnt auch die menschliche Geschichte. Der wahre, vollständige Mensch ist endlich aus der Hülse der Jahrhunderte glücklich herausgeschält worden; dieser Mensch verlangt jetzt einen Schauplatz für seine Wirksamkeit, Verhältnisse, in denen sich seine Glieder bewegen können. Er verlangt diese Verhältnisse, d. h. er wird sich dieselben schaffen, denn er ist jetzt der Gott, welcher spricht, „so steht's da."

Der erste Paragraph bei Feuerbach heißt: Die Aufgabe der neueren Zeit war die Verwirklichung und Vermenschlichung Gottes — die Verwandlung und Auflösung der Theologie in die Anthropologie.

Wir sagen: Die Aufgabe der neuesten Zeit ist die Verwirklichung der Gattung — die Verwandlung und Auflösung der Politik in den Socialismus.

Die Politik entspricht dem praktischen Gotte, dem letzten Rest von Gott; der Socialismus ist die Gesellschaftsform, die dem freien Menschen entspricht. Man braucht die letzten Sätze Feuerbachs nur zu verwirklichen, so steht man mitten im Socialismus.

* * *

Daß die Wirklichkeit darauf dringt, endlich vernünftig zu werden, das geben selbst menschliche Maschinen zu, welche niemals einen eigenen Gedanken gehabt haben; sie hörten es hundertmal sagen, sie lasen es hundertmal in den Zeitungen. „Die Welt schreitet vorwärts," „man muß dem Fortschritt huldigen;" solche bis zum Ekel wiederholte Phrasen, was bedeuten sie anders, als die Bewegung der Wirklichkeit zur Vernunft hin, als eine Entwickelung, bei der sowohl der Gedanke der „Vorsehung", als auch die göttliche Einwirkung überhaupt zu kurz kommen; denn wenn die Welt schreitet, wenn sie fortschreitet, so muß sie wohl eigene Beine haben und den Schwerpunkt ihres Gewichtes in sich selbst fühlen. Schlimm ist es nur, daß solche Phrasen nicht gar viel bedeuten, wenigstens im Munde der Meisten, die sie tagtäglich gebrauchen. Man ahnt nicht, was man zugibt, sobald man die Wirklichkeit sich zur Vernunft hin entfalten läßt; Gerade so, und von ihrem Standpunkte aus nicht besser, machen es die Philosophen, welche immerfort zugeben: „Das Vernünftige sei das Wirkliche," „Denken und Sein sei Eins" ohne zu bedenken, was solche Sätze in Bezug auf die Philosophie selbst für eine Bedeutung haben, die jene Herrn nur vor lauter Gedanken gar nicht merken. Wir haben hier nämlich die umgekehrte Bewegung von seiner ersten Phrase. Wenn das Vernünftige, das Wirkliche, Denken und Sein Eins ist, so hat die Philosophie die Aufgabe, ihre Vernunft wirklich zu machen, mit ihrem Denken an das Sein heranzukommen. Bisher hielt sie sich immer in gehöriger Ent-

fernung von der Wirklichkeit, spielte mit dem Sein, wie die Katze mit der Maus, und stand hoch in Gnaden; man konnte sagen: das Vernünftige sei das Wirkliche, Denken und Sein sei Eins, und dabei Staat und Kirche, Polizei und Industrie, Diplomatie und Todesstrafe ganz ruhig bestehen lassen. Ganz so wie der Philister, der die Phrase auswendig kann: Die Welt sei im Fortschritt begriffen, sehr ruhig Ordensvertheilungen, Bankerutte, Judenverfolgungen und deutsche Kammerverhandlungen liest, und sich lebhaft dabei amusirt. Dieser Philister fühlt den Ernst des Satzes nicht: die Wirklichkeit will vernünftig werden. Wie jener Philosoph nicht begreift, wie weit der Pfeil reicht: die Vernunft muß wirklich sein. Diese beiden revolutionären Gedanken sind wesentlich Eins, treffen in der Mitte zusammen, sind die beiden Theile Eines Kopfes und Körpers. Mit ihnen braucht nur Ernst gemacht zu werden, sie brauchen nur angewandt, verwirklicht zu werden: so ändert sich die Gestalt der bestehenden Welt, so hat die ganze alte Geschichte ein Ende, in der die Wirklichkeit unvernünftig und die Vernunft unwirklich war. Und es sollte mich bedünken, es sei nicht so gar schwer, diese beiden Sätze vollständig zu begreifen, sie so zu begreifen, daß man davon ergriffen würde.

Leider müssen wir eingestehen, daß im bisherigen Verlaufe der Welt die Menschheit beständig an dem Fehler gelitten hat, das Einfache, das Allereinfachste nicht begreifen zu können, wohl aber im verwickeltesten Unsinn heimisch zu sein, in einem Labyrinth von Gedankenconfusion, welches wir nachträglich alle mögliche Mühe haben, am Ariadnefaden des gesunden Menschenverstandes zu durchwandern und kennen zu lernen. Und je tiefer dieses Geschlecht in die Einseitigkeit und Verkehrung sich verrannte, desto hartnäckiger, desto unverbesserlicher schien es zu werden, desto unzugänglicher für den bekehrenden Lichtstrahl eines gesunden Kopfes. Zeuge dessen die ganze christliche Epoche, die Epoche der Entleibung des Menschen, der nachher stolz auf seinen entseelten Körper hinblickte, in majorem Dei gloriam, zum größern Ruhme Gottes — und dieser Gott war doch, bei Lichte besehen, nur ein Bild des menschlichen Herzens, ein

Abdruck unserer eigenen Seele. Kann man sich etwas Kläglicheres denken?! Nur die wirklich großartige Bestimmung des Geschlechtes, ein wahrhaftes Gattungsleben zu führen, ein Leben im Genusse der Begabungen, die es bis jetzt nur gelten konnte, herauszuarbeiten, gerade durch die Einseitigkeit herauszuarbeiten, nur diese Aussicht ist weltgeschichtlicher Trost und Grund für die Verirrungen der Vergangenheit. Aber es ist Zeit, endlich das Einfache einzusehen, festzuhalten, endlich nur den Menschen, das Gattungswesen in's Auge zu fassen und Einrichtungen zu treffen, die diesem Wesen gemäß seien. Der Fluch der Vergangenheit, der Fluch der Einseitigkeit und Verwirrung kann endlich aufhören, er kann dem Segen, der Erkenntniß Platz machen!

Während sich die Wirklichkeit in den letzten Jahrzehnten der Vernunft näherte — ein Faktum, das wir keinen Augenblick läugnen, hat sie bei den geschichtlichen Völkern Stufen erschritten, die vielfach von denselben Völkern als die Spitze, als das Ziel der Vollendung betrachtet wurden, von andern aber, von ungeschichtlichen, z. B. von dem deutschen Volke, mit einer Sehnsucht betrachtet und gesucht werden, als handelte es sich um den Stein der Weisen, um die Schlüssel des heiligen Grabes, oder, deutsch zu reden, um das höchste Gut. Die geschichtlichen Völker sind indessen allmählig von der Täuschung über diese Zwischenzustände zurückgekommen, und das allergeschichtlichste Volk, das französische, sieht in diesem Augenblicke dem Punkt entgegen, wo es sich für immer von diesen Stufen zu befreien gedenkt. Deutschland aber möge seine Philosophie, seine einzige welthistorische That seit Luther, ins Auge fassen, und namentlich seinen letzten Thäter, Feuerbach, um sich zu überzeugen, daß, wenn bei ihm die Wirklichkeit nicht zur Vernunft hin sich bewegt hat, doch seine Vernunft wirklich zu werden trachtete, was auf dasselbe hinauskommt, und daß dieser Vernunft, die an der Schwelle der Wirklichkeit steht, politische Mummereien und Harlekinaden eben so wenig entsprechen, wie der französischen Wirklichkeit, die sich der Vernunft zuneigt. Der Weg dieser beiden Völker schien lange himmelweit verschieden zu sein; heute oder morgen müssen sie sich auf derselben Station treffen. Die

Mittel- und Zwischenstufen haben übrigens das mit den Zuständen der gesammten Vergangenheit gemein, daß sie entsetzlich complicirt und für den Gedanken schwer zu ergründen sind, während die einfache Wahrheit Jedem in die Augen springt.

„Der Socialismus ist gut, aber er ist die Sache kommender Jahrtausende," so ertönt die hochweise Stimme eines „Menschenfreundes." — „Man darf nichts übereilen, die Menschheit ist noch nicht reif".. Schlimm genug, wenn die Menschheit diese Unfähigkeit, zu ihrem Begriffe, zu ihrem Wesen zu kommen, wirklich wahr machen sollte! Schlimm genug, wenn diesmal zwischen der reifen Erkenntniß und der Ausführung eine so unendlich lange Zeit liegen sollte! Aber dem ist nicht so, dem kann nicht so sein. Jedesmal sonst, wo es sich um eine neue Geschichtsepoche handelte, war es eine Einseitigkeit, etwas aus dem vollen Wesen des Menschen Herausgerissenes, darum etwas Schwieriges, Widerstrebendes, was dem Menschengeschlechte zugemuthet wurde; und dennoch wie leicht, wie schnell fand man sich hinein, wie leicht, wie schnell, wurde das Princip zum herrschenden! Christi Lehre oder vielmehr die Lehre von Christo, muthete dem Menschen die Selbstentäußerung im höchsten Grade, die Selbstentleibung zu, — und siehe, drei Jahrhunderte nach dem Beginn dieser Lehre herrschte ein christlicher Kaiser über die Welt, herrschte der äußerliche Ausdruck des Christenthums über die politische Welt! Und jetzt, da wir dem Menschen sein Wesen predigen, da wir die Anerkennung keiner Einseitigkeit, sondern nur die Anerkennung seiner selbst von ihm verlangen, jetzt, da wir erwarten müssen, der Mensch werde mit beiden Füßen zugleich in die neue Taufe springen: jetzt — wie lange Zeit glaubt Ihr allen Ernstes, daß das Menschenthum gebrauchen werde, um zur Herrschaft zu gelangen, d. h. aller Herrschaft ein Ende zu machen? — Wo die Wahrheit einmal aufleuchtet, da hält die Finsterniß ihre Nacht nicht mehr zusammen, wo das Princip einmal ausgesprochen ist, da ist keine Rettung mehr vor seiner Verwirklichung, wo das Wort einmal vom Himmel gestiegen ist — d. h. aus der Menschenbrust emporkam — da muß es Fleisch werden, ohne Gnade! Die Vernunft, die jetzt spricht, ist nicht eine Ver-

nunft, ein beliebiger Einfall, ein Gedanke, wie tausend andere, die kamen und verschwanden, diese Vernunft ist die ganze, volle Vernunft und darum die Wirklichkeit selbst, dieses Denken ist das Sein selbst, und umgekehrt die Wirklichkeit der Zukunft ist die Vernunft selbst. Lamentiren kann man noch, widerlegen nicht, aufhalten gar nicht.

Feuerbach sagt einmal in seiner kleinen Schrift, der Empirismus, die empirische Wissenschaft, auch das praktische Leben, wie es geht und steht, sei schon die Aufhebung der Theologie; was die Philosophie philosophisch auflöse, das unterminire die Erfahrung praktisch. Dem ist theilweise so, aber doch nicht ganz. Ja, die Erfahrungswissenschaft, wie das praktische Leben, ist ein steter Protest wider die Trennung von Leib und Geist, wider die Ertödtung des Leibes, wider die Ermordung des Menschlichen. Aber die Erfahrung ist sich dessen nicht bewußt, sie handelt nicht mit der Gewißheit ihrer selbst, und sie ist ein Gegner, der den Feind meist nur gleichgültig bei Seite schiebt, der ihm nicht Aug' in Auge blickt, ihn nicht durchschaut, nicht sich selbst in dem künstlichen Reflektirspiegel wiedererkennt, nicht mit der Siegesgewißheit der eignen Sache in den Kampf geht. Der Empirismus ist meist arm, armselig; er begnügt sich mit seiner Klugheit, mit seiner Weltschlauheit, er weiß nicht, daß er den vollen Ton der Wahrheit, der alleinigen Wahrheit anstimmen könnte, er ist nicht begeistert, nicht bewältigend, er ist sogar herzlos, kalt. Man muß dem Empirismus über die bloße Abstoßung des Gegensatzes hinaushelfen, man muß ihn mit Geist erfüllen, man muß ihn bewußt machen. Was hilft uns ein Mensch, der sich in sein Laboratorium einschließt, in seinen anatomischen Saal, in seinen botanischen Garten, der auf seinem Observatorium weilt, die Natur erforscht, nicht an Gott denkt, das Christenthum ignorirt, sogar lacht über die Bücher der Theologen und Philosophen, so lange derselbe Mensch nicht mit dem Bewußtsein forscht, denkt und schreibt, daß er in Wirklichkeit und Wahrheit das thut und treibt, was Theologen und Philosophen verkehrt thun und treiben, indem sie die Dinge auf den Kopf stellen? Was hilft mir der Bürger, der für Weib und Kind lebt, die Liebe zu diesen

heilig hält, körperliche und geistige Pflege seiner Anbefohlenen im Sinne der Humanität besorgt, und die Theologen taufen und predigen läßt, so lange derselbe Bürger nicht weiß, daß er Humanist ist, seinen Stolz nicht darein setzt, *antitheologisch* zu handeln, oder wohl gar wähnt, er erfülle die Pflichten der Religion auf *seine* Weise? Und dann ist der Empirismus rein unfähig, die Consequenzen der Theologie und Philosophie zu begreifen, ja er lebt im tiefsten Frieden und Einverständniß mit denselben Consequenzen, deren Princip er kalt von sich stößt, oder bei Seite liegen läßt. Er vernachläßigt das Christenthum als Religion, und fühlt sich glücklich im *Liebesstaate*, im Staate der Hingebung an den Polizeipatriarchen, der doch nur eine Uebersetzung der christlichen Demuth und des christlichen Vertrauens ist. Er erkennt kein Wesen an, das ihm fremd, über den Wolken throne und Alles nach Maaß, Zahl und Gewicht geordnet habe', er liebt vielmehr und erforscht die natürlichen Dinge; aber er betet zugleich praktisch den *metallenen* Gott an, die Macht des heutigen Lebens, das *Geld*, welches wieder nur eine Uebersetzung des jenseitigen Gottes ist, selbst ein *jenseitiger* Gott, der Arbeit und Bethätigung menschlicher Kräfte gegenüber. Er glaubt nicht an die Lehre von der Nichtigkeit der menschlichen Natur, von der Erlösungsbedürftigkeit durch übermenschliche Hülfe; und doch zuckt er die Achseln, sobald man von einer Reform der Gesellschaft spricht, von einer Ordnung des Lebens, von der Kraft und Fähigkeit des Menschen, sich menschlich auf Erden einzurichten. Das sind die Unzulänglichkeiten des Empirismus, seine schwachen, sehr störenden Seiten, da ist der Punkt, wo ihm über sich selbst hinausgeholfen werden muß.

Wie der Philosophie zu helfen ist, worin die Nothwendigkeit *ihrer* Entwickelung liegt, das sahen wir weiter oben.

Die Frage des Socialismus beginnt auch in Deutschland an die Tagesordnung zu kommen. Blätter, die niemals eine Ahnung von ihm verriethen, widerhallen plötzlich von den inhaltschweren Worten: *Aufhebung des Proletariats*, *Organisirung der Arbeit*, *Vergesellschaftung*. Vielerorts scheint sich, und zwar hauptsächlich durch jene Blätter, der Irr-

thum dabei einschleichen zu wollen, als sei dieser Socialismus so ein gewöhnlicher „Fortschritt", als könne man die alten Zustände dabei mit in den Kauf nehmen, als sei er eine vortreffliche Verwaltungsmaßregel, durch eine Kabinetsordre oder durch einen Kammerbeschluß in Wirklichkeit zu setzen. Die Reactionsmännlein in Deutschland scheinen ebenfalls dieser Meinung hin und wieder zu sein, ja sie haben den Anschein, als seien sie hocherfreut, die Augen des Publikums von politischen Wünschen und Ideen abgelenkt, auf die Gesellschaft, anstatt auf den Staat, gerichtet zu sehen. Hinter diesen Vorstellungen liegt eine gewaltige Täuschung verborgen, eine Täuschung, die, wie sehr sie hin und wieder ihre Vortheile zu haben scheint, der guten Sache schaden muß, eine Täuschung, die verdient, daß man sie aufhebt. Man kann diese Täuschung aber nicht nachdrücklicher aufheben, als indem man den Standpunkt der vernünftig zu machenden Wirklichkeit mit dem Standpunkt der zu verwirklichenden Vernunft vertauscht, als indem man von der Nothwendigkeit spricht, statt vom Bedürfniß, von Feuerbach statt von den Fabrikarbeitern.

Wenn man Feuerbach nennt, so hat man die ganze Arbeit der Philosophie genannt, von Baco von Verulam bis heute, so hat man zugleich gesagt, was die Philosophie in letzter Instanz will und bedeutet, so hat man den Menschen als letztes Ergebniß der Weltgeschichte. Dabei geht man sicherer, weil gründlicher, zu Werke, als wenn man den Arbeitslohn, die Concurrenz, die Mangelhaftigkeit der Constitutionen und Verfassungen auf's Tapet bringt. Damit sticht man allen denen den Staar, die in der „Organisation der Arbeit" nur eine Wohlthätigkeitsangelegenheit erblicken, und die gar Fürsten und Regierungen anrufen, die Arbeit in dieser Art zu organisiren. Unselige Täuschung, unseliges Mißverständniß der Frage des Socialismus! Wir haben den Menschen gewonnen, den Menschen, der sich der Religion, der todten Gedanken, alles ihm fremden Wesens, mit allen Uebersetzungen in die Praxis, entledigt hat, den reinen, wahrhaften Menschen; dieser Mensch will ein seiner würdiges Gattungsleben, ein Leben der Vereinigung, der Vergesellschaftung

führen, er hat das Recht dazu, die Macht, weil er sein Wesen erkannt hat: und nun fragt Euch einmal ernstlich, was dieser Mensch von den Zuständen der Gegenwart gebrauchen kann, was von diesen Zuständen seinem wahren Wesen entspricht, wie es ihm möglich sein wird, noch in den alten Windeln, in dem alten Fallstuhl zu existiren, wie er es anfangen soll, die alten Krücken nicht von sich zu werfen, die alten Formen nicht zu sprengen, aus den alten Kleidern nicht herauszuwachsen.

Keine Täuschung! Wir wollen keine halben Freunde, weil halbe Freunde falsche Freunde sind, verderbliche Freunde. Ihr sollt uns entweder ganz Recht geben, oder ganz Unrecht; Ihr sollt mit uns kämpfen oder zum Feinde übergehn. „Wenn Ihr die Sache so weit treibt, so haben wir uns geirrt; so verstehen wir den Socialismus nicht." Das ist brav gesprochen, diese Sprache lieben wir; jetzt seid Ihr ehrlich. Für oder wider, entweder — oder. Die Wahrheit wird mit ihrem Gegensatze, mit der Lüge, fertig, — und auch mit denen, die sich eine Zeitlang ihre Freunde nannten — weil sie die Wahrheit nicht kannten.

Karl Grün.

Opposition gegen das Volk.

Mit dem Wort Opposition verbindet man in der Regel nur den Begriff eines Widerstrebens gegen die Maßregeln oder Absichten der Regierungen; es wäre befremdend und würde eine große Geringschätzung der Macht und der Rechte des Volkes an den Tag legen heißen, wenn man die Anwendbarkeit des Worts Opposition auch auf das Widerstreben der Regierungen gegen die Entwickelung und die Interessen der Völker bestreiten wollte. Widerstandsbestrebungen zu erleiden, ist kein Privilegium der Regierungen, so wenig als es ein Privilegium des Volks ist, Widerstand zu leisten. Auf den Namen kommt allerdings in der Regel nichts an und das verwandte Wort Reaction drückt schon so viel aus und hat eine so verrufene und umfassende Bedeutung, daß das Wort Opposition, als ein milderer und würdigerer Ausdruck, im Grunde keine so wirksame oder nöthige Waffe in der Hand derer zu sein scheint, welche gegen die Feinde der Volksbestrebungen anzukämpfen haben. Aber der Gebrauch hat nun einmal das Wort Opposition in die Hände der Regierungen gegeben, um damit deren Gegner zu bezeichnen, und da die Regierungen die Macht haben und im Geleite der Macht sich in der Regel auch das faktische Recht findet, so hat dadurch die Opposition bei der gewöhnlichen Anwendung des Wortes einen Anstrich oder Charakter des Unrechts erhalten. Einer Regierung Opposition gegen das Volk zuschreiben, heißt somit zugleich, des Volkes Rechte zum selbstthätigen Weiterstreben anerkennen, und deshalb reden wir von einer Opposition der Regierungen gegen das

Volk. Uebrigens verwehren wir dadurch Niemanden, zugleich den guten Begriff des Wortes Opposition auf die Regierungen mit anzuwenden und erkennen es selbst an, daß eine Opposition der Regierung gegen das Volk mit unter nicht minder nöthig ist, als die umgekehrte.

Es gibt bekanntlich eine sogenannte systematische Opposition. Sie bildet sich entweder durch den Egoismus der Opponenten (wie z. B. häufig in Frankreich), oder sie fußt auf tieferen Grundlagen und bekundet einen so entschiedenen Riß, eine so feindliche Unvereinbarkeit zwischen Volk und Regierung, daß im Kampf der Vernichtung, zum wenigsten eine consequente Hemmung zum Grundsatz hat werden müssen. Eine systematische Opposition der erstern Art wird selten oder niemals gefährlich für die Regierung, da sie sich ihrer Motive wegen leicht beschwichtigen läßt, und sie wird vollends ohnmächtig, wenn die Regierung das Volk zufriedenstellt; eine systematische Opposition der zweiten Art, welche das Zufriedenstellen ausschließt, weil sie aus der Entgegensetzung unvereinbarer Principien entspringt, von welchen das volksfeindliche Alles behalten will und das volksgemäße Alles erringen muß, eine solche Opposition ist nicht selten das Präludium zu einer Revolution. Nun gibt es auch eine systematische Opposition der Regierung gegen das Volk, welche eben diejenige des Volkes gegen die Regierung hervorruft. Sie bildet sich entweder aus dem allgemeinen Ursprungsprincip der Regierung an sich, welches das Volk in Allem für untergeordnet oder rechtlos und dessen selbstständige Regungen für verbrecherisch erklärt, oder sie entspringt aus den Ansichten und Absichten der Regierung in Bezug auf eine bestimmte Frage und einen bestimmten Zustand. Die letztere Art ist unter geordneten Verfassungsverhältnissen weder der Regierung noch dem Volk gefährlich ohne die erstere; die erstere aber, und namentlich in Verbindung mit der letztern, bildet den Weg zu einer Spaltung, deren Resultat so sicher vorhergesehen werden kann, als das Resultat von zweimal zwei. Ist nämlich die zurechnungsfähige Mehrheit des Volkes zum Bewußtsein ihrer Rechte gelangt, so erfolgt eine Revolution und der Sturz der Regierung; ist die Mehrheit noch bewußtlos und stumpf,

so hält nichts den Despotismus von seinen letzten Gränzen zurück. Daß das eine oder das andere Resultat nicht öfter in's Leben tritt, ist theils der Wechselwirkung der Völker unter sich zuzuschreiben, welche nur entlegenen Ländern (z. B. China) die Ruhe eines langen Stillstandes läßt, oder der Verschiedenheit in der Regierungsweise der verschiedenen Herrscher, welche durch zeitweises Oeffnen des Freiheitsventils eine Explosion verhütet und die Bedürfnisse des Volkes augenblicklich, wenigstens durch Hoffnungen, beschwichtigt. Nichts aber ist gefährlicher, als die befreite Kraft des Volksgeistes wieder in den früheren Compressionsraum zurückzwängen, nichts bedenklicher, als die erweckten Hoffnungen gewaltsam wieder hinabdrücken zu wollen. Man könnte glauben, in solchen mißlichen Fällen ein Auskunftsmittel darin zu finden, daß man den Geist des Volks, den offen zurückzudrängen zu entschiedene Gefahr verkündigt, auf andere Wege zu leiten und seinem Streben einen ableitenden Gegenstand unterzuschieben sucht. Aber ein solcher Versuch kann nur lehren, daß der Geist des Volkes sich nicht irre machen läßt, sobald er einmal erwacht ist, und daß es keine verderblichere Erziehung gibt, als welche eine Regierung einem mündiggewordenen Volk aufdrängen will. Sie hat nicht bloß das Verderbliche, daß sie eine reif gewordene Ueberzeugung, welcher sie Zwang anthun will, Zwang anthun muß, mit Feindseligkeit erfüllt, sondern sie muß auch, da sie bei ihrer Künstlichkeit nicht ohne Schwanken und Wechsel zu Werke gehen kann und häufig durch die veränderlichen individuellen Ideen des Erziehers hin- und hergeleitet wird, eine Zerrüttung und Verwirrung in den Begriffen und Zuständen herbeiführen, die nur durch gewaltsame Mittel und Gährungen wieder zu entfernen ist. Das größte Genie der Welt ist nicht im Stande, mit Erfolg gegen den Geist des Volks zu experimentiren und Ideen auszubrüten, deren Adoptirung oder Verwirklichung dem Volk ein Surrogat für die Verwirklichung seiner einmal erkannten Rechte liefern könnte, und gelingt es, für solche Ideen Einzelne zu gewinnen, so werden die Andern dieser Unterstützung wegen nur um so mehr zum Extrem des Widerstrebens getrieben. Ein Napoleon konnte, durch die außerordentlichsten

Verhältnisse begünstigt, im Krieg durch das Streben nach dem Ruhm eine Zeit lang das Streben nach der Freiheit verdrängen; aber der Friede mit seiner normalen Fortentwickelung kennt eine solche Ableitung nicht und die angewandten Erziehungsmittel verfehlen um so mehr ihren Zweck, je mehr die Absichtlichkeit dabei hervortritt. Eine Regierung kann unter gewissen Verhältnissen die Fortschrittsideen eher durch Gewalt, als durch administrative Erziehung eine Zeit lang zurückhalten. Die Gewalt wirkt in der Regel bloß negativ, die Erziehung aber will positiv wirken und sie führt den unheilbarsten Conflict mit dem Zögling dann herbei, wenn dessen Intelligenz und Bewußtsein in offener Weise auf eine bereits lang überschrittene Stufe zurückerzogen werden sollen. Gesetzt, man wollte z. B. unsern preußischen Staat, den Staat der Intelligenz, in einen mittelalterlichen Zustand zurückerziehen — wohin würde die Gewalt führen, die dadurch unserer Bildung und unseren Ueberzeugungen angethan werden müßte? — Die Opposition, die sich durch positiv geistige Mittel gegen den Geist des Volks wendet, geht einen eben so bedenklichen als nutzlosen Kampf ein, denn sie wendet sich gegen den Zeitgeist, und der Zeitgeist läßt sich nicht erziehen, er ist selbst Erzieher. Ein solches Streben discreditirt die Regierung um so mehr, je mehr diejenigen, gegen welche es gerichtet ist, ihr dabei über den Kopf sehen. Eine Regierung, die ohne sich über die Motive ihres Handelns zu expliciren, bloß ihren Willen verkündet und in Vollzug setzt, kann je nach der Beschaffenheit des Volkes auch gegen dessen Willen lange Zeit ein Ansehen, eine räthselhafte Autorität behaupten und dadurch imponiren, obschon der Rückschlag auch gegen solche Einwirkung natürlich nicht ausbleibt; eine Regierung aber, die das Volk zugleich über die Angemessenheit und Rechtmäßigkeit ihrer gegen die Ueberzeugung und das Rechtsgefühl desselben verstoßenden Maßregeln belehren will, entfernt allen autoritätgläubigen Zwischenraum zwischen der Gewalt und dem Recht und provocirt ein unmittelbares Zusammentreffen beider. Der hieraus entstehende Bruch aber ist ein radikaler, weil er eben nicht durch bloße Fakta, sondern zugleich durch Principienkampf herbeigeführt ist. Auch haben wir oben vorangestellt, daß das

Verfahren, welches solchen Bruch herbeigeführt, ein Ableitungsmittel für eine unmittelbare Gefahr sein sollte. Daß diese nun dennoch nicht vermieden worden, vergrößert sie nur, und indem mit dem Kampf der Interessen zugleich der Kampf der Principien entschieden wird, tritt ein um so vollständigerer Umschwung der Dinge ein. Der Volksgeist ist auch der Volkswille und der eine läßt sich dem andern nicht untreu machen. Glaubt man den erstern hintergangen zu haben, so tritt plötzlich der letztere entschieden hervor und hinter ihm steht unerwartet der vermeintlich hintergangene und lacht seinen Gegner aus. Diese Erfahrung werden alle Regierungen machen, welche den Volks- und Zeitgeist entweder verkennen oder durch einen aufgedrungenen andern Geist ersetzen wollen. Wenn die Regierung das Volk beherrscht, so beherrscht der Zeitgeist die Regierung und das Volk. Das Volk im Allgemeinen wird dem Gebot dieses Herrschers niemals untreu, es opponirt niemals gegen den Zeitgeist. Nur von Seiten der Regierungen geht solche Opposition aus und das Gefährliche dieser Opposition tritt eben ein, wenn dieselbe dem Zeitgeist im Volk den Krieg erklärt hat.

Eine Hauptaufgabe und Hauptkunst der Regierungen muß also darin bestehen, die Opposition gegen das Volk zu regeln und zu zügeln, insbesondere in solchen Staaten, deren Verfassungen dem Volksgeist noch nicht gestatten, sich nach den Seiten hin Luft zu machen, wenn er vor sich Widerstand findet. Zu der Kunst, die Opposition gegen das Volk zu zügeln, führt aber, wenn das Regierungsprincip an sich es nicht thut, die Kunst, die Gegenwart geschichtlich zu objektiviren, sie im Geist zur Vergangenheit zu machen und als solche mit klarer Unbefangenheit zu beurtheilen. Der gewöhnliche Beobachter und Mitspieler im Drama der Tagesgeschichte und Ereignisse läßt sich durch den Eindruck derselben in seiner Stellung befangen machen und sich über die wahre Bedeutung des Geschehenden täuschen. Er faßt nur den Augenblick auf, ohne dabei an Vergangenheit und Zukunft zu denken. Der Staatsmann dagegen muß die Gegenwart im Spiegel der vergangenen Geschichte betrachten, und danach die wirkenden Beziehungen zu beurtheilen und die künftigen

Folgen zu berechnen wissen. Wir erleben vielleicht heut zu Tage Manches, das, wenn es einst in der Geschichte dieser Tage aufgezeichnet sein wird, dem künftigen Leser derselben als eine Wiederholung ganz ähnlicher Geschichten, und als die ganz natürliche Veranlassung von Folgen erscheinen wird, die wir noch zu erwarten haben; jetzt, wo es an unsern Augen lebendig vorübergeht, wo wir es selbst erleben oder schaffen, bleiben wir über den Zusammenhang desselben mit den möglichen oder wahrscheinlichen oder nöthigen Folgen vielleicht im Unklaren und denken erst überrascht daran zurück, wenn die Folgen eingetreten sind. Die Kunst des geschichtlichen Objectivirens würde manche Völker und manche Regierungen vor schwerem Unheil bewahrt haben, die in ihrer subjectiven Befangenheit die geschichtlichen Gesetze ungestraft umgehen und nach subjectivem Gutdünken Geschichte machen zu können glaubten. Wenn Karl der X. im Exil die Geschichte seiner Regierung las, muß ihm da nicht der ganze Zusammenhang derselben, die ganze Verkettung seiner Schuld klar geworden und die Nothwendigkeit der allmälig herbeigeführten Folgen mit vollständiger Ueberzeugungsgewalt vor die Augen getreten sein? Er wird genug bedauert haben, daß er nicht an die Grenzen der Opposition gegen das Volk geglaubt, daß er die Kunst des geschichtlichen Objectivirens nicht verstanden oder nicht geübt hat. Diese Kunst aber zu erlernen, dazu lieferte ihm wie jedem Andern die Geschichte Anleitung genug, und es gibt schwerlich eine Regierungslage, welche nicht in der Geschichte eine Analogie sammt Ursachen und Wirkungen fände.

Karl X. mit seinen Ministern war ein wahrer Prototyp der Opposition gegen das Volk. Deshalb verlohnt es sich wohl der Mühe, aus diesem Gesichtspunkt einen flüchtigen Rückblick auf seine Fehlgriffe zu werfen. Er war der Erbe der Restauration, d. h. einer Zeit voll Emigrantenrache, Aristokratenränke, Verfolgung, Blut, Obscurantismus, Jesuiten, Ausnahmsgesetze, Preßpolizei, Wahlumtriebe, Censur, kurz einer Zeit, worin Alles herrschte oder zur Herrschaft zu gelangen suchte, was dem Volk, seiner Verfassung, seinen Rechten, seiner Freiheit feindlich war. Beim Antritt einer solchen Erbschaft hatte Karl X. gewissermaßen einen schweren

Stand, indem von der einen Seite die Emigranten, Aristokraten, Reactionärs, Obscuranten rc., von der Andern aber die Constitutionsfreunde und das Volk ihre Hoffnungen auf ihn setzen Seine Stellung würde indeß bald eben so leicht als glorreich geworden sein, wenn er sich entschieden dem Volk angeschlossen hätte, dessen Geist sich nach dem Regierungswechsel bestimmter auszusprechen begann. Er aber ging darauf aus, die Zustände zurückzuführen, welche vor der großen Revolution bestanden hatten, statt die Revolution durch annähernde Mittel einer vernünftigen Politik zu versöhnen. Durch Befreiung von dem eingeführten Censurdruck gab er sich, wie so manche Fürsten nach ihrer Thronbesteigung, zunächst den Schein der Liberalität, aber nur, um gegen den dadurch lebendiger hervortretenden Geist des Volks, das ihn in seiner Bethörung schon mit Heinrich IV. verglichen hatte, um so beleidigender zu opponiren. Sein nächster Act war die Entschädigung seiner Freunde, der Emigranten, durch tausend Millionen, die das Volk seinen bittersten Feinden bezahlen sollte. Dann folgte die Schließung der Kammern, nachdem dieselben das Budget bewilligt, und hierauf im nächsten Jahr 1826 der Gesetzentwurf über das Erbrecht, welches die Begünstigung der ältesten Söhne reicher Familien bezweckte und den Plan zur Wiederherstellung und Hebung der verhaßten Aristokratie kund that. Daneben wirkten die Frömmler, Heuchler und Fanatiker tapfer mit, um die neuen Ideen unter die Füße zu bringen, so wie denn immer die religiösen Finsterlinge mit den politischen Hand in Hand gehen. Die **frères ignorantins** und derartiges Gelichter sollten den Geist des Volks auf den mittelalterlichen Fuß der Dumpfheit, Bornirtheit und Geduld zurückerziehen. S i e hatten vollständige Lehrfreiheit. — Daß unter diesen Umständen der Volksgeist nicht müßig blieb, läßt sich denken, zumal da er durch die anfänglich erregten Hoffnungen neües Leben erhalten hatte. Je weniger er durch die korrumpirte Deputirtenkammer wirken konnte, desto mehr mußte er sich der wieder freigegebenen Presse bedienen. Da ward den Kammern ein Preßgesetzentwurf vorgelegt, der, „mit napoleonischer Strenge noch jesuitische Arglist verbindend, unübertrefflich an Tyrannei und Schändlichkeit war.“ Das Gesetz, in der Deputirtenkammer an-

genommen, fand in der Pairskammer und beim Volk so viel Widerstand, daß Se. Maj. es zurücknahm. Er war auf Bedenken bei der Opposition gegen das Volk gestoßen; aber er gab die Opposition nicht auf. Kurz nachher wurde die Nationalgarde aufgelöst, weil aus ihrer Mitte Stimmen der Unzufriedenheit laut geworden waren. Dieser Gewaltstreich gab der Presse Anlaß zu heftigem Tadel und dieser Tadel hatte eine Ordonnanz im Gefolge, welche — die liebe Censur wieder einführte.

Wie natürlich schließt sich hier ein Schritt der Opposition gegen das Volk an den andern an! die systematische Opposition war immer klarer geworden. Die Volksopposition wurde dadurch ebenfalls aufgestachelt und sie brachte trotz allen Gegenmitteln der Corruption eine Kammer zu Stande, die das Ministerium im Jahr 1828 zur Abdankung nöthigte. Ein liberales trat an dessen Stelle. Jetzt zeigte das Volk abermals Hoffnung auf den König und Liebe zu ihm, so wie denn den Völkern überhaupt die Augen nicht eher ganz aufzugehen pflegen, als bis sie ihnen übergehen. Der König aber gab, wie man von Absolutisten seiner Art trotz allen Phrasen und Scheinconcessionen immer überzeugt sein kann, seinen Plan und seine systematische Opposition gegen das Volk nicht auf, er veränderte das Ministerium wieder, und bald war er von Männern wie Polignac, Peyronnet, Bourmont ꝛc. umgeben. Trotz drohenden Anzeichen glaubte er jetzt gewaltsam voranschreiten zu können und gab diesen Entschluß offen zu erkennen, obschon er doch den Zug nach Algier noch als Ableitungsmittel für nöthig hielt. Das Ableitungsmittel wirkte nicht, die Minister wurden trotz allen möglichen Anstrengungen in der nächsten Wahlschaft überwunden, — man schritt zu Staatsstreichen und das Volk zu Volksstreichen. Nachdem am 26. Juli 1830 die berüchtigten sechs Ordonnanzen erschienen waren, welche Presse und Charte zu vernichten drohten, antwortete das Volk mit Pflastersteinen und es geschah, was schon lang konnte vorausgesehen werden. Karl X. versprach nun alles Mögliche, er wollte die Tagsgeschichte objectiviren lernen, er wollte nicht mehr Opposition gegen das Volk machen, aber es war zu spät und er trat die Reise nach Oesterreich an.

Wenn man dieß Beispiel von Karl X. vor Augen hat, sollte man dann noch glauben, daß je sich wieder eine Regierung, der es nicht blos um ephemere Resultate zu thun ist, Erfolg von der systematischen Opposition gegen das Volk versprechen werde? Karl X. war freilich nicht blos Opponent, sondern auch Reactionair, indem er nicht blos gegen das Weiterstreben ankämpfte, sondern auch das Vorhandene unterdrücken wollte; aber die Reaction provocirt eben das Weiterstreben und das Weiterstreben alsdann die Opposition der volksfeindlichen Regierung. Sein Beispiel lehrt keinen Falls, daß das Streben eines Volks, welches noch kein Vorhandenes zu schützen, sondern noch Alles oder das Meiste zu erringen hat, die Opposition einer volksfeindlichen Regierung eher ertragen oder respectiren werde, sobald dasselbe einmal zur Erkenntniß Dessen gekommen ist, was ihm Noth thut und zukommt.

Wie der Zustand der Luft nicht auf ein Land, so beschränkt sich auch der Zustand der Politik nicht auf ein Volk. In den Zuständen der europäischen Staaten ist sehr oft eine auffallende Verwandtschaft und Wechselwirkung bemerkbar. Dies gilt auch in Bezug auf die Opposition gegen das Volk. Daß eine solche Opposition gegenwärtig in sehr umfassender Weise wirksam ist, wird Keinem entgangen sein, der auf die Zeichen der Zeit achtet. In welcher Gestalt und mit welchen Mitteln sie in den einzelnen Staaten auftrete und wie der Stand ihrer Aktien sei, dies wäre ein interessanter Stoff für eine besondere Untersuchung, welche wir theilweise vielleicht an einem andern Orte vornehmen werden.

K. Heinzen.

Beachtenswerthe Schriften für die neuesten Bestrebungen.

Der erste Band von „Wigand's Vierteljahrsschrift" ist so eben (Mai 1844) erschienen. Er bringt einige interessante Arbeiten, die wir in der Kürze berühren wollen, obgleich sich im Ganzen hier wieder der Mangel einer tüchtigen Redaktion fühlbar macht, ein Uebelstand, den man bei dem jetzigen Zustand der deutschen Presse und bei der Anarchie, welche in unserer gesammten Literatur herrscht, schon ertragen muß.

1) Wilhelm Jordan hat es versucht, oder will es vielmehr in einem Werke, von dem die vorliegende Arbeit die Einleitung bildet, versuchen, die Philosophie aus ihrer bisherigen Abgeschiedenheit und Vornehmthuerei zu befreien. Er macht schon einen guten Anfang damit, daß er seine Ansichten in einer klaren und allgemein verständlichen Sprache darlegt. Die Aufgabe besteht, nach dem Verfasser, einfach darin, das philosophische „Selbstbewußtsein" oder den „Geist" nicht mehr, wie es bisher geschehen ist, aus sich selbst, und die ganze Welt aus ihm, dem Gedanken, entstehen zu lassen. Dieser letzte Rest des speculativ-theologisch-philosophischen Bewußtseins muß endlich daran gegeben, und die Welt (das Leben) vielmehr aus sich selbst begriffen werden. Die Philosophie muß aufhören, Wissenschaft des Geistes zu sein, und Wissenschaft der Welt oder „allgemeine Wissenschaft" werden. Sie braucht alsdann nicht mehr alles Sinnliche von sich abzustreifen oder abzuziehen und sich eine neue Sprache anzuquälen, um ihre „reinen Gedanken" zu entwickeln. „Die reinen Gedanken sind weiter nichts als bequeme, weite Säcke, in die man alles Mögliche hineinstecken kann, und die sich, eben weil sie leer sind, auf's Bequemste handhaben lassen. Bequemlichkeit und Mangel an Scharfsinn, die Dinge selbst ge-

nau zu erkennen und ihr Wesen jedesmal bestimmt zu bezeichnen, andrerseits aber auch der Wunsch, möglichst umfassend zu sprechen, lassen uns allgemeine Ausdrücke, reine, unleibliche Gedanken wählen." — Der Verfasser gibt zu, daß die Philosophen die allgemeine Wissenschaft weiter gefördert haben, aber sie haben sich über die Methode, welche sie übrigens selbst, jedoch ohne Bewußtsein, befolgt haben, getäuscht. „Während sie sich überredeten, nur mit reinen Gedanken zu arbeiten und durch sie die Welt zu begreifen, schwebte ihnen stets alles das ganz concret vor, wovon sie ihre allgemeinen Sätze abstrahirten. Aber nur diese schrieben sie nieder: die Faktoren ihrer Gedanken, die sinnlichen Eindrücke oder die Erinnerungen an solche, d. i. ihre Vorstellungen, ließen sie aus. So war es ganz gut möglich, daß sie ihre Aufgabe, die Welt zu begreifen, wirklich förderten. Für sie war der Gedanke auf die rechte Art geboren, aus dem Sinnlichen, aber sie gaben ihn für eine Originalexistenz aus, weil sie ihn selbst dafür hielten. Hierin liegt der Grund der Schwerverständlichkeit ihrer Philosophie. Auf jeder Seite fordern sie, man solle alles Bestimmte, alle Vorstellungen, alles Sinnliche zu Hause lassen, um ordentlich, rein zu philosophiren, und doch ist es unmöglich auf diese Weise zu Gedanken zu kommen." Ganz recht! Aber die sinnlichen Eindrücke und Vorstellungen allein führen uns doch auch nicht zu dem Gedanken, da das Denken eine Selbstthätigkeit des Menschen ist; wenn ich denke, verhalte ich mich wesentlich activ, wogegen ich mich bei den sinnlichen Eindrücken und Vorstellungen wesentlich passiv verhalte. Der Verfasser hat jetzt gut sagen, man solle doch nur die Welt in ihrem Zusammenhange begreifen, so denke man in der rechten Weise und komme über alle Vorurtheile, d. h. über alle falschen Vorstellungen schon hinaus. Er begeht hiermit der Philosophie gegenüber denselben Fehler, den diese, wie er richtig bemerkt, der Empirie gegenüber begangen hat. Ohne die Philosophie würden es alle sinnlichen Wahrnehmungen eben so wenig dahin gebracht haben, die Welt in ihrem Zusammenhange zu begreifen, wie es umgekehrt ohne sinnliche Wahrnehmungen den Philosophen unmöglich gewesen wäre, zu Gedanken zu kommen. Die bloße Empirie

kommt nicht dazu, die Gesetze der Welt, das Wesen des Lebens zu entdecken — die bloße Empirie kennt nur Einzeldinge oder einzelne Erscheinungen, aber nicht das allgemeine Leben, das Wesen oder Gesetz, welches Alles verbindet und wirklich belebt; die Empirie bringt's nur zum sinnlichen greif- und sichtbaren Individuum, aber nicht zu dessen Gattungswesen — und wir müssen die Besorgniß aussprechen, daß der Verfasser, wenn er eben so eigensinnig seinen empirisch-materialistischen Standpunkt, wie die Philosophie ihren idealistischen, festhält, es schwerlich zu einem erfreulichern Resultate bringen wird, als diese. — Es gibt nur einen Weg über die Philosophie hinauszugehen, und das ist der Weg, der zum Socialismus führt. Die Aufgabe, welcher sich der Verfasser unterzieht, nämlich die Welt in ihrem Zusammenhange zu begreifen, muß die Aufgabe jedes Menschen werden. Es gehört zur allgemein menschlichen Bildung, die Natur- und Weltgeschichte zu kennen. Aber die allgemeine Erziehung und, um mich so auszudrücken, der allgemein menschliche Elementarunterricht, mit Einem Worte, die Pädagogik, welche diese Aufgabe zu lösen hat, ist nicht möglich, wenn nicht auch das Leben der Menschen, das gesellschaftliche Leben, eine der wahren Bildung entsprechende Form annimmt, schon deshalb nicht, weil die Bildung nur eine einseitige ist, wenn sie sich nicht auch im Leben bethätigt. Dem Verfasser aber scheint, ähnlich hierin den Philosophen, gegen welche er polemisirt, das ganze menschliche Leben nur „Prozeß der Erkenntniß" zu sein. Wenn dieser Prozeß vollendet sei, meint er, „dann würde die Menschheit ihre ganze Aufgabe gelöst und nichts mehr auf der Erde zu thun haben; der Mensch und in ihm die Erde, würde sich ausgelebt haben." Zwar heißt es einige Zeilen vorher: „die Welt ist schon begriffen." Aber dieser Ausspruch wird sogleich dahin erläutert, daß die allgemeine Wissenschaft nicht über ihre Zeit hinaus könne: „Für sie ist die Welt in soweit begriffen, als es jetzt überhaupt möglich, sie zu begreifen." Demnach erweist sich das „Begreifen der Welt" als eine bloße Redensart. Unsere Vorfahren haben die Welt auf ihre Weise begriffen, wir begreifen sie auf unsere Weise und unsere Nachkommen

werden sie wieder anders begreifen u. s. f. bis an's „Ende der Tage", wo wir alles Mögliche werden begriffen haben und „nichts mehr auf der Erde zu thun" übrig bleibt, als sich — begraben zu lassen, wie dies Jean Paul schon in einer phantastischen Dichtung schilderte. — Das ist ja die alte Leier des vielgestaltigen Idealismus, der bei uns, wie es scheint, gar nicht zum Sterben kommen kann und sich nunmehr sogar unter der Hülle eines empirischen Materialismus den guten Deutschen wieder präsentirt! — Wenn der Verfasser uns unser Ziel so „hoch" stellt, daß wir es nur im Himmel, d. h. am „Ende der Tage" erreichen können, dann können wir keinen Gebrauch davon machen. Wir danken schönstens! — Was uns betrifft, so glauben wir, daß wenn wir einmal den Zusammenhang der Welt, das Wesen des Lebens erkannt haben werden, wir erst recht wie Menschen zu leben und wirken anfangen, daß also dann nicht das Ende, sondern der Anfang unsrer Tage gekommen sein wird. Auch glauben wir, daß dieser Anfang, der allerdings für die „Sachwalter des Idealismus" das Ende der Tage ist, gar nicht mehr solange auf sich warten lassen wird. Denn die Erkenntniß vom Wesen des Lebens ist allerdings vorhanden, zunächst zwar nur in Wenigen, aber ein ziemlich kurzer Prozeß wird sie Allen mittheilen. Dann fängt die Epoche an, wo man sich nicht mehr damit abquälen wird, das Leben zu erforschen — da es eben erforscht ist und die einmal erkannte Wahrheit nimmer wieder zur Unwahrheit werden kann — sondern man wird das Leben bethätigen, darstellen, auswirken, jeder in seiner Weise, und das Bewußtsein des Zusammenhanges jeder bestimmten wissenschaftlichen und künstlerischen Schöpfung mit allen übrigen wird in Allen sein; weil Alle das Leben erkennend bethätigen und bethätigend erkennen. Der Verfasser selbst spricht im Geiste jener Epoche, wenn er gegen die Fachgelehrten, die nichts von einer allgemeinen Wissenschaft werden wissen wollen, sich mit diesen Worten zu vertheidigen sucht: „Das ist eine unbillige, aristokratische Gesinnung, welche unsere Zeit als einen letzten Rest des mittelalterlichen wissenschaftlichen Zunftwesens zu überwinden hat, ein übertriebener Eifer, der ganz vergißt, daß seine Thätigkeit weiter nichts ist, als das

Glied eines harmonischen Ganzen, eine Verblendung, die nicht sieht, daß es die ganze menschliche Gesellschaft ist, welche jeder einzelnen Section von Geistesarbeitern den Raum und die Möglichkeit ihrer Wirksamkeit verschafft, und daß daher diese Gesellschaft ein wohlbegründetes Recht besitzt, den mühelosen Genuß ihrer Produktionen zu beanspruchen, weil sie beschäftigt ist mit der ganzen übrigen Produktion, an deren Consumtion sie jene freigebig theilnehmen läßt." — Aber es scheint, daß der Verfasser dabei nur die Gelehrtengesellschaft im Auge hat und daß er nicht jede sociale Thätigkeit zu den „Geistesarbeiten" zählt. Wie könnte es ihm sonst beikommen, die Erkenntniß als die nie ganz zu lösende Aufgabe der Menschheit zu fassen, da ja in einer Gesellschaft, die jene aristokratische Gesinnung, von der er spricht, einmal aufgegeben hat, der Zusammenhang der Welt nicht nur von Jedem klar erkannt, sondern auch jederzeit bethätigt würde.

Der Verfasser macht es der Philosophie zum Vorwurfe, daß sie noch immer jene Selbstentfremdung nicht ganz überwunden habe, „welche den Menschen so viele Jahrtausende hindurch mit einem tragischen Pathos, das erst gegenwärtig anfängt lächerlich zu werden, unaufhörlich fragen läßt nach seinem Woher? und Wohin? obgleich kein Tag, keine Stunde vergeht, in der nicht eine handgreifliche Antwort auf beide Fragen vorläge." Aber er selbst findet die Frage nach dem Ursprunge der Welt ganz natürlich.

„Die erste Frage, die sich uns aufdrängt, wird natürlich sein: Wie ist die Welt entstanden?"

Da der Verf., im Gegensatze zu den Philosophen, nur den sinnlichen Wahrnehmungen traut, da er die spiritualistische Religion, den Cultus der Vorstellungen, und die idealistische Philosophie, den Cultus der abstrakten Begriffe, nur verlassen hat, um zur materialistischen Religion, zum Cultus der Thatsachen zurück, anstatt zur Freiheit fortzuschreiten, welche das Wesen des Lebens bethätigend erkennt und erkennend bethätigt: so ist erklärlich, wie er einmal die Frage nach dem Ursprunge und der Zukunft der Dinge lächerlich, und ein anderes Mal natürlich finden muß. Lächerlich scheint es ihm, nach dem „Woher und Wohin" derje-

nigen Dinge zu fragen, in Betreff welcher „kein Tag und keine Stunde vergeht, in der nicht eine handgreifliche Antwort auf beide Fragen vorläge" — z. B. in Betreff der Menschen, deren Aeltern und Grabstätten wir ganz genau kennen — wogegen es ihm aus gleichem Grunde natürlich scheint, nach dem Ursprunge und der Zukunft solcher Dinge zu fragen, die noch kein Mensch hat entstehen und vergehen sehen, z. B. nach dem Ursprunge und der Zukunft der „Welt", d. h. aller Weltkörper. — Ganz in dem Sinne, wie er obige Frage stellt, lautet auch seine Antwort. Besonders charakteristisch für den Standpunkt des Verf. sind folgende Erläuterungen: „Die Thatsache, mit welcher wir allein antworten dürfen, ist einfach die, daß bisher keine räumliche Gränze, kein Ende der Welt abzusehen." Und weiter unten: „So viel steht wenigstens fest, daß wir über die Entstehung des Alls noch nichts zu sagen wissen, was auf irgend gutem Grunde fußte." — Also bisher ist noch kein „Ende der Welt" zu erblicken. Aber, wer weiß! wenn einmal die astronomischen Instrumente besser construirt sind, dann möchten doch vielleicht die „Philosophen", die es à priori ausgemacht haben, daß die Welt unendlich ist, „ärgerlich werden gegen die Empiriker", die in einer schönen Sommernacht wohl entdecken könnten, daß die Welt mit — Brettern zugenagelt ist! — — Auch wissen wir zwar bis jetzt „noch" nichts über die „Entstehung des Alls" zu sagen. Aber warten wir nur bis der „Infusorienmann" es herausgebracht hat, „daß seine Lieblinge nicht auf die gewöhnliche Art, durch Begattung zweier Geschlechter, sondern unmittelbar aus anorganischen Stoffen entstehen." Alsdann können wir diese Entdeckung „zur Entscheidung der so wichtigen Frage der generatio aequivoca" benutzen...... Ob damit aber auch die eben so „wichtige" Frage über das „Ende der Welt" entschieden sein wird? — Für den krassen Empiriker gewiß nicht! —

Wir sehen in unserm Verf. leider wieder das Phänomen des betrunkenen Bauers, der sich an der einen Seite auf's Pferd schwingt und an der andern herunter purzelt. — Jordan hat alle die vernünftigen Resultate der Philosophie in sich aufgenommen, aber aus eitel Furcht vor der Einseitigkeit der Abstraktionen,

in welchen die Philosophie stecken blieb, schüttet er das Kind mit dem Bade aus und wird einseitiger, krasser, materialistischer Empiriker. Aus purer Angst, den Boden zu verlieren, auf dem alle philosophische Erkenntniß ruhen muß, wenn sie nicht luftige Abstraktion werden will, vermeidet er sorgfältig, jene philosophische Consequenzen aus den Wahrnehmungen zu ziehen, von welchen er selbst sagt, daß sie an sich wahr seien, und daß ihre Verkünder nur in der Methode fehlten, indem sie deren Ursprung (die sinnliche Wahrnehmung) fortwährend außer Augen ließen. — Es ist ganz vernünftig, daß man endlich, nachdem man den Materialismus des vorigen Jahrhunderts idealistisch vornehm verworfen hat, nunmehr zum wahren Materialismus fortschreitet, daß man keine idealistische Luftgebäude mehr aufführt, sondern hübsch bei Sinnen bleibt. Aber der Verf. der „allgemeinen Wissenschaft“ scheint den Materialismus des vorigen Jahrhunderts mit Haut und Haar rehabilitiren zu wollen. Was ist nun dieser empirische, krasse Materialismus? — Nichts, als ein bornirter Individualismus, der theoretisch nicht über den Sensualismus, praktisch nicht über den Egoismus hinaus kommen kann. So wäre es denn doch wahr, was die Reaction der deutschen Philosophie vorgeworfen hatte, und was wir so oft in Frankreich hören mußten, daß wir nämlich mit unsrer ganzen neuen Weisheit endlich dahin gelangt wären, wo man im vorigen Jahrhundert in England und Frankreich stand, auf einen Standpunkt, der sich sowohl praktisch wie theoretisch unzulänglich erwiesen hat und der mithin bereits historisch überwunden ist? — Allerdings, wenn der Verfasser der „allgemeinen Wissenschaft“ der Repräsentant unsrer Zeit wäre. —

Nein, mein bester Herr Jordan, so ist die Rehabilitirung des Materialismus nicht gemeint! Wie wollten Sie auch den „Zusammenhang der Welt“ und die „schöne Harmonie alles Seins“ herausbringen, wenn Sie nicht gerade „die ganze Unendlichkeit des Daseins mit seinen mannigfaltigen Bestimmtheiten“ wenigstens theoretisch aus einem Grundprinzip ableiten könnten? — Ich sage: wenigstens theoretisch; denn allerdings ist es nicht genug, im Allgemeinen zu erkennen, welche schöne Harmonie

in Allem, was da lebt, sich kund gibt, sondern diese „allgemeine Wissenschaft" muß auch zur That fortschreiten und im Einzelnen verwirklichen, was sie im Allgemeinen erkannt. Sie halten es für einen „Uebermuth des Gedankens", wenn er „darzulegen versucht, wie aus ihm, dem Gedanken selbst, aus einem Grundprinzip, die ganze Unendlichkeit des Daseins mit seinen mannigfaltigen Bestimmtheiten nothwendig hervorgehe." Aber nicht dieser Uebermuth des Denkens, sondern jener Kleinmuth ist an der Philosophie zu verwerfen, welcher beim Denken stehen bleibt und nicht auch das Gedachte, das Erkannte bethätigt, was aber freilich nicht die „allgemeine Wissenschaft", sondern das sociale Leben allein vollführen kann, nachdem die Menschen nämlich „den Zusammenhang der Welt und die schöne Harmonie alles Seins" erkannt haben und dieser Erkenntniß gemäß ihr Leben und Wirken organisch gestalten. — Sie haben ganz Recht, Herr Jordan, wenn Sie an der Philosophie tadeln, daß sie ihren Ursprung vergessen und nur im „reinen Gedanken" sich bewegt habe; aber sie hat nicht nur ihren Ursprung, sie hat auch ihren Zweck vergessen, welcher ist, den Gedanken zu verwirklichen und das menschliche Leben nach den Prinzipien und Gesetzen zu gestalten, die sie im Leben entdeckt hat. Beide Vergeßlichkeiten hängen sehr genau zusammen. Es ist die Abstraktion vom Leben, welche beide erzeugte, und sobald diese Abstraktion aufhört, wird die Philosophie einerseits verständlich, andrerseits thatkräftig werden. Die Philosophie war bis jetzt eine abstrakte Theorie; aber diese Abstraktion wird nicht dadurch überwunden, man geht nicht dadurch über sie hinaus, daß man sie ignorirt und zur Thatsache, zur „vortheoretischen Praxis" zurückkehrt, sondern dadurch, daß man zur That, zur Action, zur „nachtheoretischen Praxis", zum Socialismus fortschreitet. Dann wird die Philosophie nicht mehr „einsam", kritisch, sondern organisch, schöpferisch sein.

Der Verf. ist aber zum Glück mehr Socialist, als er sich selber einzugestehen traut — und wir hegen die Hoffnung, daß er durch seine versprochene Schrift, vielleicht ohne es zu wissen, das socialistische Princip weiter fördern wird, als alle bisherige

abstrakte philosophische Kriktik, die „keinen Hund vom Ofen lockt“.

2) Der nächste Krieg. So ist eine anonyme Abhandlung überschrieben, welche zwar nicht beweist, was sie beweisen will, daß nämlich ein Krieg, in letzter Instanz ein Krieg mit Rußland, unvermeidlich und ein Universalmittel gegen alle sociale Uebel sei — welche aber etwas Anderes augenscheinlich zeigt: daß nämlich die guten Deutschthümler anfangen, den „Erbfeind“ nicht mehr jenseits des Rheins, sondern jenseits der Weichsel zu suchen und nichts für unvolksthümlicher halten, als einen Krieg mit Frankreich, dagegen nichts für volksthümlicher, als einen mit Rußland. Der Verfasser hält zwar nur einen Krieg zwischen den Deutschen, etwa zwischen den Preußen und Oesterreichern, für „unmöglich und gegen die ewigen Gesetze der Weltordnung“ streitend und thut überhaupt, als ob Deutschland den ganzen Kampf unsrer Zeit allein durchzukämpfen hätte und nur von seiner Einigkeit das Heil Europa's abhinge. Doch läßt er auch Frankreich und England in zweiter Linie theilnehmen an diesem Kampfe und hält einen innern europäischen Krieg zwischen Deutschland einerseits und diesen Kulturstaaten andrerseits, wenn auch für „möglich“ und „wahrscheinlich“, doch nicht für so „wünschenswerth“, wie einen Krieg (Deutschlands) mit Rußland. — Der Verfasser hätte wohl besser gethan, den Beweis zu führen, daß, bei der ersten großen europäischen Bewegung im Sinne des Fortschritts, ein Zusammenprallen der jungen europäischen Freiheit mit dem orientalischen Despotismus, der jetzt, allen europäischen Kulturstaaten und nicht nur Deutschland allein gegenüber, von Rußland vertreten wird, wie er im Alterthume den Griechen gegenüber von den Persern vertreten worden ist — eben so unvermeidlich, wie ganz unzweifelhaft in seinen Folgen sein wird. Er hätte diesen Schluß sowohl aus dem Wesen Rußlands und der europäischen Kulturstaaten, wie aus der Analogie, welche die Geschichte dafür liefert, mit großer Evidenz ziehen können. Hatte doch noch in neuester Zeit Frankreich allein dem gesammten absolutistischen Europa kraft der Begeisterung, welche ihm seine Freiheitsbestrebungen verliehen, Widerstand leisten kön-

nen! — Allein der Verf. hat, wie gesagt, noch einen zu beschränkt nationalen Gesichtspunkt, um die große Bewegung unsrer Zeit, in welcher die Cultur und der Fortschritt der Menschheit nicht mehr auf den engen Kreis einer einzelnen Nation beschränkt ist, überschauen und beurtheilen zu können. — Was der Verf. als eine höhere Nothwendigkeit ansieht — eine Collision zwischen Deutschland und den europäischen Kulturstaaten, oder eine zwischen ihm und Rußland, oder endlich die Unmöglichkeit einer solchen innerhalb seiner selbst — sind Zufälligkeiten, die weder mit Bestimmtheit bejaht, noch verneint werden können, weil sie in letzter Instanz das Geschick der Welt nicht entscheiden, und nur dasjenige, was eine solche Entscheidung involvirt, als höhere Nothwendigkeit erscheint und vernunftgemäß zu beurtheilen ist. So scheint z. B. ein Völkerkrieg zwischen den europäischen Kulturstaaten, etwa zwischen Deutschland und Frankreich, mindestens eben so „unmöglich" und „gegen die ewigen Gesetze der Weltordnung", als ein Krieg zwischen Oesterreich und Preußen. Denn wenn, wie der Verf. meint, ein „Bruderkrieg" schon „unmöglich" geworden, so ist auch ein Krieg zwischen jenen Völkern, die sowohl der Abstammung nach, als auch, was uns wichtiger scheint, der Sitte und Cultur nach verwandt sind, unmöglich. Der Verf. scheint freilich noch mehr Gewicht auf die Blutsverwandtschaft, als auf die Verwandtschaft der Geister zu legen und die **fraternité** keineswegs aufzufassen, wie sie die französische Revolution auffaßte, als menschliche Verbrüderung, sondern nur als Stammesgenossenschaft. — Das sind Reminiscensen aus dem „Befreiungskriege", die wir einem alten Manne, der sonst keineswegs zu denen gehört, die nichts gelernt und nichts vergessen haben, um so mehr verzeihen müssen, als es noch Bürschchen genug unter uns gibt, die gar nichts zu vergessen, aber trotz dem nichts gelernt haben.

3) Dr. Gustav Alberti bringt eine Abhandlung über das Wesen der Erziehung, die in ihrer ersten Hälfte sehr langweilig und mit allen den sonstigen Mängeln behaftet ist, die Wilhelm Jordan der alten Philosophie mit Recht vorwirft. Wir

können also in dieser Beziehung die Seite 18 auf die Seite 227 der Vierteljahrsschrift verweisen.

Je mehr wir uns aber dem Schlusse dieser Abhandlung nähern, desto wahrer und klarer, desto bestimmter und entschiedener wird die Sprache des Verfassers. — Die Resultate, welche hier gewonnen werden, sind in Kurzem diese: Aus dem Wesen der Erziehung, welche „die Thätigkeit ist, wodurch der Mensch-Mensch wird," folgt, „daß alle Erziehung nur Eine sein, d. h. daß sie für alle Menschen nur ein und dieselbe, eine gleiche sein muß. — Das wahre Ziel alles Unterrichts oder aller Erziehung ist, den Geist zu befreien von der Außenwelt, ihn zu sich selbst zu führen dadurch, daß er sich und die Außenwelt — beide sind zunächst in unmittelbarer Einheit befangen — verläugnen lernt, und ihn inne werden zu lassen, daß alle Objekte nur in so weit Wahrheit haben, als sie im Dienste des Geistes stehen. Mag die Abhängigkeit von Außen erscheinen als Neigung, Leidenschaft, Vorurtheil, Begierde, Autorität — (oder Habsucht, Genußsucht, Trägheit, Arbeitsschen u. s. w.) — Alles muß schonungslos zu Grunde gehen vor dem Feuer des Geistes, der sich selbst findet; er nur allein darf sich bestimmen, er nur allein, sonst keine Macht im Himmel und auf Erden, oder er ist nicht Geist, ist nicht frei. Diese absolute Selbstbestimmung liegt in der Natur der Sache, sie ist unabweisbare Forderung und kann auch nicht streng genug festgehalten werden."

Wenn der Verf. weiterhin „alle wahre Erziehung mit der Religion überhaupt schlechterdings unvereinbar" erklärt, weil diese wesentlich „auf der perennirenden Täuschung des menschlichen Geistes, sein eignes Wesen außer sich zu setzen" und von diesem äußerlich gesetzten Wesen abhängig zu sein beruht, so versteht es sich von selbst, daß die wahre Erziehung auch mit der Politik überhaupt, also auch mit der Krämerpolitik *) schlechterdings unvereinbar ist, weil hier das praktische Wesen des Menschen, sein

*) Der Geld- oder Krämerstaat, der sogenannte „Rechtsstaat", wie er in den „freiesten" Ländern sich gestaltet, ist die letzte Entwickelung des Staates, die letzte Politik, wie der Protestantismus die letzte Entwickelung der Kirche, die letzte Religion ist.

wirkliches Vermögen außer ihm gesetzt erscheint und er von diesem äußerlich gesetzten Wesen, vom Gelde, jeden Augenblick und perennirend abhängig ist, er mag sonst noch so vernünftig erzogen sein. Der Verfasser scheint aber diesen unmittelbaren Conflikt des Wesens der Erziehung mit dem Wesen des Geld- oder Krämerstaates weniger einzusehen, als jenen mit dem Wesen der Religion, obgleich er allerdings mittelbar (wo er die Frage über den Gratisunterricht berührt) auch auf den Conflikt mit dem Geldwesen stößt. —

4) G. Julius entwickelt in einem Dialog das Verhältniß der Theorie zur Praxis. Er hätte dieses Thema auf kürzerm Wege erschöpfen können, wenn er den Gegensatz nicht zu oberflächlich gefaßt hätte. So aber wird zwar viel und selbst vieles Wahre über die Sache gesagt, aber die Wahrheit der Sache tritt nicht hervor. — Zwei Deutsche, und nebenbei auch ein Franzose und ein Italiener, stellen Ansichten über dies und jenes auf, machen weise Bemerkungen über Allerlei, und wir sind am Ende so klug, wie am Anfange. Sie entwickeln lauter „ewige Wahrheiten." **Much ado about nothing.**

Außerdem bringt die Vierteljahrsschrift noch viele kleinere Abhandlungen von demselben Verfasser, die alle mehr oder weniger beachtenswerth sind. — Einer der Hauptmängel des Verfassers ist, daß er, wie aus Allem leicht ersichtlich, den socialistischen Standpunkt hat, aber trotzdem so wenig mit der Sprache herausrückt, daß man fast glauben sollte, auch er wollte zeigen, wie man selbst unter Censur Alles entwickeln könne, wenn man nur die — Pointe jedesmal wegläßt. — Wir machen besonders auf die Abhandlungen: „Todesstrafe und Strafe überhaupt" und „Der Paulus-Schelling'sche Streit" aufmerksam, obgleich in der letztern die Entwickelung der socialistischen Ideen aus diesem Streite eine mit den Haaren herbeigezogene, und nur die Tendenz des Verf. eine anerkennenswerthe ist.

Eine Vertheidigung der Bauer'schen Judenfrage gegen Karl Grün's Angriffe hätte der Verfasser füglich unterlassen können, nachdem Grün Socialist geworden und wohl selbst die Schwächen seiner Polemik einsieht. Dagegen hätte er sich um die Bauer'sche

Sache ein großes Verdienst erwerben können, wenn er dieselbe gegen die Kritik in den deutsch-französischen Jahrbüchern in Schutz genommen hätte, da Bruno Bauer, wie es scheint, keine Lust verspürt, sich selbst in diesen Kampf einzulassen. — Es ist ohne Zweifel rühmlicher, den Kampf mit dem wirklichen Riesen einzugehen und die Windmühlen — stehen zu lassen. — Aber Don-Quixote muß ja seinen Sancho-Pansa haben!

Auch der zweite Band von W's Quartalschrift ist jetzt erschienen; sein Inhalt ist unvergleichlich dürftiger, als jener des ersten. — G. Julius gibt eine Fortsetzung seines philos. Dialog's, diesmal über „Tugend und Gottseligkeit", eine Ausführung der „Kritik" in populärer Form, aber auch nichts weiter, kein Fortgang zu socialistischen Principien, nicht einmal zu Feuerbach. Jeder Mensch, heißt es schließlich, sei „die Gattung, das Ganze, die Menschheit, das All" — also die alte Leier vom absoluten Selbstbewußtsein, das in Bruno Bauer seinen allerhöchsten Vertreter gefunden hat und in den Wahnsinn päpstlicher Unfehlbarkeit umgeschlagen ist. Julius ist freilich nicht so consequent, wie sein Meister; er will, daß der Mensch von seinem „einsamen, unbedingten Selbst" loslassen, sich Andern hingeben, sich „einem Gegenstand widmen" soll. Dafür wird ihm Bauer nächstens den Kopf zurechtsetzen. — Da dieser Standpunkt am Consequentesten von jenem Charlottenburger Hexenmeister vertreten wird, so dürfen wir den Schüler nur auf eine nächstens erscheinende Beurtheilung B. Bauer's verweisen.

Was von Herman Hettner „zur Beurtheilung Ludwig Feuerbach's" im zweiten Bande gesagt wird, ist eine unbedingte Apologie desselben, womit wir uns nicht ganz einverstanden erklären. Feuerbach hat allerdings den Unsinn des „absoluten Selbstbewußtseins" oder „Geistes" aufgelöst, verwirklicht, vermenschlicht, wie er sich ausdrückt; aber dieser Feuerbach'sche Humanismus ist doch nur die Philosophie des materialisirten Geistes. Statt des vorausgesetzten „Ich" des absoluten Idealismus erhalten wir

bei F. nur ein vorausgesetztes „Ich und Du“, einen absoluten Materialismus.

Nur Ein Beispiel: „Die Hegel’sche Philosophie“, — sagt F. in seiner Philosophie der Zukunft §. 28, — „ist nicht über den Widerspruch von Denken und Sein hinausgekommen. Dieser Widerspruch kommt in der Phänomenologie in der Form der „diesen“ und des „Allgemeinen“ zum Vorschein, denn das Einzelne gehört dem Sein an, das Allgemeine dem Denken.“ Die Hegel’sche Philosophie setzt nur das Denken, das Allgemeine, das absolute „Ich“ voraus und kommt allerdings dadurch in Conflikt mit dem Sein, dem Besondern. Was thut Feuerbach? — Er setzt auch das Sein, das alter ego, das „Du“, das Besondere, als gegebene absolute Materie voraus und kommt dadurch allerdings über den Widerspruch der spekulativen Philosophie hinaus. Das Allgemeine ist demnach, weil es ein im Denken, das Einzelne ist, weil es ein im Leben Vorhandenes. So wenig, wie Hegel aber auf das schaffende Wesen des im Menschen zur Wirklichkeit kommenden Allgemeinen, eben so wenig sieht F. auf das hervorbringende, schaffende Wesen des Einzelnen. Er setzt das Gattungswesen auch im Einzelnen, wie Hegel im Allgemeinen, voraus, als etwas Vorhandenes. Das Einzelne, der Unterschied zwischen Diesem und Jenem ist da, das ist ihm Grund seines Rechtes, seiner Wahrheit. „Würden wir das logische Diese (das Allgemeine) im Naturrecht gelten lassen“, fährt F. fort, „so kämen wir direkt auf die Güter- und Weibergemeinschaft, wo kein Unterschied ist zwischen Jener und Dieser, Jeder Jede hat — oder vielmehr geradezu auf die Aufhebung alles Rechtes; denn das Recht ist nur gegründet auf die Realität des Unterschieds“.... Freilich! Und die Realität des Unterschieds ist gegründet auf das Vorhandensein desselben! Allerdings, so ist’s in unsrer Societät, im sogenannten Rechtsstaate. Ich nenne hier „dieses Haus mein Haus, dieses Weib mein Weib,“ nicht wie ich diese Hand meine Hand nenne, weil sie nämlich mit meinem producirenden Wesen, mit meinem Leben, mit meiner Seele verwachsen ist — obgleich ich mich auch zu meinem Weibe, zu meinem Hause, zu meinem socialen Besitzthume

überhaupt, wie zu meiner Hand, wie zu meinem organischen Besitzthume verhalten könnte und sollte; denn ich sollte nur dasjenige weibliche Wesen mein Weib nennen, welches ich liebe und von welchem ich geliebt werde, wie nur dasjenige sociale Besitzthum mein Eigenthum, worin ich social thätig bin — aber nein, ich nenne hier nur deshalb „dieses Weib mein Weib, dieses Haus mein Haus", weil ich's auf den Grund eines Rechtstitels besitze, welcher auf die Realität des Unterschieds, welche ihrerseits auf das Vorhandensein des Unterschieds gegründet ist. — F. kommt über diesen Materialismus des Rechts nicht hinaus, und über das materielle Eigenthum so wenig, wie über den Materialismus überhaupt.

Es ist hier nicht der Ort, den Humanismus in Socialismus aufzulösen. Wir wollten nur bemerken, daß auch Heinrich Hettner von der neuesten Bewegung noch wenig ergriffen ist, wenn er ein so unbedingter Anhänger Feuerbach's ist. — Die übrigen Arbeiten des zweiten Bandes liegen dieser Bewegung noch ferner.

Heß.

Rückschau
auf die Opfer des geheimen Gerichts in Deutschland.

Wenn wir an die Opfer eines Zustandes denken, so fallen uns zunächst diejenigen Opfer ein, welche durch Persönlichkeit oder Verhältnisse oder besonders trauriges Schicksal die ausgezeichnetsten sind. Von diesen spricht und schreibt man am Meisten; wenn man für den allgemeinen Zustand Einzelbeispiele aufführen will, greift man nach den ihrigen. Und doch hatte auch der gewöhnlichere Mensch, der Mann, der nicht von hohem Rang gewesen, der keine Bücher geschrieben, der nicht gerade das äußerste Unglück getragen, schon genug damit zu thun. Auch die Unbedeutenderen hatten fühlende Herzen. Ihre Sinneswerkzeuge waren dem Schmerz zugängig; sie litten durch Frost, Hitze, Mangel, Entbehrungen, Wunden. Sie standen in Verhältnissen, deren Störung ihnen häufig noch weher that, als was sie selbst ausstehen mußten. Sie hatten Angehörige.

Was aber von den Opfern eines Zustandes überhaupt gilt, das gilt auch von den Opfern des geheimen Gerichts in Deutschland. Oder sind bei jenen Erwägungen blos die Opfer tödtlicher Seuchen, verheerender Feuersbrünste. und des Einzugs feindlicher Truppen in Anschlag zu bringen? Verdirbt das geheime Gericht nicht die Säfte im Rechtskörper, wie die Seuche die Säfte im menschlichen Körper verdirbt? Flog das geheime Gericht nicht von Haus zu Haus, von Thurm zu Thurm, nicht blos in einer einzelnen deutschen Stadt, sondern im gesammten deutschen Vaterlande, als wäre es ein entzündeter Brand, widerwillig empfangen von den Bewohnern, aber doch unaufhaltsam Alles ergreifend? Endlich, war das geheime Gericht in Deutschland

nicht ursprünglich fremdländisch? Hat man nicht Recht, seinen Einzug mit dem Einzuge feindlicher Truppen zu vergleichen, welche das tödtliche Geschoß auf Freiheit, Glück und Ehre richten? Und doch ziehen solche feindliche Truppen, haben sie ihre Habsucht gestillt, regelmäßig wieder ab, während das geheime Gericht in Deutschland festen Fuß faßte, als wäre es dort geboren und erzogen, und dem ausgetriebenen öffentlichen Gerichte mit kecker Stirne die Rückkehr wehrt. Wie Viele erlagen aber nicht diesem geheimen Gerichte in Deutschland, Arme und Reiche, Junge und Alte, Gute und Böse! Ja, auch Böse erlagen ihm wohl, aber wir haben deßhalb doch keinen Grund, uns seiner zu freuen. Denn wie der ewige Vater seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, so sollte für Jeden in der Staatsgesellschaft nur Dasjenige gelten, was den höchsten Grundsätzen der Gerechtigkeit am Meisten entspricht. Es sollten keine Ausnahmen dabei stattfinden. Wir sollten uns insbesondere, zu welcher politischen Parthei wir auch gehören, nicht mit dem Gedanken bei solchen Wahrnehmungen einlullen: „Ei nun, es ist das ein Gegner; und wenn ihm auch Unrecht geschieht, so gönne ich es ihm doch und mag es dabei sein Bewenden haben."

Mit dem vorhin Gesagten ist der Standpunkt bezeichnet, von welchem bei dieser Rückschau auf die Opfer des geheimen Gerichts in Deutschland ausgegangen werden soll. So natürlich es nämlich ist, daß auf einzelne ausgezeichnetere Beispiele vorzugsweise dabei Rücksicht genommen wird, so finden wir doch den Uebelstand nicht blos darin, daß jene einzelne ausgezeichnetere Beispiele das Unheil traf, sondern daß Alle der Möglichkeit solchen Unheils ausgesetzt waren und sind, und daß so viele Einzelne ihm erlagen. Auch wird so, wie wir hoffen, unsern sämmtlichen Lesern deutlicher, daß sie, sie mögen noch so sehr meinen, mit Gericht und geheimem Gericht in Deutschland niemals etwas zu thun zu bekommen, doch sogar persönlich bei diesen Fragen recht sehr betheiligt sind. Denn einmal ist gewiß, daß Niemand sagen kann: „Ich werde nie mit dem Gericht was zu thun bekommen," nachdem die Geschichte uns mit den

auffallendsten Beispielen das Gegentheil lehrt, und andern Theils ist gewiß, daß auf die Stimmung, das Glück eines braven und tüchtigen Menschen schon derjenige allgemeine Zustand übel wirkt, welcher, obgleich nicht unmittelbar ihn bedrohend, doch seine näheren oder entfernteren Umgebungen bedroht und niederdrückt. Uebrigens bedarf es nicht einmal solcher mehr persönlichen und also eigennützigen Bestimmungsgründe. Vielmehr ist es schon unsere menschliche und staatsbürgerliche Pflicht, die Entfernung von Uebelständen aus dem Staatsverbande zu wünschen, uns über das Vorhandensein solcher, wenn uns Gelegenheit dazu gegeben ist, zu belehren, und, soweit uns thunlich, auf ihre wirkliche Entfernung zu wirken.

Wir haben noch eine Bemerkung hier niederzulegen. Die nämlich, daß unter Opfern des geheimen Gerichts nicht geradehin Opfer der Mitglieder solchen geheimen Gerichts, der geheimen Richter, verstanden werden sollen. Gesetzliche Zustände sind nun einmal da, und wenn wir ihr Vorhandensein auch noch so sehr zu bedauern hätten, so ist doch nicht thunlich, indem der Richter zum Gesetzgeber sich aufwirft, sie zu beseitigen und andere dafür an ihre Stelle zu setzen. Dieß liegt der gesetzgebenden Gewalt im Staate ob. Aber damit ist nicht gesagt, daß die geheimen Richter nicht doch Manches thun könnten, was auf die Besserung des geheimen Gerichtsverfahrens hinzweckte. Denn es ist noch kein Gesetz gefunden worden, welches das Verhältniß oder den Einzelfall mit allen seinen Nebenumständen so umschlösse, wie der Nußknacker die Nuß, welche er gepackt hat, oder wie die Faust den Degengriff. Vielmehr hat die Wissenschaft, in Verbindung mit der forschreitenden Kultur, noch immer ihre Wirkung auf die Anwendung der Gesetze geäußert, und wenn die Bezeichnung: gerechter Richter eine löbliche sein kann, so ist doch auch ebenso gewiß, daß unter der Hülle der Gerechtigkeit Herzenshärte und böse Absicht stecken können, während die Bezeichnung: edler, menschlicher Richter immer als der schönere Kranz um die Stirne des Richters gilt.

Soweit entfernt wir davon sind, Oeffentlichkeit im Strafverfahren auf die rechte Weise für gewährt zu erkennen, wo,

außer der Rücksicht der Sittlichkeit, man auch noch andere Sperrungen und Hälstelungen bei ihrer Ertheilung anzubringen für gut gefunden hat, so wenig nehmen wir eine rechte heilsame Oeffentlichkeit wahr, wo zwar das Strafverfahren öffentlich ist, aber das Civilverfahren nicht, oder, was fast dasselbe ist, die Oeffentlichkeit des letzteren dem Belieben der streitenden Partheien anheimgestellt wurde. Demungeachtet ist doch die Oeffentlichkeit des Strafverfahrens das heilsamste und wahrhaft nothwendige, und die Mängel des geheimen Gerichts treten deßhalb gerade auch bei ihm am deutlichsten hervor. Schon aus dem Grunde, weil beim Strafverfahren häufig ein Zustand eintritt, den das Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen der Natur der Sache nach gar nicht kennt. Wir meinen darunter die Verhaftung des Angeschuldigten während dauernder Untersuchung.

Es würde nämlich sehr unrichtig sein, den Werth der Oeffentlichkeit in Strafverfahren zunächst darin zu finden, daß, nach beendigten Verhören durch den Untersuchungsrichter, der Angeschuldigte öffentlich vor seine Richter gestellt wird, vor Diesen nochmalige Zeugenabhör und Vernehmung des Angeschuldigten erfolgt, der Anwalt des Staates als Ankläger, der Anwalt des Angeschuldigten als Vertheidiger gehört wird, und endlich die Richter auch öffentlich ihr Urtheil über den Angeklagten fällen. Denn so wichtig auch alles Das ist, besonders in Verbindung mit der Abschaffung der eckelhaften Rechts-Mißgeburt, genannt Absolution von der Instanz, so wenig kommt es doch allein in Anschlag, so wenig steht es mit seinen Folgen und Wirkungen allein. Das öffentliche Gerichtsverfahren äußert nämlich bereits auf die Untersuchung und Art, sowie Dauer etwaiger Verhaftung des Angeschuldigten während der Untersuchung, den entschiedensten Einfluß. Wie erhebend ist das Gefühl für den Angeschuldigten, der seiner Unschuld oder seiner guten Absichten sich bewußt ist, schon während der Untersuchung, daß ein Tag kommt, an dem er öffentlich, vor den Augen seiner Mitbürger, der Anschuldigung entgegen tritt! Im Besitze solchen Gefühls ist er ein ganz Anderer, als er jemals

beim geheimen Gerichtsverfahren werden kann. Alle seine Rechte dem Untersuchungsrichter gegenüber haben eine festere Grundlage. Weder der Zorn des Untersuchungsrichters kann sie so leicht umblasen, als sein Schmeichelwort sie schmelzen. In die gegen den Angeschuldigten genommenen Maßregeln hinein, insbesondere in seine Haft, fällt wie ein Sonnenstrahl die Gewißheit, daß einst ein Tag kommt, an dem eine klare, freie Abrechnung mit dem Untersuchungsrichter möglich ist.

Aber auch der Untersuchungsrichter findet in der Voraussicht einstiger Oeffentlichkeit die stete Aufforderung zur gesetzlichen und anständigen Behandlung des in Untersuchung Befangenen, — eine Aufforderung, welche sehr nöthig ist. Denn selbst der sonst redliche Untersuchungsrichter hat nur allzuviel Neigung in sich (hundert Erfahrungen bestätigen dieß), vorgefaßten Meinungen der Schuld sich hinzugeben und daraufhin nicht immer die löblichsten Mittel zur Erforschung dessen, was er die Wahrheit nennt, beim Angeschuldigten zur Anwendung zu bringen. Denkt man sich aber gar erst einen Mann als Untersuchungsrichter, der persönlich dem Angeschuldigten aufsätzig ist oder zu der entschieden entgegengesetzten politischen Ansicht sich bekennt, der von Gemüth hart, leidenschaftlich, oder kniffig mit eingeschlagenen Klauen, in einer Untersuchungssache nicht viel Anderes als fette Weide erkennt, auf der er seinen Vortheil mästet und den Dank seiner Vorgesetzten sich zu erwerben sucht, so wird die Sache noch bei weitem schlimmer. Dadurch, daß dem von ihm Vorgenommenen die Vermuthung der Gesetzlichkeit bis zum erwiesenen Gegentheile als heiligender Stempel aufgedrückt ist, und wohl wissend, wie unendlich schwer beim geheimen Verfahren solch Gegentheil zu beweisen steht, hüllt er sich nicht in seine Tugend, sondern in seine Sicherheit, und handelt darauf los, als hätte er keine oder doch nur eine sehr belanglose Rechenschaft darüber zu geben.

Besitzt auf diese Weise der Angeschuldigte im öffentlichen Verfahren schon im Voraus einen Trost und der Untersuchungsrichter einen Zügel, so ist auch die Untersuchung selbst, nach Anlage und Ausdehnung, weit gedrängter und abgekürzter bei

demnächstigem öffentlichen Verfahren, als da, wo das geheime im Voraus seine beständige Wirkung darauf äußert. Für das geheime Verfahren nämlich ist die vom Untersuchungsrichter geführte Untersuchung das A und das O, auf dieser Untersuchung beruht Alles. Statt daß man in Frankreich für ganz begreiflich und natürlich hält, daß der Angeschuldigte nicht aussage, was ihn beschweren könne, und in England ihn noch insbesondere der Richter darauf aufmerksam macht, preßt ihn der deutsche Untersuchungsrichter zwischen Vorhalte, stellt ihm Himmel und Hölle vor, wie er dem Richter die „Wahrheit" schuldig sei, malt ihm mit den glänzendsten Farben die Vortheile, wenn er „gestünde". Nach glücklicherweise abgeschaffter wirklicher Tortur war dieß auch einigermaßen erklärlich und entschuldbar. Denn man wollte allzuhäufige Freisprechungen offenbar Schuldiger, aber hartnäckig Leugnender, gegen die kein vollständiger Beweis aufgebracht werden konnte, vermeiden und doch empfahl sich auch nicht das in einigen Staaten gesetzlich eingeführte Mittel sogenannter außerordentlicher Strafen; Also verfiel man auf eine äußerlich mildere, aber in ihrem Verlaufe noch weit langwierigere und folgeweise grausamere Tortur, auf das Ausdrücken und Auspressen vom Geständniß. Auch blieb das leider und bildete sich immer mehr aus, obgleich man von jenem Erfordernisse eines vollständigen Beweises in den meisten deutschen Staaten abgegangen ist und man dem Richter die Macht gegeben hat, schon auf sogenannte Anzeigen oder Indicien hin Jemanden für schuldig zu erklären: ein Auskunftsmittel, welches nur dann nicht blos ungefährlich, sondern auch heilsam ist, wo die Thatfrage bei wichtigern Anschuldigungen und insbesondere bei politischen Vergehen von dem Ausspruche eines Schwurgerichtes abhängt und überhaupt das ganze Gerichtsverfahren der vollsten Segnungen der Oeffentlichkeit sich erfreut.

Beim geheimen Verfahren muß die vom Untersuchungsrichter geführte Untersuchung Alles auseinanderzupfen, namentlich in Verbindung mit dem sogenannten Inquisitionsverfahren, wodurch der Richter auch die Obliegenheiten des öffentlichen Anklägers zu besorgen hat. Anders beim öffentlichen Verfahren, wo-

bei das sogenannte Accusationsverfahren zur Anwendung kommt, das heißt: für die Anklage ein eigener Staatsanwalt bestellt ist und dadurch der Richter seiner mißlichen Doppelpflicht, Recht zu sprechen und zugleich den Staat als Rechtssuchenden zu vertreten, enthoben ist. Beim öffentlichen Verfahren gewährt die Voruntersuchung nichts als einen Anhaltspunkt, hauptsächlich nur berücksichtigt bei der Frage der Stellung vor Gericht und dem Entwurf der Anklage, während erst die nachherige öffentliche Verhandlung den eigentlichen Stoff liefert, worauf vom Gerichte sein Spruch gebaut wird. Was aber im Erfolge nicht überwiegend wichtig ist, das wird auch in Anlage und Ausdehnung nicht als sehr wichtig behandelt werden können, und die Untersuchungen werden aufhören, Seufzer- oder Teufelsbrücken über jahrelange Abhänge und Schlünde zu sein, wenn das öffentliche Verfahren den Weg über jene Abhänge und Schlünde gekürzt und gefestiget hat.

Noch stärker tritt Das, wie schon bemerkt, hervor, wo die Verhaftung des Angeschuldigten vorläufiges Loos war.

Noch eines eigenthümlichen Auswuchses des geheimen Gerichtsverfahrens ist hierbei zu erwähnen. Daß nämlich, wo dasselbe herrscht, auch nach geschlossener Untersuchung, der verhaftete Angeschuldigte seinen Anwalt nicht ohne Beisein einer Gerichtsperson und zwar regelmäßig desjenigen Richters sprechen darf, welcher die Untersuchung gegen ihn geführt hat. Anders, wo öffentliches Gerichtsverfahren gilt. Schon vor beendigter Untersuchung wird da nicht der Anwalt behandelt, als schmuggelte er seinem Klienten lediglich das Rechtsverfahren untergrabende Rathschläge zu. Aber insbesondere nach beendigter Untersuchung ist kein Schloß vor den Mund des Gefangenen gelegt, sein Vertheidigungssystem, seine (mögliche) Beschwerde über Untersuchung und Untersuchungsrichter ist unter keine, aber am wenigsten unter die Controle gerade dieses Richters gestellt; den Anwaltstand stempelt man nicht mit entwürdigendem Verdacht. Ueberhaupt aber werden bei geltendem öffentlichen Verfahren die Untersuchungen und Verhaftungen nicht nur kürzer, sondern auch — besonders die letzteren — seltener sein. Denn bei theilweise anders organisirtem Beweisverfahren legt man dann nicht mehr

das Gewicht auf abzuwendende Verabredungen (sogenannte Collusionen), und, bei mehr Berücksichtigung des eingebornen Triebes der Freiheit auch im einzelnen Menschen, fällt in einem nach rechtlicheren Grundsätzen erbauten Staatswesen, die Neigung zu verhaften entschiedener weg. Vermittelnd äußern sich da auch leichtere Kautionirungen (Entlassungen aus der Haft gegen Kaution) u. dergl.

Es bedarf nun nur noch einer kurzen Erörterung der Heilsamkeit, ja Nothwendigkeit der Oeffentlichkeit dessen, was der Untersuchung folgt. Denn alle Vollständigkeit der Akten mißt sich nicht mit derjenigen Vollständigkeit, welche einzig die unmittelbare Anschauung gewähren kann, für die Entdeckung der Schuld und Sicherstellung der Unschuld, sowie für die zwischen beiden liegenden Stufen größerer oder geringerer Schuld werden beim öffentlich-mündlichen Verfahren (denn das rechte öffentliche Verfahren läßt sich ohne das damit verbundene mündliche gar nicht denken), wahrhaft neue Kräfte wach; das öffentliche Verfahren treibt den Richterstand zur Gewissenhaftigkeit und zum Fleiße, es zerbricht die Chikane, führt schneller zum Ende, hebt den Stand der Anwälte, belohnt die Regierung durch erhöhtes Vertrauen ihrer Staatsbürger, verbreitet Rechtskenntnisse, schreckt ab von böser That, weckt und erhält das Gefühl edler Selbstständigkeit im Volk und erzieht es aufs kräftigste zum öffentlichen Leben. Alles Eigenschaften der Oeffentlichkeit des Strafverfahrens, welche kaum noch einem ernstlich gemeinten wörtlichen (freilich leider immer noch genug thatsächlichem) Widerstande begegnen.

* *
*

Wenden wir uns nun zu einigen Fällen, welche die Inquisitions- und Kerkertorturen, die dadurch hervorgelockten, völlig falschen Geständnisse und Aussagen gegen Mitschuldige, und die so bewirkten falschen Verurtheilungen veranschaulichen!

Im Jahre 1800 wurden wegen Brandstiftung in zwei Städten, Sieraz und Wertha in Südpreußen, sieben Personen verhaftet. Schon durch die Polizei- und unteren Gerichtsbeamten,

welche von ihrer Schuld völlig überzeugt, ihnen mit Mißhandlungen und Suggestivfragen (Fragen, welche den Umstand bereits enthalten, so daß der Angeschuldigte nur mit Ja oder Nein zu antworten hat, während es die Pflicht des Untersuchungsrichters ist, wenigstens bei allen wichtigeren Punkten die Fragen so zu stellen, daß der Angeschuldigte sich in seiner Antwort über die Umstände ausführlich verbreitet), zusetzten, wurden sie, mit Ausnahme eines Einzigen, zum Geständnisse gebracht. Auch erneuerten sie nachher in sechsmonatlicher Criminalinquisition durch eine Criminalcommission jenes Geständniß in der Art, daß sie mit vorläufiger Ausnahme eines noch nicht Geständigen und eines im Kerker Gestorbenen als durch eigenes Geständniß und durch die in allen Hauptsachen völlig übereinstimmenden Aussagen so vieler Mitschuldigen überwiesen, verurtheilt wurden: „auf einer Kuhhaut zum Richtplatze geschleift, enthauptet und verbrannt zu werden.“ Das Urtheil wurde nach Einsendung der Acten vom Könige bestätigt und der sofortige Vollzug angeordnet. Einer der Verurtheilten hatte bereits das Sterbekleid an, wiederholte selbst noch jetzt, bei dem Genusse des heiligen Abendmahls, die Geständnisse und die Aussagen gegen die Mitangeklagten. Jetzt nun — durch Veranlassung des reinen Zufalls einer Anwesenheit und einer Erzählung eines gerade in der Stadt befindlichen fremden Maurers — ergibt sich bei erneuerter Untersuchung „der ganze vollständige Beweis, daß die bereits zum Tode Verurtheilten die Stadt Sieraz und Wertha nicht angesteckt haben konnten, indem sie zur Zeit der Anzündung von den Brandstätten theils weit entfernt, theils dergestalt beobachtet worden waren, daß sie durchaus nicht die Brandstifter hatten sein können.“ Sie wurden nun natürlich, als ganz unschuldig, völlig frei gesprochen. Lediglich die geheime Inquisitionsmarter, hier Schläge in der Form von Lügenstrafen und von Strafen wegen Verweigerung bestimmter Antworten, Martern, von denen die Akten nichts oder doch nur höchst Weniges Unvollständiges und Unverfängliches enthielten, und, wie ein Angeschuldigter aussagte, „die wahren Martern des vielen Vernehmens“, hatten sechs Männer zu sie so

sehr beschwerenden, zum gewissen Tode führenden, falschen Aussagen veranlaßt.

Ein anderer Fall hatte sich fast gleichzeitig in der preußischen Grafschaft Mark zugetragen. Eine Familie Riffelmann nämlich kam zuerst wegen unbedeutenden Diebstahls, und als nun scharfe Züchtigungen des verhaftenden Militärs von dem einen Sohne ein Geständniß erpreßt hatten, auch wegen anderer in der Gegend vorgefallenen Diebstähle und Räubereien und selbst wegen eines Raubmordes in Verdacht. In den Voruntersuchungen brachte es nun das arretirende Militär und die Polizei durch Mißhandlungen und Suggestivfragen nicht blos zu den gewünschten Geständnissen, sondern auch zur Anzeige sehr vieler zum Theil in der Gegend ansässigen Mitschuldigen. Man brachte sie Alle zum Arrest und lieferte dann später die ganze sogenannte Bande an das einschlägige Criminalgericht ab. Hier wurden die Mißhandlungen, wodurch die falschen Aussagen erpreßt, vollständig nachgewiesen, und zugleich wurde durch die schwierigste Untersuchung die völlige Unschuld aller Angeschuldigten ausgemittelt. Nur der eine Sohn Riffelmann's wurde wegen eines Bettdiebstals zu zweijähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, während deren er jedoch „nach langen Leiden, als wahrscheinlichen Folgen der bei seiner Verhaftung erlittenen empörenden Mißhandlungen", im Kerker starb. Sein Vater wurde als der Theilnahme an diesem Diebstahle verdächtig (!) verurtheilt zu dem überstandenen Arreste.

Wegen eines auf der Straße von Kassel nach Fulda verübten gräßlichen Raubmordes wurde ein armer Schullehrer eingezogen, nach langer Criminalinquisition und auf sein Geständniß hin zum Tode verurtheilt. Durch einen reinen Zufall indeß wurden noch unmittelbar vor der Vollziehung durch einen Angehörigen des Verurtheilten Spuren vom wahren Thäter und bald dieser selbst entdeckt. Da kam es zu Tage, daß der völlig unschuldig verurtheilte Unglückliche durch die gewöhnlichen Kerker- und Inquisitionsleiden schon geschwächt, endlich durch einen ihm gemachten Geisterspuk, der ihm in der Mitternacht den Ermordeten im blutigen Hemde vorführte und ihn unter furchtbaren Drohungen zum Geständnisse aufforderte, das falsche Geständniß abgelegt hatte.

Noch ärger sind die Qualen, welche nach Demme's „Annalen der Criminalrechtspflege" in dem Großherzogthum Hessen ein Untersuchungsrichter sich erlaubte. Er ließ nämlich, um zur Entdeckung der Wahrheit zu gelangen, einem Angeschuldigten zuerst eine grausame Prügelstrafe zufügen, dann, als diese nichts half, ihm mit glühendem Eisen auf den Rücken zwei lange tiefe Wunden einbrennen und endlich vermittelst gesalzener Nahrung und Versagung des Getränkes durch die Höllenqualen eines Durstes, welchen der Gefolterte durch seinen eigenen Urin zu löschen suchte, zum Geständnisse bringen. Es wird nicht gesagt, daß dieses Geständniß ein unwahres gewesen sei; aber die Mittel, welche zu seiner Erhebung angewandt worden, waren jedenfalls verwerflich und wurden, wie man berichtet, von der vorgesetzten Behörde durch einen Verweis bestraft.

Im badischen Oberamte Br... brachte vor einigen Jahrzehnten ein Richter durch die Inquisitionsqualen, zuletzt ebenfalls durch die Qualen des Durstes eine ganze Familie zu dem falschen Geständnisse eines großen gefährlichen Diebstahls und dadurch zur Zuchthausstrafe. Als Jahrelang nachher in Tyrol der wahre Thäter jenes Diebstahls entdeckt wurde und freiwillig unter seinen übrigen Verbrechen auch dieses gestand, war die übrige, völlig unschuldige Familie dem Kerkertode erlegen. Der allein noch am Leben gebliebene, ebenfalls unschuldige Sohn sagte nun aus, daß die natürlich meist nicht im Protokoll enthaltenen Quälereien und Ueberlistungen ihnen das falsche Geständniß entlockt, und die sich jetzt bei jedem Widerruf als Lügenstrafe erneuernden Inquisitionstorturen sie endlich für immer von allem Widerrufen abgeschreckt hätten.

Der dänische Gesandte, Kammerherr von Qualen in Eutin war am 21. Februar 1830 im Garten in seinem Blute und todt gefunden worden, und zwar, wie der Arzt und die Gerichtspersonen zuerst glaubten, todt durch einen Fall, wie sie zwei Tage später urtheilten, durch Mord. Da sich in der nun eingeleiteten Untersuchung gegen den wirklichen Thäter gar keine Spuren finden wollten, so machte man zwei Bediente des Ermordeten, durchaus unbescholtene Männer, ohne irgend zulässige Ver-

dachtsgründe, zum Opfer einer bis ins achte Jahr dauernden Inquisitions- und Kerkerqual, in welcher der eine Angeschuldigte, angeblich wegen des unsichern Untersuchungskerkers, drei Jahre hindurch Ketten tragen mußte. Nachdem Jeder von ihnen in ihrer einsamen Haft durch achtzig bis neunzig Verhöre gemartert, und sechstausend Aktenseiten vollgeschrieben waren, fällte am Ende des sechsten Jahres die Göttinger Juristenfakultät das Urtheil. Es ging dahin, daß, statt der vom öffentlichen Ankläger beantragten Todesstrafe, „nicht nur Beide als völlig schuldlos sogleich aus dem Gefängnisse zu entlassen und von allen Untersuchungskosten frei zu sprechen seien, sondern daß, wegen der unbegründeten Untersuchung, ihnen auch alle Ansprüche auf Entschädigung wegen der langjährigen Beraubung ihrer persönlichen Freiheit ausdrücklich vorbehalten bleiben." Aber der öffentliche Ankläger appellirte und die beiden Losgesprochenen wurden in Folge dieser Appellation in ihre Kerker zurückgeführt. Nach Jahresfrist erfolgte ein neues Erkenntniß, nämlich das des Oberappellationsgerichts zu Oldenburg. Es bestätigte gegen den einen Angeschuldigten das Göttinger Urtheil, sprach aber wirklich den andern Angeschuldigten jetzt nur von der Instanz los und verurtheilte ihn in die Kosten seines vieljährigen Aufenthalts im Kerker und seiner Vertheidigung und in die Hälfte der Kosten der Aktenversendung. Nicht weniger als einhundert und acht und siebenzig Indicienbeweise waren dabei gegen die Angeschuldigten geltend gemacht worden, — eine Zahl, welche gewiß nur auf die Schwäche und nicht auf die Stärke jener Indicien zeigt.

Ebenfalls im Oldenburgischen wurde im Jahr 1832 ein Criminalproceß begonnen und im Jahr 1837 in erster Instanz beendigt. Er wurde wegen Tumults gegen sehr viele Eutiner Heuerinsten geführt und noch ein Tausend Aktenseiten mehr als im vorigen Proceß, nämlich 7000, in demselben verschrieben. Das Ergebniß war folgendes. Nachdem die Untersuchungshaft für vier Angeschuldigte fünftehalb Jahre gedauert hatte, für die übrigen zwei und zwanzig nicht eben so lang, erkennt das Urtheil für die Höchstgravirten vier Jahre Gefängniß, also ein halbes Jahr weniger, als sie bereits in der Untersuchungshaft

erduldeten, für die Andern dagegen noch geringere Strafen bis herunter zu sechs Wochen Gefängniß.

Besonderes Aufsehen machte auch der Criminalproceß gegen den Tischlermeister Wendt in Rostock. Dieser Mann, bis dahin unbescholten, kam im Jahr 1830 in Untersuchung und im Jahr 1834 erkannte die Göttinger Juristenfakultät dahin gegen ihn, daß er wegen angeschuldigter Vergiftung seiner eigenen Mutter von der Instanz loszusprechen, dagegen wegen Giftmords seiner Ehefrau und wegen versuchten Giftmords gegen seine Schwiegermutter, der culposen Gesundheitsverletzung mehrerer Personen durch Vergiftung und Brandstiftung für schuldig zu erkennen und zur Strafe dieser Verbrechen mit dem Rade vom Leben zum Tode zu richten sei. Ganz nach denselben Akten und ohne alle Veränderung der Sache sprach hierauf ein Erkenntniß der Heidelberger Juristenfakultät im Jahr 1836 den Wendt von der Anschuldigung der Vergiftung seiner Mutter, und von der Beschuldigung des Versuchs, seine Schwiegermutter durch Gift zu ermorden, sowie von der ihm beigemessenen Brandstiftung, völlig frei, absolvirte ihn dagegen hinsichtlich der Anschuldigung, seine Ehefrau durch Gift ermordet zu haben, nur von der Instanz. Mit dieser letzten Bestimmung erkannte die Heidelberger Juristenfakultät immer noch einen Verdacht an, der in Bezug auf die Ermordung seiner Ehefrau auf Wendt laste. Ein fürchterlicher Verdacht, dessen Gewicht namentlich auch Wendt, obgleich zermürbt durch sein Schicksal und durch langes Gefängniß, stark genug fühlte. Mit Gleichgültigkeit hatte er das Heidelberger Urtheil, welches die Todesstrafe ihm vom Haupte nahm, angehört und gesagt: „Das könne ihm doch Alles nicht helfen, wenn er nicht gänzlich freigesprochen werde.“ Auch zeigte sich dieß nicht blos in der Idee, sondern auch in der Wirklichkeit so. Wendt in Freiheit gesetzt, mußte Hunger und Noth leiden, das Tischleramt in Rostock versagte ihm den Zutritt zu den Amtsversammlungen, und ohne die thätige Hülfe seines Anwalts, des Hofraths Krüll, der ihm Geld vorschoß und ihn fortwährend durch seine Bestellungen möglichst in Arbeit zu erhalten suchte, würde er untergegangen sein. Auf neue Appellation sprach das Oberappella-

tionsgericht in Parchim, im Jahr 1838, den Wendt nun auch von der Anschuldigung des Giftmordes seiner Ehefrau völlig frei und befreite ihn von allen Kosten. Wendt war in alle diese Uebel durch die Bosheit seines Lehrburschen und durch eine von ihm beim Beginn der Untersuchung, um das fahrlässige Aufbewahren von Gift zu bemänteln, vorgebrachte Lüge, noch weit mehr aber durch die Mängel unsers deutschen Untersuchungsverfahrens verwickelt worden. Die ängstigende und ermattende moralische Tortur langer und vieler Verhöre, die „beweglichen Vorhaltungen zum Geständnisse", die Drohungen mit „härteren Mitteln", die Schilderung der günstigen Folgen von „aufrichtigen Angaben", die Abmahnung von „hartnäckigem Leugnen", — dabei einsam, völlig arbeitslos, völlig hülf- und rathlos, und leider! nicht ohne Grund zu innerer Selbstanklage hinsichtlich einiger kleinerer Vergehen (Veruntreuungen), welche bei dieser Gelegenheit zur Sprache gekommen waren, und allerdings den Verdacht auch im Uebrigen gegen Wendt schärften, — sind die Hülfsmittel solcher deutschen Untersuchungsverfahren. Sie brachten Wendt zur Verzweiflung, zum Geständniß, und selbst bald wieder als falsch zurückgenommen, entzog er sich doch nicht seinen Folgen bis zu dem erwähnten letzten, ihn ganz freisprechenden Urtheile.

Ein anderer Criminalproceß der neueren Zeit, welcher ebenfalls viel Aufsehen machte, war der des Jochim Hinrich Ramcke aus Halstenbeck im Holsteinischen. Angeschuldigt des Mords, des nächsten Versuchs zum Morde und des Mordbrandes war er im Juni 1837, gleich nach der angeblichen Begangenschaft der bemerkten Verbrechen, in Haft genommen worden. Sowohl Ramcke, als seine Frau, welche der Theilnahme verdächtig war, und ein schwachsinniger Schwager stellten jede Schuld, beziehungsweise jede Kenntniß derselben in Abrede, bis endlich der letztere mit Aussagen gegen Ramcke hervortrat. Als die Ehefrau Ramcke in der Gefangenschaft von einem todten Knaben entbunden ward, so benutzte diesen Umstand das Gericht in der Weise, daß es dem Vater Ramcke, nach vorgängiger Benachrichtigung, man wisse jetzt Alles, plötzlich die Leiche seines Kindes zeigte. Lautes und

heftiges Heulen und Schluchzen des mit dem Ereignisse bis dahin ganz unbekannt gebliebenen Vaters war die Folge hiervon. Auf der Stirn des Kindes befand sich ein mehrere Zolle langes Mahlzeichen, welches eine roth angelaufene Schnittwunde vorstellen konnte, und diesen Umstand benutzte nun das Gericht, Ramcke darauf aufmerksam zu machen, wie hier der Himmel selbst zu sprechen scheine, (jenen Mord und Mordversuch sollte Ramcke mittelst Beilhieben vorgenommen haben), u. s. w. Ramcke dagegen blieb bei seinen Unschuldsbetheuerungen. Hierauf schritt die Untersuchung weiter. Ramcke's Ehefrau bekam „wegen vorgebrachter Unwahrheiten und widerspenstigen Betragens im Verhör", sowie dann „wegen wiederholter Lügenhaftigkeit" mehrere Disciplinarstrafen. Unterdessen hatte Ramcke in seinem Gefängniß angefangen, zu singen und zu pfeifen und tolles Zeug zu reden, was die Folge hatte, daß er drei Tage lang blos Wasser und Brod erhielt, und, statt der bisher angehabten leichten Feldkette, mit einer schwereren Kette geschlossen ward. Die Ehefrau Ramcke, ungefähr ein halbes Jahr darauf „wegen abermaligen Lügens vor Gericht" wieder mit einer Disciplinarstrafe belegt, erklärte am Schluß dieser Strafe die Absicht, Alles zu gestehen und machte dann auch umfassende, hauptsächlich ihren Mann schwer bezüchtigende Geständnisse. Ramcke, davon in Kenntniß gesetzt, und wiederholt zur Angabe der Wahrheit aufgefordert, beharrte auch da auf seinen Unschuldsbetheuerungen, worauf die Gegenüberstellung mit seiner Frau begann. Ramcke fixirte sie dabei stier und ängstlich, sprach verwirrt, erklärte aber endlich, daß er sie erkenne, und, als sie ihn von ihren Geständnissen unterrichtet, hatte dies doch keinen „Erfolg". Ramcke aber kam in eine abgetrennte Arrestkammer, das bisher benutzte Federbett wurde ihm entzogen und überhaupt seine Haft geschärft. Neue Verhöre Ramcke's, neue gegen ihn erkannte Disciplinarstrafen. Wirklich traf nun auch endlich die Wünschelruthe unsers deutschen Untersuchungsverfahrens, wenn nicht auf Gold, doch auf Geständnisse. Ramcke gestand, in dessen Folge er die leichteren Feldketten statt der schweren Kette wieder angelegt bekam, und — Tags darauf — als er wieder vorgeführt und den

Hergang der Sache nochmals frei aus sich heraus zu erzählen, aufgefordert wurde, äußerte er sich in verrückten Reden. „Da ist eine lustige Hochzeit gewesen in Halstenbeck, ich weiß es wohl, da ist ein Todter gewesen. Das ist Alles nicht wahr, was ich gestern gesagt habe u. s. w." Abgeführt und die ihm zugestandene Kettenerleichterung wieder entzogen, auch nach eingeholtem ärztlichen Gutachten, daß Ramcke geistig und körperlich gesund, und sein Benehmen im letzten Verhör für reine Verstellung zu halten sei, erfolgte Ramcke's abermalige Vernehmung, worin er auf der Rücknahme seines neulichen Geständnisses verharrte und als Grund desselben bezeichnete: „Sie haben mir ja alle was auf den Leib gelogen, und da wollte ich ihnen nun auch mal lügen helfen." Neue Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod, neues Verhör, neue wirre Aeußerungen, welche das Gericht als Verstellung erklärte und bestrafte; dann wieder Strafe und abermals Strafe, worauf Ramcke sein Geständniß mit mehreren Abänderungen und Zusätzen wiederholte; Folge davon: Anlegen der leichteren statt der schwereren Kette und Aufschub der Vollstreckung der ihm letztzuerkannten Strafe. Auch am folgenden Tage noch äußerte sich Ramcke seinem Geständnisse gemäß, während er nach Monatsfrist dasselbe zum Zweitenmale zurücknahm. „Excellenz," führte er als Grund davon an, „sagte zu mir: wenn ich nichts gestände, könne ich sitzen, daß ich schwarz werde, und darum habe ich denn Alles eingestanden, obwohl es nicht die Wahrheit ist. Ich konnte es in meinem Gefängnisse nicht aushalten." Und über dieses Gefängniß äußerte er sich dann in einer Weise, welche, Produkt des Wahnsinns oder des Verstandes, Schauer erregen mußte. Auch verharrte er nun während der ganzen folgenden Untersuchung bei der Betheuerung seiner Unschuld.

Wir können hier nicht dem Genauern, namentlich der Vertheidigung, folgen; also nur noch kurz, daß Ramcke vom Gericht als der angeschuldigten Verbrechen überführt erklärt und zur Strafe des Rades, seine Ehefrau aber wegen Mitbetheiligung, zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt wurde. Schon befand sich Ramcke (im Laufe des Jahres

1842) auf dem Wege, der ihn nach dem Schaffote führen sollte, um die aus Rad in Schwert verwandelte Todesstrafe zu erleiden. Ein Geistlicher befand sich bei ihm, und Ramcke — sprach vom Kornschneiden und anderm verwirrten Zeug. Nur noch wenige Minuten, bis das Urtheil vollzogen werden sollte. Da, in Folge unmittelbar beim König von Dänemark, als Herzog von Holstein, eingereichter Vorstellung, welche theils die Unschuld, theils den Wahnsinn Ramcke's behauptete, (ein Herr Peter von Kobbe hatte die Vorstellung verfaßt), ward durch abgesandte Staffete der Aufschub der Hinrichtung befohlen.

Neue Untersuchung des geistigen Zustandes Ramcke's folgte nun und das Fakultätsgutachten sprach sich dahin aus: „Ramcke simulire noch (1843) fortwährend einen psychisch krankhaften Zustand, doch lassen sich die Zweifel nicht ganz beseitigen, ob durch die geübte Simulation nicht wirklich eine krankhafte Richtung seiner Gefühle und Vorstellungen hervorgerufen worden sei." Der König verwandelte hierauf die Todesstrafe Ramcke's im Weg der Gnade in lebenslängliche Zuchthausstrafe. In einer neulich nun erschienenen Darstellung des Ramcke'schen Processes kopulirte ein Justizrath Graba den blühenden Unsinn: „Er glaube, daß Kobbe Recht hatte, als er bei der Publikation in Ramcke den Wahnsinnigen erkannte, daß aber auch den Gerichten und Aerzten kein Vorwurf gemacht werden könne, wenn sie an Simulation glaubten u. s. w." Weiter sagte Hr. Graba: „Es lasse sich unmöglich ermitteln, ob Ramcke zur Zeit des Geständnisses verrückt gewesen sei oder nicht; daß er aber jetzt verrückt sei, erleide keinen Zweifel." Von wann datirt sich aber nun jener Wahnsinn? Und wenn jetzt vorhanden, war die Behandlung während der Untersuchung nicht bereits hinlänglich geeigenschaftet, ihn hervorzurufen? Ja, vielleicht auf die dort gemachten Geständnisse seinen Einfluß ihn äußern zu lassen? Sodann: Wenn jetzt wahnsinnig, (was nach Herrn Graba's Angabe zwei Aerzte bezeugen sollen), warum Ramcke noch im Zuchthaus festgehalten und nicht in eine Irrenanstalt versetzt?

Unter den bisher erwähnten Angeschuldigten hatten keine sogenannte politische Angeschuldigte ihre Anführung gefunden; das heißt: keine solche, welche wegen angeblicher Vergehen gegen den Staat oder dessen Oberhaupt (Hochverrath, Majestätsbeleidigung) in Untersuchung standen. In Bezug auf solche hat aber das geheime Verfahren seine vorzugsweisen Bedenklichkeiten. Es tritt hier nämlich der Umstand ein, daß der Staat oder das Staatsoberhaupt, also der angegriffene Theil, durch seine Angestellten gegen den Angeschuldigten die Untersuchung und die Beurtheilung des Straffalls vornehmen läßt. Durch seine Angestellten, welche vermöge Pensionirung, Versetzung (selbst der Collegial-Richter ist dieser Möglichkeit unterworfen), Beförderung oder Zurücksetzung, Nachtheil oder Vortheil von ihrem Dienstherrn und seinen obersten Dienern abhängig sind. Es ist wahr, man hat einige Dämme gegen Partheilichkeiten der Richter aufzuführen gesucht: durch staatsdienerliche Edikte, welche im Fall der Pensionirung so ziemlich ihre Zukunft sichern, und durch abgeleisteten Eid. Aber der Zauber der staatsdienerlichen Edikte strahlt ziemlich matt jenen andern Rücksichten gegenüber, und das Recht ist in so vielen Fällen zweifelhaft. Außerdem weiß man, daß der Mensch sich niemals vom Menschlichen entkleidet. Dieses Menschliche wird aber erklärt bedenklich, wenn, wie regelmäßig geschieht, die Besetzung sämmtlicher und also auch der einflußreichsten Richterstellen lediglich vom Willen der Staatsregierung abhängt. Dieser ist dann dadurch die Möglichkeit gegeben, theils durch politische Ansicht, theils durch Charakterschwäche und folgeweise leichteres Eingehen auf äußere Bestimmungsgründe, ihr zugängige Personen, an so wichtige Posten zu stellen. Beschlüsse von Behörden werden aber regelmäßig durch Mehrheiten erzielt, (sechs gegen fünf Richter können ein Todesurtheil beschließen, während bei Geschwornengerichten die Sache für den Angeschuldigten sehr viel günstiger eingerichtet ist), und folgeweise bedarf es nur einer Mehrheit, nicht Aller, um eine Behandlung, eine Verfügung, ein Urtheil aus dem Schoos der Behörde

hervorgehen zu sehen, welches auf den Angeschuldigten mehr oder minder schwer drückt.

Ausgegangen von diesen Möglichkeiten, tritt aber da die Heimlichkeit des gerichtlichen Verfahrens noch besonders drohend hinzu. Es ist in einzelnen Zügen schon früher von derselben die Rede gewesen. Nachtheil der Heimlichkeit des gerichtlichen Verfahrens ist nicht nur die Weitschichtigkeit der dabei Statt findenden Voruntersuchung, und die üble Lage des Angeschuldigten dem persönlichsten Verhalten des untersuchenden Richters gegenüber, u. s. w., sondern auch die theils nach der Natur der Sache, theils nach dem deutschen Criminalverfahren so geringen Bürgschaften, welche der Angeschuldigte für richtige Aufnahme seiner Aeußerungen zum Protokoll und folgeweise für die Grundlage des gegen ihn zu fällenden Erkenntnisses hat. Theils nach der Natur der Sache, weil es schwer oder unmöglich ist, solche Vernehmungen durch den Richter sachgetreu zu Protokoll diktirt zu sehen, und theils nach dem deutschen Criminalverfahren, weil man mit der allmählichen Abschaffung des Anklageprocesses auch die Abschaffung der bei den Vernehmungen anwesenden Schöffen verbunden hat und so an einen Commissär nebst ihm ziemlich willkührlich untergebenen Aktuar die Untersuchung als ungeschmälertes Erbe gelangte. Ein Unterschreiben der Protokolle durch den Angeschuldigten findet dabei gar nicht oder höchstens am Ende des Protokolls, also möglicher Weise am Ende von acht bis zehn Protokollbogen Statt, deren erste sieben bis neun keiner Kontrole, einer Sicherung vor möglichem Umschreibenlassen, sich erfreuen. Daß auf solche Punkte gerichtete positive Zweifel auch in einzelnen, nachher zu erwähnenden Untersuchungssachen wirklich vorgekommen, gibt eine Aeußerung des Vertheidigers Jordan's, Schantz (vergl. unten), sowie nachstehende Stelle aus der Beschwerdevorstellung des Anwaltes des Seminarlehrers Briel in Darmstadt (eines Mitangeschuldigten Weidig's): „Und wo finde ich in den Akten die Bürgschaft, daß ich von der Existenz aller andern Aktenstücke, außer den jetzt zur Sprache gekommenen, etwas erfahren habe, da z. B. das Reperto-

rium der Commissions-General-Akten geändert worden ist, u. s. w." —

Deutschland hat das Unglück gehabt, seit mehreren Jahren mit politischen Prozessen sehr heimgesucht zu werden. Unzufriedenheit mit den von den Staatsregierungen eingeschlagenen Wegen führte dazu. Zuerst um's Jahr 1817, bald nach den Freiheitskriegen, und zwar hauptsächlich bei Universitätslehrern und Studenten; dann, nach dem Jahr 1830, ausgedehnter dem Länderumfange und der Zahl der dabei sich betheiligenden Personen nach, namentlich in Folge der im Juni 1832 ergangenen Bundesbeschlüsse. Ja, das dritte Jahrzehnt unsers Jahrhunderts hielt an Gefangenschaft wegen politischer Anschuldigungen, Verurtheilungen, Bestrafungen u. s. w. reiche Erndte!

Richten wir auf einzelne politische Angeschuldigte jener Zeit und besonders der zweiten Periode unser Auge, so interessiren uns zumeist durch ihre Persönlichkeit und ihre Schicksale: in Bayern: der gewesene Professor, Bürgermeister und Hofrath Dr. Behr in Würzburg und der Doktor der Medicin Eisenmann daselbst; (Dr. Wirth, ebenfalls aus und in Bayern, und wohl neben Jenen zu nennen, erfuhr nicht die lange Untersuchungshaft wie Behr und Eisenmann, und nicht so strenge Strafe, überhaupt war schon dadurch, daß nach rheinbayer'schem Gesetz öffentlich gegen ihn procedirt werden mußte, sein Schicksal erleichtert, auch paßt deßhalb nicht sein Name unter die Ueberschrift dieses Aufsatzes); im Großherzogthum Hessen: der gewesene Pfarrer Dr. Weidig in Obergleen; und in Kurhessen: der Professor Dr. Jordan nebst seinen Unglücksgenossen in Marburg.

Zuerst hier, der Zeitordnung zu Folge, von Behr und Eisenmann zu sprechen, sind es zugleich Diejenigen, von deren Anschuldigungen bis jetzt am Wenigsten bekannt geworden ist. Denn nach einer in Bayern geltenden Bestimmung muß, wer Kriminalakten, selbst in eigner Angelegenheit, veröffentlichen will, die Genehmigung der Behörde dazu einholen; und, thut er's nicht, so trifft ihn Strafe. Durch diese stärkste und bedenklichste Ausstrahlung des geheimen

Gerichts entgeht also möglicher Weise den Angeklagten und Verurtheilten auch noch der Trost, nach empfangenem Urtheile durch Mittheilung der Akten ihren Mitbürgern zu sagen: „Seht nun, warum wir leiden!“ Wirklich war auch Eisenmann auf solche bittliche Eingabe abschläglich beschieden worden. Dawider aber zu handeln wäre um so bedenklicher gewesen, als die kleinen Erleichterungen, welche Eisenmann in seiner Haft erfahren haben soll, jeden Augenblick widerruflich sind und die Aussicht, daß die ihm zuerkannte Gefängnißstrafe „auf unbestimmte Zeit“ in sechszehen Jahren (!) sich endige, durch das Gesetz davon abhängig gemacht ist, daß der Verurtheilte während seiner Strafzeit wenigstens zehn Jahre hindurch „ununterbrochen ausgezeichnete Aufmerksamkeit bewiesen, wegen Bosheit oder Ungehorsam keine Züchtigung verschuldet und sonst unverwerfliche Proben gebesserter Gemüthsart abgelegt hat.“ Nach der an Eisenmann verweigerten Erlaubniß wäre es aber ganz vergeblich gewesen, wenn Behr um dieselbe eingekommen wäre. Und dabei hat Behr noch mehr zu verlieren, indem er, bei gleich gemessener strenger Strafe, theils älter an Jahren ist, als Eisenmann (Behr zählt jetzt 70 Jahre), theils günstigerer Verhältnisse hinsichtlich seines Aufenthaltsortes sich erfreut. Er hat nämlich schon seit einigen Jahren die Festung, worauf er als Strafgefangener sich befand, mit bayerschen Städten vertauschen dürfen. Welche Gefahr also, bei schon so vorgeschrittenem Alter, durchs Verfehlen gegen nun einmal bestehende Bestimmungen das Bischen neu erworbene Freiheit auf die Karte zu setzen und aufs Neue zu verlieren!

Außer der eben erwähnten traurigen Eigenschaft des geheimen Gerichts in Bayern, findet sich noch eine, ebenfalls sonst nicht vorkommende, dort. Auf den ersten Blick scheint sie, als öffentliche, mit dem geheimen Gericht in Widerspruch zu stehen, ist aber doch, genauer besehen, ihre echte und rechte Blüthe. Wir verstehen darunter die Abbitte der wegen Majestätsbeleidigung Verurtheilten vor dem Bildnisse des Königs, welche Abbitte öffentlich geschehen muß. Dieser Theil einer Strafe, welche schon durch das abzubüßende Gefängniß so hart ist, hat in der öffentlichen Meinung Deutschlands und selbst

Bayern's seine entschiedenste Verdammung gefunden. Auch Behr und Eisenmann mußten, ehe sie die ihnen diktirte Strafhaft antraten, jener Bestimmung sich unterwerfen. Die Untersuchung und Verurtheilung, bis dahin in den Schleier des Geheimnisses gehüllt, that sich auf, aber doch nur für jenen Akt, der nichts erkennen ließ, als eine durchs Gericht für vorhanden erklärte Majestätsbeleidigung und gemäße Behandlung. Nichts über Inhalt und Art der Majestätsbeleidigung. Nichts sonst, was über die Sache eine bestimmtere Auskunft gab. Wo öffentliches Verfahren gilt, hielte sich eine solche Einrichtung gar nicht, oder der größte Theil des Unleidlichen wäre durch die ihr vorausgegangene öffentliche Behandlung des ganzen Prozesses ihr entnommen. Nicht blos ein Hinstarren des Publikums auf den einzelnen demüthigenden Akt fände Statt.

Ungeachtet des Geheimnisses, was auf dem Genaueren von Behr's und Eisenmann's Untersuchungen ruht, ist doch über das Allgemeinere derselben Manches ins Publikum gedrungen. Danach hatte Behr im Jahr 1831 eine Flugschrift verfaßt und in Druck gegeben, ohne Censur, wie das landesgesetzlich in Bayern erlaubt ist; sie war an den damals in München versammelten Landtag gerichtet und enthielt theils Bezeichnung der in den Staatseinrichtungen vorhandenen Uebel, theils Vorschläge zur Abhülfe derselben. Behr hatte sich auf dem Titel der Flugschrift als Verfasser genannt; sie erschien in einer bayerischen Buchhandlung; sie wurde zwei Jahre lang verkauft, verbreitet, gelesen, ohne daß die Behörde Schritte dagegen gethan hätte. Einige Zeit darauf, am 27. Mai 1832, war das bayerische Verfassungsfest zu Gaibach, und Behr hielt dort einige Reden, welche in München mißfielen. „Obgleich Behr", heißt es im Brockhaus'schen Conversationslexicon, „nichts Gesetzwidriges geäußert hatte, ward dennoch eine Untersuchung für nöthig befunden." Genug, der Inhalt dieser beiden Schriften soll Anlaß gewesen sein, Behr vierthalb Jahre in Untersuchungshaft zu halten und ihn dann „wegen Majestätsbeleidigung und Hochverrathes zweiten Grades" auf unbestimmte Zeit zur Festungsstrafe zweiten Grades zu verurtheilen.

Eisenmann war von Anfange des Jahres 1829 bis Ende des Jahres 1832 Herausgeber des „bayerischen Volksblatts“. Es war längere Zeit keine Censur dafür erforderlich und so schrieb er es also auch ohne solche, freimüthig und im Sinne der Opposition. Aus diesem Blatte keimte dann nachträglich sehr viel Stoff zu der gegen Eisenmann eingeleiteten Untersuchung. „Man knüpfte Neueres mit Aelterem zusammen,“ heißt es im Conversationslexicon der Gegenwart, „und glaubte das Verbrechen der Majestätsbeleidigung, sowie andere politische Preßvergehen, in seinen Schriften zu entdecken. Nach langer Untersuchungshaft erhielt Eisenmann die Gewißheit seiner traurigen Zukunft.“

Dr. Friedr. Ludwig Weidig war geboren im Jahr 1791 zu Oberkleen, jetzt im Nassau'schen gelegen. Nach wohl verbrachter Jugend erhielt Weidig schon im 21ten Jahre das Conrektorat an der lateinischen Schule in Butzbach und von da begann sein, ihm so liebes, seinen Schülern so werthes und unvergeßliches Lehrerleben. Einfach, mäßig, genügsam, wohlthätig, ließen ihn die gesteigerten politischen Zustände seines Vaterlandes, (so zur Zeit des Franzosendrucks als gelegentlich deren Vertreibung, in den Jahren um 1819 wie in denen nach 1830), zugleich eine große politische Thätigkeit, gründend auf Vaterlands- und Freiheitsliebe, entfalten. Es lag nahe, daß Weidig bei diesem Streben zeitweise in Conflikte mit den bestehenden Verhältnissen und mit den Behörden kam. Indessen war eine in dem Jahre 1819 gegen ihn erhobene politische Anschuldigung ohne nachtheilige Folgen für ihn geblieben; ebenso eine Untersuchung mit sechswöchiger Haft verbunden, welche im Jahre 1833 gegen ihn Statt fand. Zugleich hatte diese letztere die Aufmerksamkeit der damals versammelten Landstände erregt und mit 25 gegen 15 Stimmen war von der zweiten Kammer beschlossen worden: „gegen den verantwortlichen Minister des Innern und der Justiz (Freiherrn **du Thil** in Darmstadt), „wegen der in der Sache des Rectors Dr. Weidig begangenen Verfassungsverletzungen,“ bei dem Großherzog Beschwerde zu führen. Weidig war im Jahr 1834 gegen seinen Willen von Butzbach weg, nach Obergleen unweit Alsfeld, versetzt worden.

Aber auch da gewann er sich in Verbindung mit seiner trefflichen Gattin, durch Unterricht, ansprechenden Kanzelvortrag, wahrhaft freundschaftliches, väterliches Verhältniß zu seinen Pfarrkindern, und durch Wohlthätigkeit, die allgemeinste Liebe und Achtung. Zwar ging eine dritte, politische Untersuchung gegen ihn nebenher, aber ihr Gegenstand war unbedeutend, und Weidig, dem seine Gattin bereits einen tüchtig heranwachsenden lieben Sohn geschenkt hatte, durfte ohne besondere Sorgen einer neuen Familienvermehrung entgegen sehen.

Da, im April 1835, erfolgte bei nächtlicher Weile Weidig's abermalige Verhaftung. Er wurde zunächst nach Friedberg gebracht, und dann, zwei Monate später, nach Darmstadt, wohin überhaupt die ganze politische Untersuchung verlegt worden war. Auch blieb er da, im dortigen Arresthause, bis zu seinem, am 23. Februar 1837 unter so traurigen Umständen erfolgten Tode.

Wie schon aus Früherem hervorgeht, ist es nicht die Absicht dieses Aufsatzes, über die Gegenstände der Untersuchung bei den hier zur Sprache gebrachten Opfern des geheimen Gerichts in Deutschland ausführlicher sich zu äußern. Vielmehr muß uns genügen, in dieser Beziehung nur die allgemeinsten Mittheilungen zu machen; während wir da etwas breiter anknüpfen, wo die Art der Untersuchung, mit Rücksicht auf das von uns zu behandelnde Thema, dazu auffordert. Wir begnügen uns aso, hier anzuführen, daß Weidig bei der im April 1835 erfolgenden letzten Verhaftung eröffnet wurde, er stehe wegen Abfassung und heimlicher Verbreitung von Druckschriften in Untersuchung, daß aus der Noellner'schen Schrift: „Aktenmäßige Darstellung u. s. w." hervorgeht, diese Druckschriften sollten theils hochverrätherischen und majestätsbeleidigenden, theils sonst verbrecherischen Inhalts gewesen sein, und daß ebenfalls aus der letztgenannten Schrift sich ergibt, Weidig solle an den Vorberathungen zum Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 Theil genommen haben.

Nach Noellner wurde Weidig in der letzten Untersuchung, also im Verlauf von einem Jahre und 10 Monaten, in der Hauptsache nur 32mal verhört (das Letztemal nach den

vorliegenden Protokollen am 9. Sept. 1836, also über fünf Monate vor seinem Tode). Schon hierin liegt, daß von Weidig selbst, der nach der Noellner'schen Schrift immer sehr vorsichtig und bedacht seine Antworten einrichtete, sich und seine Freunde (was man ihm wohl nicht verdenken kann) zu schonen suchte, keine wesentlichen Erhebungen über ihn gemacht werden konnten. Außerdem bemerkt aber auch Hr. Noellner in einem andern Theile seiner Schrift, juristischer Beweis der gegen Weidig erhobenen Anklagen sei nur bei wenigen Derselben geliefert; eine Verurtheilung Weidig's hätte also auf den Grund einer strengen Beweistheorie nicht erfolgen können. Sind also auch, wie Hr. Noellner angibt, die wichtigsten „Beweismittel" erst nach Weidig's Tode entdeckt worden, (neue oder ausgedehntere Aussagen von Mitangeschuldigten gehören unserer Ansicht nach niemals unter die Beweismittel), so ist doch jedenfalls hiernach gewiß, daß bis zu Weidig's Tode man in ihm zwar einen Angeschuldigten, aber weder einen Ueberführten, noch einen Geständigen vor sich hatte. Ein Umstand, welcher, wie uns scheint, im Gefolge hat, daß, abgesehen von allem Andern, schon darum die größte Rücksicht Weidig zu schenken war. Und nun dazu noch der Gebildete, der Geistliche, der von Behörden, Schülern und Bekannten stets Gerühmte, der Mann exemplarischen Lebenswandels! Wenn solche Umstände nicht mehr die Gefangenschaft so mild als möglich zu machen befehlen, dann, gestehen wir's, wissen wir überhaupt nicht mehr, warum für Gefangene, selbst wenn sie Kranke, wenn sie Sterbende wären, noch eine Milderung eintritt!

Nach Vorstehendem beschäftigen wir uns also nur insofern noch mit Weidig's Angelegenheit, als dadurch das Thema dieses Aufsatzes in ein helleres Licht tritt.

Etwas mildernd das geheime Gericht und die ihm vorausgehende Untersuchunghaft ist die Einrichtung, daß zeitweise Commissionen in den Gefängnissen erscheinen, welche die Gefangenen mit ihren etwaigen Beschwerden hören und diese Beschwerden zu Protokoll bringen. Auch in Darmstadt besteht eine solche Visitationscommission, zusammengesetzt aus einem Darmstädter Hofgerichts-

rathe, dem Kreisrathe und dem Aktuar, welche die dort befindlichen Criminalgefängnisse und Criminalgefangenen regelmäßig alle Vierteljahre einer Untersuchung unterwerfen. Obgleich die in den Jahren 1835 bis 1837 in Darmstadt befindlichen politischen Gefangenen der Rechtsprechung des Hofgerichts in Gießen unterworfen waren, so hatte man doch ganz zweckmäßig die Einrichtung getroffen, daß auch bei jenen politischen Gefangenen die Darmstädter Visitationscommission sich einfand. Bei einer solchen Visitation nun, im Dec. 1835, erklärte Weidig, daß er weitläuftige Beschwerden vorzubringen habe. Auch begann man mit deren Protokollirung, hielt aber, da noch viel derselben zurückstand, für die übrigen Berufsgeschäfte der Commission geeigneter, wenn der Aktuar ohne Beisein der Commissäre die Beschwerden Weidig's in dessen Gefängniß aufnähme. Das Hofgericht in Gießen gab hierzu seine Zustimmung. Hofgerichtsrath Georgi aber (Weidig's Untersuchungscommissär von Mitte 1835 bis zu seinem Tode), remonstrirte dagegen und wandte sich beschwerend an die Frankfurter Bundescentralbehörde. Folge dieser und weiterer Benehmungen zwischen Bundescentralbehörde, Ministerium des Innern und der Justiz in Darmstadt, Hofgericht in Gießen und Anfrage des Darmstädter Hofgerichts beim Hofgericht in Gießen, war, daß letzteres die Visitationscommission zwar auch fernerhin in Thätigkeit zu sehen wünschte, jedoch nur in Bezug auf allenfallsige Bedürfnisse und Beschwerden der Verhafteten, Verpflegung, Kleidung, Gefängnißlocal, persönliche 2c. Behandlung betreffend, und nicht zur Aufnahme von Beschwerden gegen den Untersuchungscommissär und dessen Verfahren. So blieb's denn auch; die Visitationscommission nahm keine Beschwerden der letzteren Art mehr an, und einer der Visitationscommissäre bemerkte nach Weidig's Tod amtlich: „Dahin sei wohl Weidig's Blutschrift *)

*) Es ist dieses die Blutschrift, welche man am Todestage Weidig's an der östlichen Wand von dessen Zelle vorfand, und welche so lautete: „Da mir der Feind jede Vertheidigung versagt, so wähle ich einen schimpflichen Tod von freien Stücken. F. L. W.“

zu verstehen, daß er Beschwerden gegen seinen Untersuchungscommissär diesem selbst vorbringen und von ihm dann deren Beförderung an die höhere Behörde erwarten sollte, ihm auch nicht gestattet war, solche Beschwerden selbst zu Protokoll zu diktiren."

Weidig hatte seine, bei der Visitationscommission gegen Hofgerichtsrath Georgi vorzubringenden, Beschwerden in nachstehende Abtheilungen gebracht: 1) die Erschwerung oder gänzliche Aufhebung seiner Mittheilungen an die Seinigen; 2) das Aussetzen seiner eigentlichen Verhöre; 3) die Behandlung seiner Person; 4) das Untersagen aller eigenhändigen Mittheilungen an seinen gesetzlichen Richter und an seinen Anwalt, namentlich bezüglich der Perhorrescenz seines Untersuchungscommissärs; 5) in Bezug auf seine protokollarischen Erklärungen, theils Beengung, theils Nöthigung; 6) die Begründung des Widerrufs aller seiner Protokolle. In Folge des Abbrechens seiner Vernehmungen durch die Visitationscommission, gelangte Weidig nur bis in den dritten Abschnitt. Was den ersten betraf, so erklärte Weidig unter Anderm als ihm besonders schmerzlich, daß, nach der Entbindung seiner Frau, er, ungeachtet seines täglichen Bittens durch den Gerichtsdiener, acht Tage warten mußte, bis er seine gerettete Gattin und das Neugeborne schriftlich begrüßen durfte. Eben so habe er vergeblich gebeten, sein Kind einmal zu sehen. Mehrere Briefe seiner Gattin seien ihm, trotz seines täglichen Bittens und trotz der Bescheinigung des Arztes, daß er seine Gefängnißzelle nicht verlassen könne, vier Wochen lang zurückbehalten worden u. s. w. Was die Behandlung seiner Person betraf, so gab Weidig hierüber an: Seit er den Recurs angezeigt habe gegen eine eintägige Kettenstrafe, sei er wegen Disciplinarvergehen weiter bestraft worden mit 1) viertägiger Kettenstrafe, 2) mit dreitägigem Tragen des Sprengers. Er sei ferner bedroht worden mit eintägigem Krummschließen, mit 48stündigem Sprengertragen, mit 3tägiger Kettenstrafe und endlich mit dem Farrenschwanz. Dazu seien noch die Verweise gekommen. Später verwarf das Hofgericht in Gießen die entwickelten drei Beschwerden als grundlos. Dabei ging aus dem, diese Entschließung

begleitenden Motive hervor, daß es Weidig's Anführungen der Hauptsache nach nicht als unwahr erkenne, sondern die gegen ihn getroffenen Maßregeln als Folgen seines Benehmens bezeichne.

Es ist der Raum hier nicht, der Geschichte jener sämmtlichen verschiedenen Strafen und Strafandrohungen, nach Anleitung dessen was Weidig und Georgi darüber sagten, zu folgen. (Späterhin noch erfolgte Weidig's Anfesselung an die Wand, etwa 4 bis 6 Wochen lang.) Nur mit der Androhung körperlicher Züchtigung (Schlägen mit dem Farrenschwanze oder Ochsenziemer) soll dieß nun einigermaßen geschehen.

Schon in einem Berichte vom 18. October 1835 hatte Georgi „die Anwendung anderer körperlicher Strafen" (als das Anschließen an der Wand) bei Weidig in Aussicht genommen. Nach einigen heftigen Aeußerungen Weidig's über seinen Untersuchungscommissär (beim Arzte), und da er die Befestigung der Meubles an den Fußboden durch den Gefangenwärter nicht zugeben wollte, trug Georgi nun ganz entschieden auf Anwendung des Farrenschwanzes bei Weidig an. Aber das Hofgericht in Gießen antwortete ihm, es sei vor der Hand von Anwendung des Farrenschwanzes gegen Weidig, zumal bei dessen Unwohlsein, abzusehen und der Untersuchungscommissär habe ohne Anfrage und Genehmigung des Collegs überhaupt Schläge nicht zur Anwendung zu bringen. Auch half es Hrn. Georgi nichts, daß er eifrigst versuchte, diese Bestimmung durch das Hofgericht zurücknehmen zu lassen. Indessen verlangte Georgi doch die Meinung des Arztes, „ob und welche körperliche Züchtigungen ohne Nachtheil bei der jetzigen Beschaffenheit Weidig's zur Anwendung gebracht werden könnten." Nachdem der Arzt zur Antwort gegeben, körperliche Züchtigungen könnten, außer den verschiedenen Graden der Fesselung, keine in Anwendung gebracht werden, drang Georgi auf Angabe der Gründe dieser Ansicht, welche der Arzt dann entwickelte. Nämlich: so lange die von Weidig bemerkten Beschwerden (Weidig klagte über nächtliche Visionen, argen Kopfschmerz u. s. w, dabei war sein Verhalten einigemal wie das eines Wahnsinnigen), als wirklich

oder als möglicher Weise bestehend, angenommen werden müßten, sei andere körperliche Züchtigung als Fesselung nicht zulässig, indem durch die in Aussicht genommenen Farrenschwanzhiebe nur heftige Erschütterungen in, und verstärkte Congestionen nach den schon leidenden Theilen, mit wahrscheinlich schlimmen Folgen erzeugt worden sein dürften. Zwei andere Aerzte, von dem Untersuchungscommissär über die nämliche Frage vernommen, erklärten zwar das Befinden Weidig's kräftig, um körperliche Züchtigungen ohne Beeinträchtigung des Lebens (!) zu ertragen; „ob aber," setzten sie hinzu, „nicht Farrenschwanzhiebe, einem Mann aus dem gebildeten, und insbesondere dem geistlichen, Stande beigebracht — eine Wirkung auf das Gemüth hervorbringen könnten, welche gerade bei dem schon vorhandenen Glauben, mißhandelt zu werden, Wahnsinn zur Folge haben würde, das wagen wir nicht im Voraus zu entscheiden und verwahren uns deßfalls auch gegen jede Verantwortlichkeit in dieser Beziehung."

In Folge eines neuen heftigen Auftritts zwischen Weidig und Georgi am 5. März 1836, bemerkte Dieser Jenem „zur Nachricht" ins Protokoll, „daß die geringste fernere Ungebührniß mit Farrenschwanzhieben reprimirt werde." Weidig, dem am 3. April 1836 gestattet worden war, an seine Frau zu schreiben, hatte den größeren Theil einer Bogenseite beschrieben, als Georgi auf Beendigung drang, und, da er hierauf das Geschriebene einsah, dem Weidig erklärte: Er schreibe jetzt nicht weiter; das Geschriebene könne nicht abgehen. Nach Georgi's Angabe drang hierauf Weidig auf Georgi mit dem ihm zum Gebrauch gegebenen offenen Federmesser ein (Weidig stellte diesen Umstand in Abrede; vom Gefangenwärter wurde er jedoch bestätigt). Georgi zeigte den Vorfall dem Hofgerichte in Gießen nach seiner Auffassung an, mit dem Zusatze, daß er Weidig für die Zukunft als „unter den Stock gestellt" betrachte, worauf das Hofgericht Weidig durch Georgi eröffnen ließ, „daß er bei fernerem Ungehorsam und ähnlichem widerspenstigen Betragen außer den ihm (Georgi) überlassenen, rechtlich statthaften Korrektivmaßregeln, unfehlbar schärferer, vom Hofgerichte zu erkennender Strafe,

nach Befund selbst durch körperliche Züchtigung, sich zu gewärtigen habe."

In einem Protokolle vom 19. Oct. 1836, dem letzten unter Weidig's Mitwirkung aufgenommenen Aktenstücke, werden die körperlichen Züchtigungen noch einmal gelegentlich erwähnt, nämlich in einem Vorhalte, den Georgi dem Weidig machte, daß in früheren hofgerichtlichen Verfügungen gegen ihn — einen evangelischen Geistlichen — die Zulässigkeit körperlicher Züchtigungen ausgesprochen worden sei.

Nach Weidig's Tode aber, gelegentlich der mit seinem Leichname vorgenommenen Section, stellte sich ein ganz eigenthümlicher Umstand dar. Die Aerzte fanden nämlich da „mehrere kleine, oberflächliche, bereits vertrocknete Hautwunden an der äußeren Seite des rechten Oberschenkels, in der Nähe der Hüfte"; zwei dieser Wunden durchschnitten, zeigten in der Tiefe merkliche Sugillationen (Blutunterläufe). Weiter erklärten die Aerzte jene Wunden als „die Folgen von dem grellen und heftigen Zusammentreffen mit stumpfkantigen Körpern." Die Züricher medicinische Fakultät, welche auf den Wunsch von Weidig's Brüdern den Tod Weidig's überhaupt zum Gegenstande ihrer Beurtheilung machte, sprach sich über die erwähnten Wunden dahin aus: „Weidig könne sie sich nicht wohl selbst beigebracht haben, dagegen spreche sowohl die Stelle, als ihre Beschaffenheit. Sehr wahrscheinlich seien ihm diese Wunden von einem Andern und jedenfalls mit einem nicht scharfen Instrumente, vielleicht mit einem Stocke, beigebracht worden. Die Schläge oder Stöße müßten sehr heftig gewesen sein." Die beiden Aerzte, von Hrn. Noellner nochmals um Begutachtung jener Wunden angegangen, erklärten einstimmig, daß sie die Folgen einer körperlichen Züchtigung sein könnten. Hinsichtlich der Zeit ihres Entstehens nahmen sie die letzten Tage (nicht leicht über 24 Stunden) vor Weidig's Tod an, bezeichneten die Zahl der wahrgenommenen Hautwunden mit fünf bis sechs, als Instrument, mit welchem die Verwundungen bewirkt worden, einen Ochsenziemer oder auch einen Stock. Ob Weidig sich selbst diese Verwundungen beigebracht haben könne? beantwortete der eine Arzt als rein unmög-

lich, während der andere Arzt eine solche Möglichkeit im Allgemeinen nicht in Abrede stellte, wohl aber erklärte, es hätte ihm weder früher noch jetzt gelingen können, irgend Gründe der Wahrscheinlichkeit für eine oder die andere Art hier denkbarer Möglichkeiten aufzufinden. Georgi selbst hat in der von ihm gegen K. Th. Welcker herausgegebenen Schrift, in zwei Zeilen, für „eine grobe Lüge" erklärt, „zu behaupten, daß Weidig während seiner Haft geschlagen worden sei." Hr. Noellner endlich stellte in seiner Schrift den Gründen der Aerzte „Gegengründe" entgegen. Sie sind nicht sehr überzeugend, diese „Gegengründe". Jedenfalls wird man aber in der Sache schwerlich jemals weiter gelangen, als zu Gründen und Gegengründen; eine Gewißheit wird sich nicht ergeben; und nur das wird als Lehre auch aus diesem kleineren Theile der ganzen Schauergeschichte emporsteigen: Nirgend mehr Anlaß zu möglichen Rechtsgefährdungen und thatsächlichen Ungewißheiten als beim geheimen Gerichte!

Es ist in Vorstehendem bereits mehrfach von krankhaften Zuständen Weidig's während seiner Haft die Rede gewesen. Schon im September 1835 klagte Weidig über solche und der Arzt gab zu, daß Weidig nicht völlig gesund sei. Dann konnte der Arzt wieder keine Krankheitserscheinung wahrnehmen. Unterdessen traten Strafen bei Weidig ein, er klagte abermals über Krankheit und der Arzt fand Fiebererregungen bei demselben. Am 17. Oct. 1835 erklärte Weidig, die völlige Geisteszerrüttung sei bei ihm auf dem Wege, und erzählte von Visionen, welche er die Nacht gehabt hatte. So setzte es sich fort. Der Arzt konnte keine Geisteszerrüttung bei Weidig entdecken; inzwischen gab es wieder eine fürchterliche Scene, wobei Weidig über nächtliche Erscheinungen und argen Kopfschmerz klagte. („Ich bin die Nacht von einer Tarantel gestochen worden. Ach mein Hirn, was schmerzt mich mein Hirn.") Der Arzt hielt die Wahnsinns-Aeußerungen Weidig's für Verstellung, bemerkte aber doch dabei, die wissenschaftlichen Gründe für diese seine Ueberzeugung seien „noch nicht so entschieden", daß er schon jetzt ein positives Urtheil fällen möge, und gelangte auch in einem späteren, darüber ausgestellten Gutachten zu keinem bestimmten

Ergebnisse. Neue Klagen Weidig's über nächtliche Visionen (Farrenschwanzhiebe, Tod seiner Gattin, Tod seines Bruders, eigner Tod u. s. w.), sowie über beständigen Kopfschmerz an der Stirne. Einige Monate später besserte sich dieser Zustand, und wenn etwas uns vorzugsweise an sein Vorhandengewesensein glauben läßt, so ist es, daß Weidig in seinen (zurückgehaltenen) Briefen an seine Gattin desselben als vorhanden gewesen erwähnte. Dazwischen fuhren aber dann wieder wie aufstörende Blitze die Kettenstrafen, die Androhung körperlicher Züchtigung, und Weidig, den allerdings auch der Ausgang seiner Untersuchung beunruhigen mochte, den das Schicksal seiner Gattin und seiner Kinder tief schmerzte, konnte zu keinem, ein besseres Befinden anbahnenden Zustand gelangen. Noch immer klagte er von Zeit zu Zeit über Unwohlsein. So noch am 19. Oct. 1836, beim letzten Gespräch mit seinem Arzte.

Die zeitweise Ungläubigkeit der Aerzte hinsichtlich des gestörten Seelenzustandes Weidig's hat später, gelegentlich der Section dessen Leichnams, wenigstens einigermaßen eine Widerlegung gefunden. Die Aerzte erklärten nämlich, „daß die in und auf und an dem Gehirne Weidig's vorgefundenen krankhaften Erscheinungen nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die Verstandesthätigkeit des Inhaftirten überhaupt, insbesondere aber auf den Entschluß desselben, sich das Leben zu nehmen, gewesen sein können." Aber auch ohne solche Erklärung und ohne das Vorhandensein der ihr zu Grunde liegenden, vorgefundenen krankhaften Erscheinungen in und auf und an dem Gehirne Weidig's, wäre Schreiber dieses der festen Ueberzeugung, daß entweder wirklicher zeitweiser Wahnsinn oder doch eine Gemüthsstimmung, welche zeitweisem Wahnsinn in ihren Wirkungen gleich stand, bei Weidig hervorrief, was wir von ihm in den Protokollen geschrieben lesen. Blüthen und Früchte des geheimen Gerichts!

Bei Weidig's Tod halten wir uns nur kurz auf. Es ist bekannt, daß er durch Zerschneiden wichtiger Blutgefäße durch Glasscherben herbeigeführt wurde. Aerzte und Gericht erklärten, dieses Zerschneiden sei durch Weidig selbst vorgenommen wor-

den, es sei also eine Selbstentleibung vorhanden, während die Züricher medicinische Fakultät begutachtete, „es sei weder gewiß noch wahrscheinlich, daß Weidig die Halswunde in ihrer ganzen Ausdehnung sich beigebracht habe", womit sie aber die Möglichkeit des Gegentheils nicht ausschloß. Darüber, daß Weidig zunächst von der Zeit der bei ihm durch den Gefängnißwärter entdeckten Verwundung (Morgens 7½ Uhr), und dann von 8 bis 10 Uhr, nach genommener erster Ansicht seines Zustandes durch das Gerichtspersonal, ohne Aufsuchen und Wegnahme der zur Verwundung gebrauchten Werkzeuge und ohne alle Aufsicht, verschlossen in seiner Zelle allein gelassen wurde, sowie daß selbst nach dem Eintreffen der Aerzte im Arresthaus es ungefähr noch eine Viertelstunde dauerte, bis sich das Gericht mit denselben zu dem verwundeten Weidig verfügte, gab dagegen Anlaß zu ernsten und ausführlichen Erwägungen. Die Aerzte erklärten, es sei die Möglichkeit vorhanden gewesen, daß Morgens ein schleuniges Eintreffen ärztlicher Hülfe das Leben Weidig's hätte retten können. Die Züricher medicinische Fakultät aber hielt für höchst wahrscheinlich, daß die mehrstündige gänzliche Hülflosigkeit des verwundeten Gefangenen seinen Tod wenn nicht herbeigeführt, doch wesentlich befördert habe. „Nimmt man an", setzte die genannte Fakultät hinzu, „daß Weidig sich erst nach 8 Uhr die gefährliche Halswunde beigebracht habe, so muß auch zugestanden werden, daß durch Nichtentfernung der Glasscherben und durch die versäumte Beaufsichtigung des verwundeten Gefangenen mittelbar gerade die gefährlichste Verletzung, die Halswunde, verursacht worden sei." Und dann: „Hatte Weidig sich die 4 Zoll breite, tiefe Halswunde schon vor 8 Uhr beigebracht, was unwahrscheinlich ist, so war die Rettung des Verwundeten zwar sehr zweifelhaft, doch nicht unmöglich." Gestützt auf diese Anschauungen äußerte dann auch der Referent im Darmstädter Hofgericht: „Müsse man von einer solchen Unterstellung ausgehen, so steigere sich seines Erachtens der Grad von Verschuldung (des Gerichtspersonals) zu einer Höhe, welche die Grenzen eines bloßen disciplinarischen Vergehens überschreiten

dürfte", während der Correferent, bei (wie er meinte) rechtlicher oder billiger Beurtheilung der Sache, nichts weiter zu erinnern fand. In ähnlichem Sinne wie der Darmstädter Hofgerichts-Correferent äußerte sich dann auch das Hofgericht in Gießen, und, nach Jahresfrist, erhielt Hofgerichtsrath Georgi das Ritterkreuz, sowie Belobungsschreiben der Bundescentralbehörde in Frankfurt a. M.

Und hiermit schließen wir Dasjenige, was wir über Weidig sagen wollten. Wir haben absichtlich zunächst Thatsachen gegeben, dem Leser überlassend, was sich an Betrachtung daran knüpfen ließ, und — auch das halten wir für passend — es mit einem lebhafteren Kolorit zu versehen. Denn, mag man auch zur Rechtfertigung des gegen Weidig eingehaltenen Verfahrens schreiben was man will, mag man politische Schuld, Rücksichtlosigkeit seinem Untersuchungscommissär gegenüber u. s. w. ihm aufbürden: die Ansicht hat sich nun einmal und wohlbegründet über die Sache festgestellt. Und selbst wenn sie weniger günstig für Weidig und weniger ungünstig für seinen Untersuchungscommissär wäre: in das heimliche Gericht fuhr aus der Trübfalswolke Weidig einer der vernichtendsten Blitze. Moralisch ist es bereits gefallen, und thatsächlich kann es sich nur noch als Schemen dahin schleppen.

Sylvester Jordan ward am 30. Dec. 1792 in einem zum Dorfe Axams gehörigen Weiler unweit Innsbruck von armen Eltern geboren. Nach prüfungsvoller Jugend gelangte er spät erst zum Studiren, und, nach verschiedenen Beschäftigungen im Fache der Jurisprudenz, 1821 zu einer Professur der Rechte in Marburg. Als academischer Lehrer und als Schriftsteller in seinem Fache in wohlverdientem Ansehen, ward er doch zumeist im deutschen Volke bekannt durch die Verdienste, welche er sich um freisinnige Umbildung eines vorgelegten Verfassungsentwurfs für Kurhessen und überhaupt als kurhessischer Landtagsabgeordneter erwarb. Für den Landtag von 1833 wiedergewählt, behauptete die Regierung ihn des Urlaubs bedürftig, und versagte ihm denselben. Im Juni 1839 mit großem Eclat suspendirt und im August in's Criminalgefängniß abgeführt, befindet sich Jordan

seit dieser Zeit in Haft: theils in seiner Wohnung, theils auf dem Schlosse zu Marburg. Auch trafen ihn dabei manche Familienleiden, worunter der Tod dreier erwachsener Kinder. Seinen mißlichen finanziellen Verhältnissen (Jordan's Gehalt beträgt nur 600 Thaler jährlich) suchten ihn verehrende Deutsche, nicht blos in Deutschland, sondern auch in Nord- und Mittelamerika, abzuhelfen.

Was die gegen Jordan seit 1839 geführte politische Untersuchung betrifft, so endete letztere — vorläufig — dahin, daß der Criminalsenat des Obergerichts in Marburg Jordan wegen Beihülfe zum versuchten Hochverrath (im Jahr 1833) durch Nichtverhinderung hochverrätherischer Unternehmungen vermittelst der unterlassenen Anzeige, in eine Festungsstrafe von 5 Jahren verurtheilte. Jordan hat gegen dieses Urtheil das Rechtsmittel der Appellation an den höchsten Gerichtshof des Landes, das Oberappellationsgericht in Kassel, ergriffen. Inzwischen aber fehlten seiner Rechtsangelegenheit mannigfache beredte Anwälte auf dem Felde deutscher Literatur nicht. Zunächst muß achtungsvoll hier August Boden's erwähnt werden, der nach und nach in drei Schriften um die Vertheidigung Jordan's sich bemühte, und bei dem (Boden) nur der fanatische Eifer zu bedauern ist, mit dem er sich gegen Weidig erklärte. Außerdem traten noch für Jordan: K. Th. Welcker und Ferd. Fischer, sodann Jordan in einer Selbstvertheidigung und Jordan's Schwiegervater auf. Alle behaupteten Jordan's vollständige Unschuld. Ferd. Fischer, welcher seine Schrift den Mitgliedern des kurfürstlichen Oberappellationsgerichts in Kassel gewidmet hatte, endigte so seine Schrift: „Es handelt sich hier nicht um die Frage, ob Jordan mit geringerer Strafe zu belegen, oder auch vorläufig (von der Instanz) freizusprechen? Für Deutschland ist dieß gleichgültig, gewichtig ist nur die Frage: ob er schuldig oder unschuldig ist? Das Oberappellationsgericht wird hierüber entscheiden, und wir hoffen mit Bestimmtheit, daß es gerecht und wahr urteln wird. Es ist der gewichtigste Spruch, den es vielleicht jemals gefällt hat; es urtheilt nicht blos über einen einzelnen Mann, es urtheilt über Tausende, ja Hunderttau-

sende der Deutschen, deren Herzen für Jordan schlagen. Wie aber die Entscheidung ausfalle, gewiß ist, daß über jenem Gerichte noch zwei höhere stehen: das deutsche Volk und die Geschichte." Unterdessen hat blos verlautet, daß die Mitglieder des Kasseler Oberappellationsgerichts die Exemplare der Fischer'schen Schrift, welche ihnen der Verfasser zugesandt, unaufgeschnitten wieder zurückgesandt hätten (eine eigenthümliche Weise, seine Unabhängigkeit zu conserviren!) und daß der Oberappellationsgerath G. in Kassel zum Referenten in der Sache bestellt worden.

„So wie die Schrift: Weidig's Tod, ein helles Licht auf die Natur des geheimen Inquisitionsprozesses fallen läßt, so veranschaulicht das Urtheil über Jordan und seine Mitangeschuldigten zunächst die Strafurtheile unserer deutschen Beamtengerichte, die Urtheile nach solchen Aussagen, und vorzüglich nach solchen Indicien, welche die an sich ebenfalls trüglichen Akten und Relationen aus diesen Inquisitionen entnehmen." (K. Th. Welcker in seiner Schrift: „Die geheimen Inquisitionsprozesse gegen Weidig und Jordan.")

Fünfzehn Indicien machte das Marburger Obergericht für Jordan's verbrecherische Schuld geltend, wogegen Boden bereits in seiner ersten Schrift seinen Satz beweist: „daß das Gericht aus Voreingenommenheit Alles auf den Kopf stellt und bei seinem ganzen Indicienbeweis das Gegentheil von dem folgert, was nach der Natur der Dinge und den Gesetzen des Denkens folgt."

Es ist in einem früheren Theile dieses Aufsatzes bereits nachzuzeigen versucht worden, wie der Indicienbeweis in seiner gegenwärtigen, Glück und Freiheit bedrohenden Form in genauer Verbindung mit dem geheimen Gerichte stehe und wie überhaupt die Mängel unsers deutschen Strafprozesses — seine Langsamkeit, seine Ausdüftelung hauptsächlich mit auf diesem, seinem obersten Grundsatze beruhen. Daran reihen sich aber die mannigfachsten Kerkerleiden. Wir hatten auf den früheren Seiten dieses Aufsatzes bereits Gelegenheit, manche derselben kennen zu lernen. Aber auch Jordan mußte sie in vollem schweren Maaße bestehen. Jordan sagt

selbst hierüber von sich als Drittem: „Die Behandlung des Verhafteten während des Vorverfahrens, die sich nie gleich blieb, sondern zwischen äußerster Milde und Strenge launenhaft wechselte — war überhaupt im Anfange humaner und wurde in dem Maße strenger, als sich die Voruntersuchung dem Ende näherte."

Ueber die Art und Weise insbesondere, wie Jordan's Untersuchungscommissär, der Landgerichtsrath Wangemann, die Untersuchung gegen Jordan geführt, ist Manches in Jordan's Selbstvertheidigung, und, von da entnommen, in Boden's dritter Schrift zu lesen. Nachstehend folgen zwei Züge daraus.

„Wangemann wollte Jordan auch zwingen, sich das Bett selbst zu machen, indem die Magd Jordan's nicht in dessen Zelle gelassen wurde. Jordan beschwerte sich bei dem Obergerichte, und dieses mußte den Befehl wiederholen, bis Wangemann von dem Zwange abließ.

Als Wangemann das erste Mal Jordan Papiere wegnahm, welche er für die Akten bestimmte, zeigte er sie dem Angeschuldigten vor und ließ sie von ihm auf dem Umschlage bezeichnen. Bei späteren Wegnahmen, die erst am 18. Juli 1839 endeten, fand Wangemann die angegebene Formalität überflüssig; er steckte die Papiere, ohne sie Jordan vorgezählt zu haben, in seine Rocktasche und nahm sie mit sich nach Hause, um sie dort zu Protokoll zu verzeichnen, wodurch es Jordan unmöglich gemacht wurde, die Zahl der mitgenommenen Papiere zu überwachen und so einst zu beurtheilen, ob keins derselben abhanden gekommen sei. Wirklich vermißte Jordan auch bei einem Verhöre (im Oct. 1839), wo ihm die zu den Akten genommenen Papiere zur Anerkennung vorgelegt wurden, mehrere derselben. Er erhielt zur Antwort, dies sei nicht wahr, außer den ihm vorgelegten seien von dem Gerichte keine Papiere fortgenommen worden. Jordan verlangte, daß seine Behauptung und die darauf gegebene Erklärung des Gerichtes zu Protokoll gegeben werden möchte. Dies wurde verweigert. Jordan's Behauptung war indessen gegründet; denn im December 1840 wurden in Folge eines Auftrages des kurfürstlichen Obergerichtes ihm noch 5 andere Literalien zur Anerkennung vorgelegt, die zugleich mit

den ihm in dem angegebenen Verhöre vorgelegten weggenommen worden waren."

Schantz, der Vertheidiger Jordan's, aber trug kein Bedenken, in seiner Appellationsschrift zu sagen: „Die Darstellung des Benehmens Jordan's in den Verhören und Confrontationen beruht auf den einseitigen Registraturen des Untersuchungsrichters, an deren Richtigkeit ich aus guten Gründen zweifle."

Daß übrigens Kerkerleiden auch in ihrer krassesten Weise im Untersuchungsverfahren gegen Jordan und seine Genossen nicht fehlten, geht aus dem Schicksale des Dr. Hach hervor. Von diesem Manne, „an dessen Schuld," wie Boden in seiner dritten Schrift sagt, „kein Mensch in ganz Kurhessen glaubt," heißt es dann dort weiter: „Hach wurde auf die Aussagen eines Zeugen, wie Döring, hin verhaftet und in ein enges Gefängniß gesperrt, welches bis dahin zur Bewahrung der gemeinsten Verbrecher gedient hatte, und dessen Wände mit Blut, Menschenkoth und allerlei Schmutz beschmiert waren; auf dem Ofen stand ein alter Topf mit Wasser, in der Ecke ein Eimer zur Nothdurft, das Fenster war mit einer Schalter verdeckt, jedoch unten drei Finger breit Raum gelassen, wodurch ein weniges Licht in den Behälter drang; an dem Lichtraume war in einer Scheibe ein kleines zu öffnendes Fensterchen angebracht, welches sich jedoch wegen der Schalter kaum zwei Fingerbreit aufmachen ließ. Um an dieses Fensterchen zu gelangen, wenn er ein wenig frische Luft schöpfen wollte, mußte sich der Gefangene auf eine etwa 3 Schuh ins Gefängniß hereinragende Mauer legen. Das Gefängniß hatte Mäuse und Tausende von Flöhen, weshalb einer der Obergerichtsräthe, welche monatlich die Gefangenen zu besuchen hatten, nicht in die Zelle trat, sondern vor der Thüre stehen blieb. So saß Hach 5 Monate und davon 12 Wochen mit der angegebenen Schalter."

„Hach war sein Lebenlang kränklich, stets von nervösem Kopfweh geplagt, er stand bis dahin nie vor irgend einem Gerichte. Auch während der 5 Monate war er so krank, daß jeden Tag der Arzt zu ihm kommen mußte. Die Verhöre dauerten

oft 5 ja 7 Stunden, er konnte, wenn sie beendigt waren, wegen geschwollener Beine nicht mehr allein vom Stuhle aufstehen; seine Nerven waren furchtbar angegriffen, an dem Halswirbel, so soll er erzählt haben, knisterte es ihm, wie wenn eine Elektrisirmaschine Funken sprühe. Das Ganze hatte so auf ihn eingewirkt, daß er geistig wie leiblich seiner nicht mächtig war; also konnte es nicht fehlen, daß er dem Wangemann in einem Verhöre Eingeständnisse oder vielmehr Zugeständnisse machte, welche er aber, als der Wahrheit zuwider, zurücknahm und bei dieser Zurücknahme in 15 ferneren Verhören blieb."

„Hach wurde verurtheilt, obwohl sein sehr gediegener Vertheidiger seine Unschuld siegreich darthat." — — —

Und hiermit beendigen wir den historischen Theil der Rückschau auf die Opfer des geheimen Gerichtes in Deutschland. Schreiber dieses fühlt selbst am Besten, wie unvollständig er ist, (aber wo der Raum, die ganze Gallerie aufzustellen?). — Indessen auch das Wenigere gibt wohl schon genug Anknüpfungspunkte, genug Belege. An welchen Uebeln die Jurisprudenz und noch mehr die Gerechtigkeit krankt; wie wenig man noch verstanden hat, die Anforderungen des Rechts mit dem, was die Humanität verlangt, in ein schönes, unsers Jahrhunderts würdiges Gleichgewicht zu setzen; wie die ärztliche Kunst zuversichtlich auftritt und das Individuum als vernünftig oder als unvernünftig dekretirt, während ziemlich bald große Risse in ihrem Rechnungsexempel entstehen.

Es ist ein bekannter Kunstgriff des Aristokratismus, die Länder, worin freie Einrichtungen herrschen, an ihren wirklichen oder gemachten schwachen Seiten anzugreifen und dann pausbackig den trefflichen Zustand der unfreien Länder dagegen hervorzuheben. So thut man's mit England, Frankreich und Nordamerika, und zwar in den mannigfaltigsten Beziehungen. Bald heißt es (mit einem Blick nach England): „Welche Tyrannei der großen Ackerbauer! Das ist doch nicht so in Deutschland!" Bald (mit einem Blick nach England oder Frankreich): „Welche Armuth in den untern Classen! Besonders in den Fabrikbezirken!" Aber das: „Das ist doch nicht so in Deutschland!" hat man klüglich aus

der Phrase bereits ausfallen lassen, seitdem der Name „Schlesisches Gebirg" schreckend durch die Säle der Goldpalläste drang. Auch daß, namentlich in Nordamerika, in den Gefangenhäusern und bei den dort geführten Untersuchungen häufig Unmenschliches vorfalle, hat man mit süßlich zufriedener Miene bekannt gemacht. „Und dort herrscht doch Oeffentlichkeit; dort ist kein geheimes Gericht!" —

Wie aber, möchten wir Solche anreden, wenn Nordamerika auch gar noch der Oeffentlichkeit entbehrte, wie wir, und wenn es geheimes Gericht hätte, wie wir? Welche Scenen würden dann erst jene Gefangenhäuser sehen? — Schreiber dieser Zeilen, obgleich keineswegs in den Brunnen der Nationalität gestiegen, daß er die Sonne der Freiheit nicht sehe, ist doch hinlänglich national, um zu meinen, daß, was andere Völker an wichtigen Rechtsinstituten besitzen, nicht nur im Allgemeinen für das deutsche Volk sich passe, sondern vorzugsweise in demselben, durch manches Andere begünstigt, seine Wurzeln schlagen könne. Insbesondere verglichen mit dem starren, nüchternen, praktischen Sinn des Amerikaners, möchten die deutschen Gefangeneinrichtungen, ist nur erst an die Stelle des jetzt geltenden obersten Grundsatzes ein besserer und freierer gesetzt, sich als menschlicher und gemüthlicher darstellen. Entsprechend bei andern Verhältnissen So z. B. mit Rücksicht auf die Bewirthschaftung des Bodens, wo in Deutschland durch die größere Theilung desselben schon verbreiteterer Besitz sich findet, als in dem stolzen Insellande. Nicht von der Tyrannei der großen Ackerbauer aus könnte das Princip der Freiheit, wäre es erst nur einmal da, in Deutschland Dämpfungen wie in England begegnen. Aehnlich überhaupt in Folge der Zahl nach größerer, aber der Macht nach geringerer Vermögensbesitze in unserm deutschen Vaterlande.

Aber darum will ich nicht in Abrede stellen, daß mit aller Disposition zu manchem Guten und Vorzüglichen noch sehr wenig geschehen ist, daß es sich nicht blos um den Boden und dessen Zubereitung handelt, sondern um den Geist — den Erdgeist gewissermaßen — der, wie der Geist den Körper, ihn durchweht, und um die Pflanzen, die man

wirklich in ihn senkt. Jener Geist ist gleichbedeutend mit Volksgesinnung, denn Geist bedeutet hier Sinn; jene Pflanzeneinsenkung aber, Wahl und Sich-verschaffen wichtiger freier Rechtsinstitute und ihrer Folgen, beruht auf der Volkskraft. Volksgesinnung und Volkskraft — sollte, wenn jene stät zusammenwirken, da das Dritte: Volksglück, lange fehlen?

Karl Buchner.

Der scandinavische Norden und dessen gegenwärtige und zukünftige Verhältnisse zu Deutschland.

Wenn ein Volk dahin gelangt ist, theilnehmende Blicke auf die Lebensverhältnisse und Schicksale seiner Nachbarn zu richten, deren Einrichtungen, Lage und Wohlfahrt zu prüfen und mit dem was es selbst besitzt zu vergleichen, so ist dies kein geringes Zeichen des Fortschritts in Aufklärung und vernünftigem Nachdenken über Zustände im eigenen Hause. — Es kann dem deutschen Volke nicht nachgesagt werden, daß es ihm jemals an gelehrten und kenntnißreichen Männern gefehlt habe, die es sich angelegen sein ließen Alles zu erforschen und zu beschreiben was auf Erden geschah und Bestand gehabt, weit eher noch könnte uns der Vorwurf treffen, daß von jeher bei uns viel zu viel geschrieben und gedacht, dagegen aber zu wenig gehandelt wurde, daß eben jene gelehrten Schreiber in dicken Büchern über alle Vorzüge, Mängel und Leiden der Welt gesprochen, der Leiden des Vaterlandes und dessen was ihm noth that, aber kaum wenige sich ernstlich angenommen und das deutsche Volk, trotz aller seiner großen Denker, Dichter und weisen Männer in Zuständen der Ohnmacht und Schwäche verblieben sei, die seit Jahrhunderten es oft zum Gegenstand des Spottes und der Mißhandlungen übermüthiger Nachbarn machten.

Etwas Anderes ist es, ob in einem Volke eine gewisse Anzahl unterrichteter Männer und Gelehrter, die eine Kaste bilden, wie Adel oder Priesterschaft, sich mit dem Denken und Nachdenken beschäftigt, oder ob ein ganzes Volk daran Theil nimmt, und über sein Leben, sein Dasein im Staate, seine Pflichten, Rechte und bürgerlichen Verhältnisse zum Bewußtsein gelangt. — Ein

solches allgemeines Nachdenken ist nur möglich, wenn der Mensch seine Menschenwürde erkennen lernt, wenn er einzusehen beginnt, welche Stellung ein Jeder in dem allgemeinen gesellschaftlichen Verbande, den wir Staat nennen, vernunftgemäß einnehmen muß, und wenn er sich zu fragen anschickt, woher es gekommen, daß er diesen Platz, der ihm gebührt, nicht habe, oder wodurch er verloren gegangen sei?

Nachzudenken über das Wesen bürgerlicher Rechte und Pflichten, und lebendige Theilnahme an dem Wohl und dem Fortschritt des ganzen gesellschaftlichen Verbandes, des Staates, der ein Gemeingut aller Bürger ist, zu empfinden, ist der Vorzug derjenigen Völker, die zu einem freieren Staatsleben durch stufenweise Entwickelungen gelangten, oder ihre uralte bürgerliche Freiheit und Selbstständigkeit niemals ganz verloren haben, als in Zeiten der Willkühr und Verwirrung jene Freiheit den meisten entrissen ward. Bei Völkern, wo die freien und gleichen Männer, aus denen sie ursprünglich alle bestanden, größtentheils in Knechtschaft fielen, wo ein Adel sich bildete, der den Bauernstand zu Hörigen und Erbunterthänigen machte, ihn an den Boden fesselte und mit diesem verhandelte und verkaufte, wo das Land getheilt wurde unter mancherlei Herrn nnd Fürsten, da sonderte sich Alles in Stände und Kasten. Der alte freie Volksgeist ging durch Tyrannei und Gewaltthaten bis auf die letzte Spur verloren, jeder dachte nur an sich und die eigene Noth, Unterdrückung war überall. Von der todten Masse der Nationen, welche zitternd den Herrn und deren Diener und Voigten gehorchten, war die Würde der Freiheit entwichen, in Gewalt und Entartung wurde die Unmündigkeit heilig gesprochen, oder als Treue gepriesen, der Widerstrebende, Zögernde als Verräther gerichtet.

Die Geschichte der Jahrhunderte zählt unter den meisten Völkern zahllose Beispiele für die traurige Wahrheit dieser Zustände auf, aber in Deutschland war es am schlimmsten, denn hier gab es hunderte von Herrn und kein kräftiges Oberhaupt, hier war die Hülfe auch am schwersten, die innere Schwäche am größten und die Folgen der Schmach und Erniedrigung am verderblichsten. Wie hätte es anders wohl sonst geschehen können, daß herrliche

Gränzländer im Westen, Süden und Norden von Deutschland losgerissen wurden. Wie hätten die Schweiz, Holland, die Niederlande, Burgund sich vom Reiche absagen mögen? — Wodurch könnte es selbst jetzt noch kommen, daß der Franzose den Rhein begehrt, der Däne seine Hand nach dem deutschen Schleswig ausstreckt, der Russe gierig nach den Ostseeländern blickt, der Holländer sogar, trotz aller Traktate, der mächtigen deutschen Nation die Mündungen des Rheins versperrt?! — Sie wissen, daß diese mächtige deutsche Nation innerlich noch immer ohnmächtig, getrennt und zerrissen, so willenlos und bevormundet ist, daß kein rechter Nationalgeist und Nationalsinn aufwachen konnte, sie sehen zurück auf unsere Geschichte und finden, daß die deutsche Geduld, unsere oft gepriesene Tugend, niemals ermüdet.

Und dennoch hat sich vieles geändert und manches gebessert. Unermeßliche Leiden, die über unser armes geduldiges Volk gekommen, haben endlich einen Hoffnungsschimmer der Zukunft aufgeweckt. — Das Rechtsgefühl ist angeregt worden, wir sehen es an der Theilnahme, die ein edler deutscher Mann, Jordan, überall erfährt; der Muth der Gesinnung läßt sich nicht mehr wie sonst zurückschrecken, das Gefühl, daß es besser werden muß, hat die Herzen beschlichen, es ist in das stille Haus des Bürgers und in die Hütte des Armen gedrungen, und mit ihm kam der Gedanke an eine große freie deutsche Nation, an die Mündigkeit des Volkes, an sein Recht und seine würdige bürgerliche Freiheit.

So sind es jetzt nicht mehr wenige die untersuchen, wie es aussieht im deutschen Lande und schüchtern ihre Meinung sich heimlich zuflüstern. Das freie Wort, das den freien Mann macht, und das viele andere Völker besitzen, die in Einsicht und Bildung weit hinter dem deutschen stehen, ist uns freilich noch immer verwehrt durch die Censur und den Willen der Mächtigen, dennoch aber dringt das Licht der Aufklärung in den immer erweiterten Kreis, das Volk kann nicht mehr davon zurückgehalten werden, der Antheil an dem Leben im Staate wächst, man erkennt die Mißbräuche, prüft das Bestehende und fragt nach dem vernünftigen Recht dessen, was die Zeit auf uns gebracht hat.

Es ist nicht zu läugnen, daß dies die Vortheile sind, welche

die französische Revolution für uns und alle Völker miterrungen hat. Die Gedanken über Herstellung der verlorenen Volksfreiheit, welche jener Revolution zu Grunde lagen, waren ein neuer Erwerb für die Menschheit, denn diese Freiheit war nicht mehr, wie jene aus früheren Zeiten, auf dem Bodenbesitz begründet, es war nicht mehr der freie grundbesitzende Mann, dem sie allein zu Gute kam, sondern alle Menschen sollten freie und gleiche Bürger sein, alle gleich berechtigt an der neuen Freiheit, und dieser Gedanke war zeitgemäß und gerecht, weil das Völkerleben sich im Laufe der Jahrhunderte ganz anders gestaltet hatte. Das alte Princip des Bodenbesitzes hatte sein Recht der Anerkennung verloren. Es waren Städte entstanden, Fabriken, Handel, Geldbesitz und eine große geistige Kultur, Wissenschaften, Künste, eine vielgegliederte menschliche Thätigkeit, die keinen Theil oder doch nur einen ganz unvollkommenen am Staate haben konnte, wenn dem Boden die Vertretung zugesprochen ward.

Seit der Zeit jener Revolution haben sich nun die Meinungen getheilt. In Deutschland haben die Staaten, welche nach dem Artikel 13 der Wiener Schlußakte ihren Bewohnern eine Verfassung gewährten, diese nach Ständen geordnet; in Frankreich gibt es keinen ständischen Unterschied, es gibt nur steuerzahlende Bürger und diese wählen nach Bezirken ihre Abgeordneten. Diese freie bürgerliche Vertretung hat jedoch auch bei uns viele Anhänger. Sie steht der wahrhaften Volksvertretung mit allen ihren Mängeln, dem hohen Wahlcensus und dem Unterschiede zwischen Wählern und Wählbaren, doch näher als alle ständische Verfassung. Auf Frankreich richten sich, als auf dem Heerd der bewegenden Gedanken der Gegenwart die meisten Blicke fast ausschließlich; der Antheil an Allem was dort geschieht, ist groß und erklärbar durch den wichtigen Einfluß, welchen die französische Nation auf alle Völkerzustände und vorzugsweis auf die unseren seit mehr als einem halben Jahrhundert ausgeübt hat. So kömmt es, daß wir fast vergessen was die Völker im Norden thun, jene Stammverwandten germanischer Nationen, welche die große scandinavische Halbinsel bewohnen, und dort getrennt von uns nur durch das baltische Binnenmeer, ein ziemlich unbekanntes Leben führen.

Es soll der Zweck dieses Aufsatzes sein vom Leben dieser Völker einen Ueberblick zu geben, zugleich auch nachzuweisen, wie das gegenwärtige und zukünftige Verhältniß des scandinavischen Nordens zu Deutschland sich gestaltet und gestalten kann, welchen Antheil wir also jenen Ländern zu schenken haben, welche Hoffnungen wir auf ihre Entwickelungen bauen können.

Machen wir uns zuförderst mit den Naturverhältnissen und der Lage des Landes, wie mit seinen Bewohnern bekannt, so finden wir, daß eine große Halbinsel, die einen Flächenraum von nahe an 14000 Quadratmeilen enthält, über 2000 □ Meilen also größer ist als Deutschland, vom höchsten Norden Europa's, vom Nordkap unter dem 71 bis zum 55 Grade der Breite südlich hinabzieht. Ihre nördliche Gränze ist das Eismeer, ihre westliche das Eismeer und der atlantische Ocean, östlich liegt Rußland und der bothnische Meerbusen, im Süden die Ostsee, der Sund und das Kattegat. — Diese Halbinsel, welche die Königreiche Schweden und Norwegen umfaßt, bildet eine einzige zusammenhängende Gebirgsmasse von eigenthümlicher Natur. — Der westliche und nördliche Theil ist fortlaufendes Hochland, das steil in 3 bis 4000 Fuß hohen Felsenwänden in die Wogen des atlantischen Oceans hinabstürzt. Oft sind diese wilden nackten Felsen von Gletschern und ewigem Schnee gekrönt, tiefe Spalten öffnen sich in den Bergketten und lassen Meeresarme, zwanzig bis dreißig Meilen tief ins Land dringen, das, überall zerklüftet und zerrissen, in zahllosen Klippen endet, welche aus den Fluthen hervorragen. Diese Klippen, Scheeren genannt, gehen Meilenweit ins Meer hinaus, bilden große und kleine Inseln, tauchen hier tausend Fuß hoch jäh aus den Wellen empor, sind dort kaum über dem Wasser sichtbar oder liegen ganz darunter verborgen; immer jedoch ist es dieselbe nackte Felsmasse, welche die ganze Küste 300 Meilen lang in gleicher Weise besetzt.

Man glaubt, daß in einer Zeit, welche wir nicht kennen, einst eine Revolution der Erde, das vorliegende Land von dieser merkwürdigen Felsenküste abgerissen und zertrümmert habe, denn auch die Gebirge sind mit ungeheuren Trümmersteinen überdeckt;

schwerlich aber läßt sich dafür irgend ein Beweis führen, denn dicht an den Klippen ist oft das Meer viele hundert Fuß tief. Der östliche Theil der großen Halbinsel ist sehr verschieden vom Westen. Hier senkt sich das Land zum bothnischen Meerbusen hinunter, bis es an der Küste ganz flach wird. Allein auch dort besteht der Boden aus Felsen; die fruchtbare Erde liegt, wie eine dünne Decke darüber, eine unermeßliche Menge von Rollsteinen und Getrümmer überzieht die Oberfläche und aus den Meereswogen ragen an den meisten Orten dieselben Scheeren auf, wie im Westen, nur sind sie niedriger und nicht so ausgedehnt. — Der Süden von Schweden, das den östlichen größeren Theil der Halbinsel einnimmt, ist allein eben; fast wie das nördliche Deutschland, das ihm gegenüber liegt, mit Hügelketten durchzogen und zum Kornbau besonders gut geeignet. — Durch die Mitte der Halbinsel läuft ein mächtiger Gebirgszug, der gewöhnlich Kiölen genannt wird, doch manche andere Namen hat, wobei es bemerkt werden mag, daß alle die hohen Gebirgsstöcke dieses Nordens mit wenigen Ausnahmen, nicht in Spitzen auslaufen, sondern große Massen bilden, auf deren Rücken weite Sumpfebenen liegen. Daher nennt man die nordischen Gebirge auch Felder (Fjelder), und findet sie als Dovrefjeld, Hardangerfjeld, Irtunfjeld u. s. w. auf den Karten verzeichnet. — Die Wasser auf diesen hohen Fjeldern sammeln sich in zahllosen Gebirgsseen, die ihre Abflüsse, die höheren in die tieferliegenden, haben, bis endlich ein Fluß, der die Thäler durchrauscht, sie vereint dem Meere zuführt. Kein Land in der Welt ist so wasserreich, wie diese Halbinsel, allein dennoch hat sie keinen bis ins Innere schiffbaren Fluß, weil bald die Fluthen sich zu reißend durch die Felsenbetten stürzen oder hohe Wasserfälle Schifffahrt unmöglich machen.

Die Kiölerkette trennt Schweden von Norwegen. Letzteres 5684 □ Meilen groß, ist ganz Gebirgsland, in Schweden dagegen ist der größere Theil nur Hügelland zu nennen, und in der Mitte liegt eine Kette merkwürdiger großer Seen, welche vom bothnischen Meerbusen bis an die Nordsee reicht. — Diese Seen, der Wener- und Wettersee, der Hjelmar und Mälar, sind durch Kanäle verbunden und bringen dem Lande große Handelsvortheile,

denn die Schifffahrt geht mitten durchs Land, von Stockholm bis Gothenburg. Der Göthakanal, welcher vom Jahre 1809 bis zum Jahre 1834 erbaut wurde, und zehn Millionen Thaler kostet, ist ein Meisterwerk der Baukunst, denn die Schiffe werden durch Schleusen darin über Felsen gehoben, und ein anderer Kanal, Trollhättakanal genannt, dient dazu, sie bei den großen Wasserfällen der Götaelf vorüber, in das ruhige Wasser des Flusses zu bringen.

Denken wir uns nun diese große, von dichten Wäldern und Sümpfen bedeckte, von zahllosen Seen und reißenden Bergströmen durchschnittene Halbinsel, von der weit über 200 □ Meilen unter ewigem Schnee und Eis begraben liegen; denken wir uns, wie der größere Theil derselben ein wildes Gebirgsland bildet, das, je höher nach Norden, je öder und unbewohnter wird, bis endlich nur der wandernde Lappe mit seinen Heerden halbgezähmter Rennthiere darin auf und nieder zieht; denken wir uns das Leben der Menschen, wie sie an den Küsten der Meere als Fischer wohnen, und in den Bergen, wo sie ihre einsamen Höfe erbauten, als Hirten auf den Alpen leben; denken wir uns ein Land, in welchem der Winter sieben bis acht Monate währt, in dessen äußersten Theilen eine zwei Monate anhaltende, ununterbrochene Nacht herrscht, ein Land, in welchem Bären, Wölfe und Luchse jährlich zu hunderten getödtet werden, so sollte man wahrlich meinen, ein solches rauhes, wildes Land könnte weder Kultur, noch gesittete Bewohner, noch ein geordnetes Staatsleben besitzen, und doch sind Schweden sowohl, wie das jung aufblühende Norwegen, Staaten, in denen edle und freie Völker wohnen, in denen die Triebe der Wissenschaften und Künste, des Handels und der Gewerbe sich regen, Staaten, welche eine alte und reiche Geschichte besitzen und welche schon in frühen Zeiten einen lebendigen Antheil an den Schicksalen der Völker Europa's nahmen.

Zu den Zeiten der großen Völkerwanderung, in den ersten Jahrhunderten nach Christo, kamen Germanenstämme nach Schweden: Gothen und Sveonen, welche die alten Bewohner, die Asen und Irten, in den gebirgvollen Westen drängten. — Odin, der König der Eingewanderten, stiftete eine neue Religion; einen Himmel für alle Krieger, die tapfer kämpfend in der Schlacht

fielen, das gab seinem Volke Begeisterung und unüberwindlichen Muth. Vom Könige Nor soll Norwegen den Namen bekommen haben, von König Dan, Dänemark so geheißen sein. — Jahrhunderte lang trieben diese Völker Seeraub, unter dem vereinten Namen Normannen. Sie eroberten England, Schottland, die Hebrideninseln, Irland, eroberten in Frankreich die Normandie, in Italien Apulien und Sicilien, kamen nach Rußland und Konstantinopel, und haben oft auch Deutschland verheert, bis sie von den großen Kaisern aus dem sächsischen Stamm geschlagen und vertrieben wurden. — Als das Christenthum mit seinen milden Sitten früh schon, im neunten Jahrhunderte, zu ihnen kam, wurde nach und nach ihre Raubbegier gezügelt. Aus den Seeräubern wurden Handelsleute, ihre Könige errichteten Staaten und entwarfen Gesetzbücher, ein geordnetes Leben drang in diese Einöden, deren Bewohner durch ihre Armuth geschützt, lange Zeit ihre Freiheit und Unabhängigkeit behaupteten.

Norwegen gelangte durch Erbschaft an Dänemark, und in diesem Lande, wo am frühesten sich ein mächtiger Adel herausbildete, der Bürger und Bauern unterdrückte, auch den Königen nur gehorchte, so viel ihm beliebte, kam es endlich im Jahre 1660 dahin, daß diese Adelsmacht vernichtet wurde, statt ihrer aber nicht die alte Volksfreiheit, sondern das unbeschränkte Königthum eingesetzt ward. So ist es in Dänemark geblieben fast bis zur Stunde, doch hat man neuerdings eine Art ständische Verfassung eingeführt. Norwegen dagegen, wo die Dänische Herrschaft dem Hirten- und Fischervolke nie sehr drückend geworden, hat im Jahre 1814 seine Selbstständigkeit zurück erhalten. Es ist in politischer Beziehung mit Schweden unter einem Könige vereint worden, allein es hat seine eigene Regierung und eine der freiesten Verfassungen erhalten. Der Adel ist in Norwegen für immer abgeschafft, es gibt nur freie und gleiche Bürger dort; der Bauer wählt seinen Abgeordneten für die Reichsversammlung (den Storthing) und erscheint selbst dort. Dasselbe Gesetz gilt für Alle, es gibt keine Unterschiede. So ist der Wohlstand des Staates auch mit jedem Jahre gestiegen, kein Land in Europa

hat sich so kräftig und schnell entwickelt, wie Norwegen, in keinem Lande ist des Volkes Freiheit so gut geschützt, wie hier.

In Schweden ist es dagegen ganz anders zugegangen. — In den ältesten Zeiten war es hier, wie bei allen Germanenstämmen, auch in Deutschland. Die freien Männer kamen bewaffnet in die Gemeinde, um zu berathen. Das Recht wurde von einem erwählten Richter gesprochen, der zwölf Beisitzer aus dem Volke hatte; die Könige wurden vom Volke bei Upsala, einige Meilen von Stockholm erwählt, aber diese Könige hatten keine andere Rechte als die, Anführer in Kriegszeiten und Vollstrecker dessen zu sein, was das Volk beschloß. Steuern und Abgaben zahlte Niemand, die Könige lebten vom Ertrage ihrer Güter und waren oft ärmer als manche der freien Bauern. — Nach und nach bildeten sich jedoch aus dem Volke mächtige und einflußreiche Familien heraus, welche untereinander sich verbindend, in Verwandtschaft traten und aus denen die Könige gewählt wurden. Ihr Anhang wurde mächtig, sie hatten Mittel treue Freunde und Diener zu belohnen. Aus diesen Geschlechtern entstanden erbliche Könige und ein Adel, der so lange ein Bauernadel blieb welchen jeder freie Mann erwerben konnte, der Kriegsdienst zu Pferde thun mochte, bis nach den langen Kämpfen des schwedischen Volks mit den mächtigen dänischen Königen, das Geschlecht der Wasa auf den Thron gelangte.

Erich der Vierzehnte, der Sohn Gustav Wasa's, machte zuerst Ritter, Freiherrn und Grafen, doch wurde auch dazu noch größerer Grundbesitz gefordert, und erst in den Zeiten Gustav Adolfs ward der Adelstand fest bestimmt und abgeschlossen, so, daß ohne des Königs Willen und Adelsverleihung kein Bürger oder Bauer mehr ein Adliger dadurch werden konnte, daß er einen Hof kaufte und sich zum Kriegsdienst zu Roß bereit erklärte.

Der Adel zahlte keine Steuern; die ganze Last der Erhaltung des Staates wurde dem Bauer aufgebürdet und den Städten. — Der schwedische freie Bauer war ein trotziger kühner Mann, der seine alte Freiheit liebte, allein selbst die tapferen Dalekarlier und Helsingländer wurden bald heruntergebracht, und endlich waren sie alle verarmt und entmuthigt, in keiner viel

anderen Lage, wie der Bauer in Deutschland; obgleich in Schweden niemals eine Leibeigenschaft gesetzlich statt hatte. — Was den Bauernstand immer hier in einem gewissen Werth erhielt, das war die Verfassung, die Reichsstände, in welchen auch der Bauer Sitz und Stimme hatte. — Da nun Adel und Geistlichkeit oft gegen die Könige feindlichen Streit erhoben, so suchten diese die Hülfe der Bauern und Bürger und schützten mit ihrem Ansehen jene beiden Stände dafür gegen die Unterdrückungssucht der Herrn. In gleicher Weise suchte auch der Adel die Hülfe der Bauern gegen die Ausdehnung der königlichen Macht, und so von beiden zu Zeiten gesucht und benutzt, blieb bei allen Leiden doch den Bauern das Recht, an der Verfassung Theil zu nehmen und wie schlimm es auch immer sein mochte, doch nicht ganz und gar von allem Antheil am Staate zu kommen.

Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts schienen jene Volksrechte zwar ziemlich bedeutungslos, denn der Bauernstand, welcher noch jetzt $\frac{5}{6}$ des ganzen schwedischen Volkes beträgt, war meist eine arme, elende, träge Masse, ohne Leben und Nachdenken. Die kriegerischen, eroberungslustigen Könige kehrten sich wenig an die Verfassung, sie schalteten und walteten, wie es ihnen beliebte, vergeudeten das Blut und Mark der Nation und erpreßten Auflagen, so viel sich erpressen ließ. — Der Adel war der Gefährte ihres Ruhms. Als er auffäßig wurde, ward er gedemüthigt und erst als Karl der Zwölfte im Jahre 1719 meuchelmörderisch erschossen ward, gelang es dem Adel, von neuem die Macht an sich zu reißen; doch der Zustand des Volkes wurde darum nicht besser. Das ganze achtzehnte Jahrhundert über, kämpfte in Schweden Königthum und Adel um die Herrschaft. Gustav der dritte wurde endlich im Jahre 1794 von einem Baron Ankarström auf dem Maskenballe in Stockholm ermordet, dieser Mord aber bewirkte, daß die königliche Gewalt wuchs und Gustav der Vierte bis zum Jahre 1819 wie ein völlig unbeschränkter Fürst regierte. — Dieser unglückliche Monarch wurde in Folge seines Hochmuths, seines Hasses gegen alle Freiheit des Volkes, seiner unzeitgemäßen Regierungsansichten und seines hartnäckigen Eigensinns, durch eine Adelsverschwörung vom Throne

gestoßen, auf welchen sein Oheim, der kinderlose Herzog von Södermannland, gesetzt wurde.

Schweden hatte an Rußland alle seine Eroberungen und durch den letzten unglücklichen Krieg Gustavs des Vierten auch Finnland verloren, dafür erhielt es, als König Karl der Dreizehnte den französischen Marschall und Prinzen von Ponte-Corvo, Bernadotte, den Sohn eines Advokaten in Peau, zum Nachfolger ernannt und die Nation ihn erwählt hatte, Norwegen, so, daß im Jahre 1814 die ganze scandinavische Halbinsel vereinigt wurde unter einem Könige.

Durch die Revolution von 1809 war aber auch eine neue Verfassung entstanden und diese Verfassung hatte dem Volke größere Rechte gegeben, als je vorher. Die Ideen der großen französischen Revolution hatten auch in Schweden Wurzel gefaßt, viele vom Adel neigten sich dazu, der gebildete Theil der Nation sehnte sich nach zeitgemäßer Umgestaltung des Alten, so wurden denn vom Adel manche Vorrechte aufgegeben, obgleich er immer noch genug behielt und nichts an der Art der Vertretung geändert wurde, nach welcher die Reichsstände aus Adel, Geistlichkeit, Bürgern und Bauern in vier Kammern bestehen blieben. Dagegen gelangte das Volk zur Preßfreiheit, und mit dieser zu dem mächtigsten Hebel aller Aufklärung. — Die freie Presse war bald geschäftig die Uebelstände aufzudecken. Die Reichstage wurden mit jedem male stürmischer, die Opposition gegen die Mißbräuche der Verfassung stets größer, und nur mit Mühe konnte der alte König Karl Johann bis zu seinem Tode, der 1844 erfolgte, dem Andringen Widerstand leisten.

Der Adel in Schweden ist meist arm, ein stellen- und ämtersüchtiger Hofadel, der, ohne Besitz zu haben, nur von alten Vorrechten begünstigt, die Adelskammer füllt und alles Streben nach Fortschritt vereitelt. Im Ganzen sind ungefähr 2500 adelige Familien in Schweden. — Die Geistlichkeit, welche auch politisch-wichtige Rechte und reiche Einkünfte besitzt, ist jeder Aufklärung abgeneigt, finsteren und herrschsüchtigen Geistes, eifersüchtig auf ihre Privilegien und fanatisch gesinnt gegen alle freiere Glaubensmeinung. — In Schweden ist noch die Ohrenbeichte üblich,

Kirchenstrafen werden über Verbrecher verhängt, Kirchenbuße muß öffentlich gethan und überall der Zehnten entrichtet werden. -- Kein Schwede kann Zeugniß geben vor dem Richter, ein Geschäft oder Gewerbe anfangen, heirathen oder irgend einen Act bürgerlicher Mündigkeit vollziehen, wenn er nicht das Zeugniß seines Beichtvaters beibringt, daß er seine Pflichten als Christ getreulich erfüllt. Die Geistlichkeit hat daher großen Einfluß auf das Volk, das meist, wenigstens auf dem Lande, von ihr abhängig ist, denn die Geistlichen sind auch Gemeinde- und Armenvorsteher, Schulbeaufsichtiger u. s. w., und können Strafen über Diejenigen verhängen, welche Gebete, Gesänge und die Glaubensstücke christlicher Lehre nicht gehörig auswendig lernen oder die Kirche versäumen. — Bei allen diesen Anstrengungen für des Volkes Frömmigkeit, werden jedoch in keinem Lande mehr Verbrechen begangen, wie in Schweden; in keinem Lande ist das Laster der Trunkenheit größer und allgemeiner, nirgends gibt es so viele Arme und Elende und nirgends ist die Geistlichkeit selbst dem Wohlleben, dem weltlichen Gelüste und sinnlichen Freuden mehr ergeben, als dort. — Alles ist in Schweden todte Form, so ist es auch mit dem Glauben. — Man verdammt und verfolgt Jeden der von den vorgeschriebenen Kirchengebeten abweicht, hält alle alten verrosteten Gesetze und Einrichtungen, die seit Jahrhunderten bestehen, aufrecht, flucht allen Fortschritten und aller modernen Aufklärung, aber nur in der eigennützigen Absicht, nichts an Einkünften, Ansehn und Vorrechten zu verlieren.

Jetzt hat Schweden 3,200,000 Einwohner und von dieser Zahl sind 2,500,000 Bauern, Taglöhner und Arbeiter. — Die achtzig Städte, deren es im Lande gibt, haben zusammen nicht 200,000 Bewohner, unter diesen keine 40,000 Bürger. Der Adel wird auf 14,000 Personen angegeben, Geistlichkeit und Schullehrer mit ihren Familien 23,000, den Rest bilden die Bergwerkbesitzer, Privatpersonen aller Art, die unteren Volksklassen, das Militär und die Beamten. — Die eigentliche Masse des Volkes sind also die Bauern; aber dieser mächtige Stand ist wirklich im tiefen Elende, von Branntweingenuß und Laster beherrscht, und doch ist er es, auf den die Augen der Schweden sich

richten, als denjenigen, von welchem die Besserung ausgehen soll. Denn unter ihm, unter diesen kleinen Gutsbesitzern, gibt es auch viele tüchtige und kluge Männer, die Herz und Augen für die Noth des Vaterlandes haben und von jeher hat der schwedische Bauernstand die besten Köpfe geliefert. Auf den Universitäten in Upsala und Luer studiren jährlich 4 bis 500 Bauernsöhne; Gelehrte, Richter, Staatsmänner und Beamte, die sich hervorthun, sind meist aus diesem Stande, man kann daher wohl Ursach haben den Werth desselben, bei aller Gesunkenheit der großen Menge, zu preisen.

Der Bauernstand, der Bürgerstand, ein Theil des Adels und alle aufgeklärten Männer im Lande, sind nun des festen Glaubens, daß Schweden nur dann zu einer höheren Blüthe in jedweder Wissenschaft, Geschicklichkeit und Benutzung seiner Nationalreichthümer gelangen könne, wenn es die alte Verfassung, nach welcher eine geringe Anzahl bevorrechteter Personen Vortheile genießen, während die große Masse des Volkes keinerlei Theil daran hat, durch ein neues, zeitgemäßes Reichsgrundgesetz ersetzt. — Die vier Stände, welche sich gegenseitig hindern das Landeswohl zu bedenken, sollen, als veraltete Einrichtung, verschwinden, man will eine wahrhafte Volksvertretung, in der Adel und Geistlichkeit nicht mehr besondere Rechte haben und denkt es so zu machen wie es in Norwegen ist, dessen glücklicher Zustand Neid wie Verlangen zur Nachfolge erregt.

So steht man jetzt in Schweden am Rande einer mächtigen Veränderung, welche ein ganz neues Leben, ein Volksleben, in diesem nördlichen Germanenlande erwecken muß, dessen Einfluß auch für Deutschland fühlbar und von wichtigen Folgen sein kann. — Denn wenn es den Schweden gelingt, statt ihrer unbrauchbaren Verfassung voller Privilegien, und allen den halb mittelalterlichen Einrichtungen, welche in diesem Lande noch bestehen, ein freies und gleiches Bürgerthum einzuführen, so ist der Norden Europa's wohl noch im höheren Grade, als der Westen von der größten Bedeutung für eine Umwandlung des gesammten europäischen Staatslebens und den rascheren Entwickelungen geistiger Kultur.

Die Keime, welche sich in Deutschland dafür regen, finden dann nach beiden Seiten ihren starken Anhalt, das Vereinzelte sucht seine Einheit und jene Nationen, die naturgemäß zu uns gehören, in ihren Sitten und Einrichtungen uns vielfach nahe stehen, müssen auch mit ihren Fortschritten am tiefsten auf uns einwirken können.

Die Sprache der Scandinavier, der Dänen, Norwegen und Schweden ist mit der Deutschen sehr nahe verwandt. Wir gehören sämmtlich zu einem großen Volksstamme, dessen Zweige sich über den ganzen nordwestlichen Theil Europa's ausdehnten. — Das niedersächsische Deutsch, welches an den Ufern der Ostsee und Nordsee und bis nach Westphalen hin gesprochen wird, ist wenig verschieden von der Sprache in Jütland und auf den Inseln im Belt und Kattegat. Schwedisch oder dänisch zu lernen ist daher für einen Deutschen keine große Aufgabe; er versteht schon vieles, wenn er es zum erstenmale hört. So lernen auch diese nördlichen Germanen leicht deutsch. Alle ihre gebildeten Männer verstehen und sprechen es, es wird in den Schulen gelehrt, man achtet und liebt die deutsche Nation, erkennt es gern an, daß man im Ursprung zu ihr gehörte, auch daß man vieles, ja fast Alles, an Wissenschaft, Kunst und Geschicklichkeit von ihr erhalten habe.

Es gibt jedoch noch eine andere Beziehung, weshalb der scandinavische Norden mit Antheil auf Deutschland und dessen Zustände blickt. — Die drei nordischen Reiche haben das innige Verlangen, sich zu vereinigen und ein Völkerbündniß zu schließen. — Dazu gehört, daß sie zuvörderst zu freien Verfassungen gelangen, bei denen ihnen, wie ich schon bemerkte, die norwegische Verfassung als Muster dient. — Schweden kämpft so eben für die Erfüllung dieses Vorsatzes, in Dänemark ist Verlangen und Sehnsucht groß darnach. — Die ganze Jugend der drei nordischen Reiche ist dafür begeistert, einen nordischen Bund zu schließen, durch den der scandinavische Norden wieder groß und mächtig werden soll, wie er es ehemals gewesen. — Schon im Jahre 1497 sind die drei Reiche einst vereint gewesen durch die Union von Calmar, aber Dänemark war damals der übermächtige

bedrückende Staat, welcher in langen Kriegen Schweden wieder verlor und in Jahrhunderten voll Schlachten und Verheerungen, endlich so unbedeutend wurde, wie er jetzt ist. — Jetzt denkt man nicht mehr an Feindschaft und Eroberungen. — Die Dänen auf ihren Inseln verlangen keinen Vorzug und keine Oberleitung, Alle sollen gleich und frei sein, verbunden zu einem gemeinsamen Ganzen. Alle fürchten aber Rußland als den schlimmsten und mächtigsten Gegner ihrer Wünsche und jeglicher Volksfreiheit, darum sehen sie mit so vielen Hoffnungen nach dem stammverwandten deutschen Volke, meinend, daß dieß wohl auch vieles vom Osten her zu fürchten habe, wenn es auf den Wegen der Freiheit und eines einigen großen Deutschlands fortschreiten wolle.

Die gleiche Besorgniß vor den Slaven und ihren Herrschern ist daher ein politisches Band der Gegenwart zwischen den skandinavischen Nationen und den Deutschen. Die Schweden, welche alle ihre Eroberungen an Rußland verloren haben, hassen dies als den Erbfeind ihrer Nation, von dem sie nur Böses erwarten; die Norwegen, obwohl stolz auf ihre Freiheit, sehen doch mit Besorgniß, wie Rußland, ihr nördlicher Nachbar, mit einem Griff bei guter Gelegenheit ihnen die reichen Fischereien in Nordland und Finnmarken nehmen kann, und wie sehr diese Länder schon jetzt von russischem Mehl, Hanf und andern Bedürfnissen abhängig sind, die Dänen halten den Einfluß Rußlands für das wahrhafte Hinderniß einer volksthümlichen Verfassung; so verbünden sich die drei Nationen in dem Gedanken ihren Feind an der Newa zu finden, dessen Stärke und Uebermuth sie oft schon erprobt haben und dem zu widerstehen, sie kaum anders, als mit Hülfe Deutschlands hoffen können. — Deshalb ist ihnen Deutschlands politischer Fortschritt ein theueres Pfand ihrer eigenen Freiheit, deren Sicherung sie durch die deutsche Freiheit erst gewärtigen können und schon in diesem Betracht wünschen sie es mit lebendiger Theilnahme, daß die große deutsche Nation, dies Herz der Welt, wie sie oft sagen, zum Bewußtsein seiner Kraft gelange und ein Hort für alle wahre Volksfreiheit werde.

Deutschland hat dagegen nicht minder wichtigen Grund seine Theilnahme jenen stammverwandten Nationen und ihrem Bestreben nach volksthümlichem Fortschritt zu schenken. — Auch wir können uns nicht läugnen, daß der Widerstand gegen unsere Entwickelungen vom Osten kommt und die Zukunft von dort am meisten droht. — Das große Volk der Slaven besitzt mehr als die Hälfte Europa's; der Czar der Russen hat sechszig Millionen Unterthanen, die seinen Winken unbedingt gehorchen. — Andere Sitten, andere Gesetze und Gewohnheiten herrschen dort. Das Volk, meist im halbbarbarischen Zustande, alles Fremde, auch das Deutsche hassend, lebt in Abgeschlossenheit, von der die Kultur gewaltsam durch feste Verschließung der Gränzen entfernt wird. Der Czar ist allmächtiger Gebieter, der keinen Willen neben dem seinen duldet; seine Macht ist die Stütze alles Absolutismus, seine Freundschaft jedem gewiß, der sich dem Drange nach freier Volksverfassung wiedersetzt, klug weiß er die herrschenden Familien mit seinem Hause zu verbinden. — Zu Rußlands besonderer Stärke gehört es nun auch, daß es mit seinen Flotten das baltische Meer beherrscht. So lange den Slaven das Meer verschlossen war, hatte ihre Macht wenig zu bedeuten; diese war in den ungeheuren Steppen des Ostens eingeschlossen. Jetzt aber gehört ihm der bedeutendste Theil des Ostseebeckens. Die ganzen Küsten des finnischen Meerbusens, der größere Theil des bothnischen Busens sind sein; es reicht bis zum Eismeer und südlich hinunter bis an die Ufer des schwarzen Meeres, so umspannt es mit beiden Armen Europa, immer bereit, mit den stets geöffneten Fingern weiter zu greifen.

Schweden, Dänen und Deutsche haben außer Rußland noch Theil an der Ostsee, aber die Deutschen besitzen kein Kriegsschiff ihre Küsten zu beschützen, auch keinen Kriegshafen, der eine Flotte aufnehmen könnte. Bei jedem feindlichen Zusammenstoß mit Rußland, würden die deutschen Küsten allen Schrecken der Verheerung ausgesetzt sein, von denen uns die Zeiten des siebenjährigen Krieges fürchterliche Beweise geliefert haben. Einst waren die Deutschen ein mächtiges seefahrendes, Volk, das die Meere beherrschte und noch jetzt haben wir gegen 8000 Schiffe, auch

mehr als 100,000 Matrosen, welche den besten der Welt nicht nachstehen und eifrig überall gesucht werden, allein bei unserer inneren Theilung fehlt dieser deutschen Seemacht so sehr die nöthige innige Kraft, daß wir kaum von anderen Nationen genannt und beachtet werden, obwohl wir der Zahl nach weit mächtiger sind, als sie. — Wir haben keine Flotte, allein die nordischen Staaten besitzen große Kriegsschiffe in Menge, die ihnen jetzt sehr unnütz und eine kostspielige Last sind, im Fall eines Krieges mit Rußland aber, vereint, wohl im Stande wären die russischen Kriegsflotten zu schlagen und zu vernichten. — Dänemark und Schweden können zwanzig Linienschiffe, eben so viele schwere Fregatten, eine große Zahl leichter Kriegsschiffe und eine Ruderflotille aufstellen, die mit der norwegischen vereint acht hundert Bomben und Kanonenschaluppen zählt. Die nordischen Staaten vermögen dazu leicht hunderttausend Seeleute aufzubringen; ihre Kriegsflotten sind mit 50,000 Matrosen bemannt.

Preußen hat ungefähr zwei hundert Kanonierschaluppen und eben jetzt erst beginnt man einige leichte Kriegsfahrzeuge und Kriegsdampfbote zu erbauen. Schweden hat fünfzig Dampfbote; Dänemark und Norwegen zehn.

Wenn einst eine Zeit erscheint, in welcher ein Kampf um die Herrschaft in der Ostsee entsteht und das Ungewitter, das, wie unsere Staatsmänner und Politiker sagen, von Osten Deutschland bedroht, wirklich über uns hereinbricht, dann werden die skandinavischen Völker uns tapfere, getreue und begeisterte Verbündete sein. Sie werden mit uns gegen einen Feind kämpfen, der ihr Nationalleben behindert, den sie alle glühend hassen; sie werden uns als ihre naturgemäßen Freunde und Brüder ansehen und mit Niemandem lieber ein festes Schutz- und Trutzbündniß schließen zur Aufrechthaltung der Völkerfreiheit und der Nationalität.

Die gegenseitige Theilnahme Deutschlands und des scandinavischen Nordens ist aber nicht allein vom politischen Standpunkte aus anzuregen, es sind nicht nur die Fortentwickelungen moderner Kultur und jener bewegenden Ideen, welche jetzt mehr oder minder die Sympathieen aller Völker erwecken, wir haben, wenn wir die Wechselwirkungen der Verhältnisse überblicken, welche

zwischen uns und jenen nordischen Stämmen obwalten, auch danach zu fragen, welche gegenseitigen Vortheile wir in materieller Beziehung, in Austausch der Produkte und Erzeugnisse aus ihrer Freundschaft ziehen können? Denn durch nichts wird das Interesse der Völker so befördert, als durch die Verbindungen, welche Handel und Verkehr erzeugen; auch beruht kein geringer Theil der Besserung, welche wir von der Zukunft hoffen darauf, daß durch die Freiheit der Völker sich das Wohl des Gemeinwesens hebe, die bittre Noth und Armuth so vieler menschlicher Wesen verschwinde, alle menschliche Thätigkeit sich ungestört und ungehemmt entwickle, Handel und Wandel von seinen Fesseln sich erlöse, Jeder in seiner Weise arbeite, Niemand zehre auf anderer Leute Kosten; daß keine Beamtenheere die Unterhaltung des Staates vertheure, und die ungeheure, stets sich vergrößernde Kluft zwischen arm und reich, vornehm und gering möglichst ausgefüllt werde, durch den freien Zutritt eines Jeden zum Glück des Lebens, zum Schaffen und Erwerb. — So lange der Arme drückende Steuern, zahlt der Reiche verhältnißmäßig am wenigsten; so lange Stände und Vorrechte die Menschen in Klassen theilen mit ungleichen Ansprüchen, Sonderrechten und Privilegien, die man wohlerworbene nennt, so lange ist freilich keine wahre Besserung zu erreichen, allein schon empfindet man überall, daß die Reform nothwendig und die Gesellschaft andere, neue Grundlagen nöthig hat, wie ihre fortgeschrittene Erkenntniß diese verlangen.

In Schweden, noch mehr aber in Norwegen, war das Volksleben Jahrhunderte lang ein stilles und heimliches, das fast ganz von der übrigen Welt getrennt war. Die hinten in ihren Bergen wußten nicht was außer diesen vorging; sie bewahrten die Sitten ihrer Väter, deren Satzungen und Rechte und waren zu arm, um den Ehrgeiz und die Unterdrückungssucht zu reizen. — In Schweden rissen dann die ruhmsüchtigen, eroberungslustigen Könige das Volk in ihre Kriege, der Adel bemächtigte sich des besten Landes und zwang das Volk die Staatslasten zu tragen. In Norwegen dauerte der lange Traum unter den dänischen Statthaltern bis zur neuesten Zeit fort. In die wilden hohen Gebirge kam kein Mensch so leicht, dort wuchs kein Korn, das

Volk litt oft Hungersnoth, Steuern waren nicht zu erpressen, Getreide mußte jährlich eingefahren werden.

Norwegen und Schweden sind keine kornreichen Länder. Kaum hat es Schweden jetzt dahin gebracht, daß es in guten Jahren keiner Einfuhr mehr bedarf, bei Mitteljahren oder gar bei Mißwachs muß es 4 bis 600,000 Tonnen Getreide einführen. Norwegen ist noch nicht so weit gelangt, es kann die 1,300,000 Einwohner, welche es jetzt zählt, nicht ernähren. — Die Menschen im Gebirge leben meist von Haferbrod, früher sogar oft von getrockneter Birkenrinde, welche mit Mehl vermischt zu einer ungesunden Nahrung, dem Birkenbrod, verbacken wurde. — Jetzt ist dies Birkenbrod in Norwegen verboten, so auch in Schweden, aber Norwegen muß jährlich einige hunderttausend Tonnen Getreide einführen und wird dies immer thun müssen, denn, wenn der Ackerbau steigt, steigt auch die Bevölkerung und der beste Theil des vorhandenen, kulturfähigen Bodens ist in beiden Ländern vollständig benutzt.

In Schweden ist seit dem Jahre 1816 bis jetzt die Bevölkerung um eine Million gewachsen, so daß es jetzt 3,200,000 Einwohner zählt. Der allergrößte Theil derselben (2,500,000) treibt Ackerbau und Viehzucht, aber es wirft ein bezeichnendes Licht auf die Naturverhältnisse dieses Nordens, daß diese $\frac{5}{6}$ der Gesammtbevölkerung nicht im Stande sind, das nöthige Korn und Fleisch dem kargen Boden abzupressen. Butter, Speck, Talg, Fleisch, Getreide muß aus Finnland, Dänemark und Deutschland eingeführt werden und wenn man nun auch glauben kann, daß, wenn einst der Boden besser vertheilt ist, wenn die Lasten sich vermindern, wenn die Freiheit des Volkes diesem eine größere Regbarkeit und Thatkraft verleiht, Ackerbau und Viehzucht zu glücklichen Fortschritten gelangen werden, so scheint es doch nicht denkbar, daß bei einer in demselben Verhältniß steigenden Bevölkerung Schweden dahin gelangen werde, die Getreideeinfuhr ganz zu entbehren.

Durch diesen ganzen Norden ist das Leben der Einwohner nicht wie bei uns in dicht bewohnten Stätten, in Städten und Dörfern, gesammelt. Die Menschen leben in Höfen, welche

zerstreut und vereinzelt zwischen Felsen, Wald und Feldern liegen. Nur im Süden Schwedens ähnelt das gedrängtere Zusammenwohnen dem in Deutschland. Hier gibt es Städte, Flecken und Dörfer; höher hinauf im Norden und in ganz Norwegen findet man die Städte fast nur an den Küsten, selten eine Stelle, auf der, um die Kirche gereiht, eine Anzahl hölzerner Häuser beisammen stehen. —

An den Küsten haben sich die Städte und die Landescultur festgesetzt. Stockholm, Gothenburg, Gefle, Karlskrona, Calmar, Christiania, Bergen, Drontheim, alle die ersten und größten Städte des scandinavischen Nordens sind See- und Handelsplätze. — Dies deutet auf die eigentliche Beschaffenheit der großen Halbinsel. Im Innern voll Wald, Seen, Einöden und Gebirge, und zwischen diesen, einsames Menschenleben; an den Küsten Handel und Städte; dies zeigt auch zugleich an, worin ihr vornehmlichster Handel bestehen muß. — Das Meer liefert Fische, die Wälder Holz, die Gebirge Metalle.

Fische, Holz und Mineralien sind in der That die einzigen Produkte Schwedens und Norwegens. Von den schwedischen Küsten hat sich in der letzten Zeit der Häring fast ganz zurückgezogen, die Wälder an den Küsten sind umgehauen und schlechte Forstwirthschaft hat es dahin gebracht, daß wenig Holz ausgeführt werden kann, dagegen haben die unermeßlichen Schätze an Eisen, welche es besitzt, die Ausfuhr von Jahr zu Jahr gesteigert, und nur die unpassende Bevormundung des Bergbaues, die Privilegien, das herrschende Prohibitivsystem und die hemmenden Ausfuhrsteuern auf Eisen tragen die Schuld, daß Schweden noch immer nicht den rechten Nutzen von seinem Reichthum ziehen kann. — Durch das Land, vom hohen Norden bis zum Süden, sind unermeßliche Eisenmassen abgelagert. In den Lappmarken besteht ein ganzer Gebirgsstock, der 1800 Fuß hohe Galivare fast ganz aus gediegenem Eisen. Dieser allein würde hinreichen, alle Bewohner der Erde auf viele hunderttausend Jahre zu versorgen, doch die Eisenadern gehen durch das ganze Land, überall wird Erz gegraben, in vielen der größten Bergwerke liegt es dicht unter der Bodenfläche und wir dürfen nur die berühmten Gruben

von Dannemora, neun Meilen von Stockholm, erwähnen, wo man seit Jahrhunderten arbeitet, dennoch aber nur einen sehr kleinen Theil des vorhandenen Eisensteins ausgebeutet hat. Sechs hundert tausend Tonnen Eisen werden jetzt jährlich von Schweden ausgeführt, sobald jedoch die Handelsverhältnisse und die Industrie freier werden, muß sich diese Ausfuhr vervielfachen. Kein Land in der Welt kann mit England besser concurriren als Schweden. Das schwedische Eisen ist das feinste und vortrefflichste, zur Stahlfabrikation am brauchbarsten, zum Schmieden von Ankerketten fast allein zu verwenden, so daß England, trotz der Massen von Eisen welche es selbst besitzt, jährlich mehr als $\frac{1}{4}$ der ganzen Eisenausfuhr Schwedens an sich kauft und weiter verarbeitet.

Außer Eisen führt Schweden 6000 Schiffspfund Kupfer aus; so auch Norwegen Eisen und Kupfer, aber das norwegische Eisen ist bei weitem nicht so gut, als das schwedische. Dafür hat es aus seinen Wäldern weit mehr Holz als Schweden, endlich aber die Fische im Meere, welche seinen reichsten und größten Handelsartikel bilden. An der ganzen Westküste Norwegens, besonders aber bei Bergen und Stavanger, wird Häringsfang getrieben und jährlich wenigstens 500,000 Tonnen Häringe ausgeführt, die meist nach Preußen, Polen und Rußland gehen. Nicht minder wichtig ist die Kabliaufischerei bei den Lofodeninseln in Nordland jenseit des Polarkreises, wo 16 bis 20 Millionen Fische jährlich gefangen werden, die gedörrt und gesalzen, als Stock- und Klippfisch, vorzüglich nach Italien und Spanien verschickt werden, in jenen katholischen Ländern als Fastenspeisen dienen, auch nach Deutschland in nicht unbeträchtlicher Menge gelangen.

Außer diesen Hauptprodukten führen die scandinavischen Länder vielerlei Rohmaterialien aus, wie: Alaun, Potasche, Pech, Kobalt, Blaufarbe, Theer, Tauwerk, Thran und Leder. Dagegen führen sie ein: Kaffee, Baumwolle, Zucker, Gewürze, Südfrüchte, Seife, Oel, Hanf, Wein, Branntwein, Tabak, alle Modeartikel, allerlei Baumwollen-, Wollen- und Seidenstoffe, feine Eisenwaaren, kurze Waaren, Glas, Porzellan, Mobilien, Kleidungsstücke, die meisten Fabrikerzeugnisse.

Norwegen hat fast keine Fabriken, Schweden nur dem Namen nach viele, denn trotz dessen, daß in den Listen von 1840 2176 Fabriken stehen, so beschäftigen diese zusammen doch nur 15,410 Arbeiter. — Der gewerbliche Zunftzwang beschränkt die Industrie und der allergrößte Theil der sogenannten Fabriken sind nichts wie gewöhnliche Handwerksstätten. Daher kommt es denn, daß das meiste der gangbaren Stoffe vom Auslande bezogen wird, auch ist es sehr zweifelhaft, ob bei größerer Handels- und Gewerbefreiheit in vielen Fällen das Fabrikwesen wachsen kann, wenigstens wohl nicht mit bedeutender Veränderung im Verhältniß zum zunehmenden Verbrauch, der stets mit größerer Billigkeit und Freiheit des industriellen Betriebs verbunden ist. — Schweden, das vor zehn Jahren eine Ausfuhr von 12 Millionen Thalern und eine Einfuhr von gleicher Durchschnittssumme hatte, hat jetzt eine Ausfuhr von 20 und jährliche Einfuhr von 18 Millionen Thalern schwedische Banco (der Thaler Banco 18 Sgr. preußisch). — In Norwegen, das 1838 eine Ausfuhr von 4,760,000 Speciesthalern und eine Einfuhr von circa 4 Millionen Species nachwies (der Species 1½ Thlr. preußisch), ist beides in den letzten Jahren nicht unbeträchtlich höher gestiegen. — Beide Länder wachsen bedeutend an Einwohnerzahl und Kultur; in beiden ist ein überwiegender Bauernstand, welcher bisher noch wenig verbrauchte, einsam wohnend seine Bedürfnisse größtentheils selbst fabricirte, nach und nach aber immer mehr in das große industrielle Leben der Völker gezogen, bekannter wird mit der Welt und was diese erzeugt, so daß die 5,000,000 Menschen, welche in der scandinavischen Halbinsel leben, mit jedem Jahre eine vermehrte Einfuhr von Gegenständen nöthig haben, die sie, aus einfachen Naturzuständen erweckt, nicht mehr missen können.

Fragen wir nun, welche Nation am meisten dabei betheiligt ist, den scandinavischen Norden mit dem zu versorgen, was er bedarf, so ist dies keine andere als die deutsche. — Der Handelsverkehr Deutschlands mit dem Norden ist seit einem halben Jahrtausend vorzugsweis in deutschen Händen. — Der mächtige Bund der Hansa hatte schon im vierzehnten Jahrhundert in Norwegen und Schweden seine Handelscomptoire. Damals war es

das Haupt der Hansa, die Stadt Lübeck, welche ihre Flotten nach Bergen und Stockholm sandte, den Königen von Dänemark, Schweden und Norwegen mehr als einmal Gesetze vorschrieb, die mit dem Schwert in der Hand von den siegreichen mächtigen Kaufleuten diktirt wurden. — Lübeck duldete keinen Nebenbuhler; es versorgte den Norden ausschließlich, und vernichtete die Flotten der Dänen, wenn diese den Sund sperren und einen Zoll von ihren Schiffen erheben wollten, der jetzt, als eine Schande unserer Schwäche den deutschen Handel wie allen Handel in der Ostsee bedrückt. In Bergen und Stockholm war ihre Macht so groß, daß diese Städte lange Zeit fast als deutsche Handelskolonieen, namentlich Bergen, zu betrachten waren. Noch jetzt ist in beiden Orten die deutsche Sprache sehr bekannt, noch jetzt sind deutsche Gemeinden dort, deutsche Kirchen, wo in deutscher Sprache sonntäglich gepredigt wird. — Die Könige von Dänemark sind deutschen, holsteinischen Stammes, Pommern und Mecklenburg haben auch Schweden deutsche Fürsten gegeben, viele deutsche Männer kamen in diese Länder, dort zu wohnen und in den Zeiten des fünfzehnten Jahrhunderts, wo die Ostsee an den pommerschen und mecklenburgischen Küsten von deutschen Seeräubern wimmelte, die in der Stadt Wismar ihre feste Räuberburg hatten und in der Geschichte als Vitalien und Hutbrüder vielfach bekannt sind, waren es diese tapferen Flibustier, welche Jahre lang gegen die Dänen und Christian den zweiten, den Tyrannen, fochten, Stockholm vertheidigten und endlich überwunden einen Vergleich schlossen, durch welchen ihnen Wohnungen, Rechte und Freiheiten in Schweden eingeräumt werden mußten.

Als die Macht der Hansa gebrochen war durch die Macht der Fürsten, durch das Auffinden neuer Handelswege, durch das Aufblühen der Niederlande und Englands, blieb doch immer ein bedeutender Theil des scandinavischen Handels bei Lübeck und Hamburg. Kein Einwirken der verschiedenartigsten Verhältnisse und Schicksale der Zeiten hat die Wechselwirkungen zerstören können, welche Deutschland und Scandinavien naturgemäß verbinden und wie oft auch England versucht hat diesen Handel an sich zu ziehen, so sind seine Bemühungen doch größtentheils

ohne Folgen geblieben, weil ihnen die erforderlichen Grundlagen mangelten.

Und so ist es in diesem Augenblick nicht allein noch der Fall, es sind vielmehr die Handelsverbindungen in neuester Zeit noch höher angewachsen und haben durch Gewohnheit, Vortheile, Credite und Waarenabnahmen eine solche Festigkeit erlangt, daß schwerlich jene Länder von der Versorgung durch Deutschland anders als durch gewaltsame Erschütterungen losgetrennt werden können.

Um dies zu verstehen muß man wissen, daß es in Hamburg, vorzüglich aber in Altona, viele große Handelshäuser gibt, welche sich ganz mit dem norwegischen Handel beschäftigen. — Durch die Halbinsel reisen Jahr aus Jahr ein die Agenten dieser Häuser, besuchen alle Städte und verkaufen die verschiedenartigsten Waaren nach mitgeführten Proben. — Der norwegische wie der schwedische Kaufmann ist mit wenigen Ausnahmen nicht reich; er bedarf nicht allein langer Kredite, sondern auch sogenannter Blancokredite, d. h. man muß ihm borgen im Vertrauen auf seine Ehrlichkeit, ohne die geringste Deckung zu besitzen. Der Kaufmann in Norwegen muß seinerseits wieder den Bauern im Lande und den Fischern an der Küste Alles, was diese bedürfen, creditiren bis der Landbesitzer sein Holz oder sein Vieh verkauft, der Fischer zur Fischzeit, seinen Fang dafür liefert. — So ist der Handel meist ein Tauschhandel und dieser setzt sich häufig auch ins Ausland fort, denn der Kaufmann liefert den Geschäftsfreunden Thran, Eisen, Fische, Holz oder Felle für ihre Waaren. — Natürlich gehen, wenn schlechte Zeiten oder Unglücksfälle eintreten, den deutschen Creditoren zuweilen bedeutende Summen verloren; vor Ablauf eines Jahres darf Niemand hoffen seine Forderungen bezahlt zu erhalten, und kein anderes Volk, am wenigsten die Engländer, werden sich mit einer solchen Art von Handelsverkehr befassen, der viele Uebelstände enthält, doch auch beträchtlichen Gewinn abwirft, wenn Alles gut geht. Norwegen und Schweden haben nicht Geld genug, um bedeutende Einkäufe zu machen; es sind nicht genug Verbraucher im Lande, um etwa Handel aus erster Hand zu treiben, Colonialwaaren aus Westin-

dien zu holen, ganze Schiffsladungen Kaffee, Zucker, Baumwolle u. s. w. Die nordischen Völker bedürfen Freunde, welche ihnen in kleinen Parthieen und zu allen Zeiten ablassen, was sie nöthig haben, dafür aber auch mit der Bezahlung warten, bis sie gerade bei Gelde sind, oder ihrerseits Waaren dafür annehmen, wie sie das Land erzeugt. — Wenn dies nun die Engländer nicht thun, welche es theils nicht können ihres Zollsystems wegen, theils nicht mögen der Kleinlichkeit halber, so gibt es keinen anderen Nebenbuhler, denn wer mit den Norwegern und Schweden handeln will, muß ihnen vielerlei verkaufen: Kaffee und Zucker, Bürsten und Mützen, Nägel, Glas, Fayence, Tapeten, Möbel, Instrumente aller Art, kurz er muß ein Handelsgewölbe ganz und gar ausrüsten können und das thut nur der deutsche, für diesen Handel besonders unterrichtete Kaufmann, der in der Hoffnung aus vielem Gewinn zu ziehen, sich nichts daraus macht, eine ganze Masse der verschiedenartigsten Aufträge auszuführen. Daher kommt es denn, daß von Deutschland aus das Allermeiste bezogen wird, was Schweden und Norwegen einführen und zwar von Lübeck aus, was nach Schweden geht, von Hamburg und Altona, was Norwegen bedarf. Hierin liegt nun der Grund, daß jene Städte fast ausschließlich das Privilegium dieses Handels besitzen, an dem die Handelsplätze an der Ostsee, Stettin, Danzig, Königsberg bis jetzt eben so wenig bedeutenden Theil nahmen, wie Bremen oder Emden am deutschen Meere.

Dänemark, das reich an Getreide und Vieh ist, liefert beides vorzugsweis an Norwegen und Schweden, so daß es jährlich wohl 3 Millionen Species aus diesem Handel zieht. Manufakturwaaren u. s. w. muß es dagegen ebenfalls von Deutschland kaufen, es kann also dem deutschen Handel um so weniger ein Nebenbuhler sein, da es die Produkte der Halbinsel nicht gebrauchen, auch bei eigener Armuth keine Kredite geben kann. Rußland nimmt Fische und liefert dafür Getreide, Talg, Hanf, Segeltuch und Oel; Preußen braucht Häringe, Eisen und Thran und gibt dafür Getreide und leinene Waaren, beides aber nur im geringen Maße. Was Norwegen dagegen allein von Hamburg und Altona 1838 einführte, wollen wir hier in den Hauptartikeln

kurz anführen: Kaffee 2,123,613 Pfd., Zucker 2,603,254 Pfd., Thee 50,000 Pfd., Tabak 462,327 Pfd., Reiß 296,154 Pfd., Baumwollenmanufakturwaaren 190,037 Pfd., Baumwollengarn 87,794 Pfd., wollne Waaren 180,585 Pfd., seidne Waaren 7625 Pfd., leinene Waare 88,357 Pfd. Außerdem liefert es den größten Theil aller eingeführten Modewaaren, kurzer Waaren, Glas und sämmtlicher Artikel ähnlicher Art. — Dagegen hat England in demselben Jahre geliefert: baumwollne Manufakturwaaren 78,314 Pfd., Garn 224,418 Pfd., wollne Waaren 51,239 Pfd., Leinwand 19,065 Pfd., Steinkohlen 172,182 Tonnen, Fayence 410,169 Pfd.

In Schweden führte 1840 ganz in derselben Weise Lübeck für 4,298,960 Bankthaler Waaren ein, Preußen für 99,110 Thlr., das übrige Deutschland für 514,840 Thaler. Die Einfuhr aus Deutschland betrug daher $\frac{1}{3}$ der ganzen Einfuhrsumme; die Ausfuhr nach Deutschland 3,348,752 Thaler, $\frac{1}{6}$ der ganzen Ausfuhr. — Preußen, das nicht für 100,000 Thaler nach Schweden ausführte, führte davon ein für 1,330,770 Thaler. Lübeck und Hamburg, welche fast den ganzen Handel besitzen, erhielten von Schweden nur für 937,810 Thaler Waaren. — England, die vereinigten Staaten Amerika's und Dänemark, sind die vorzüglichsten Abnehmer der schwedischen Produkte, namentlich des Eisens. Außer Deutschland führen Norwegen (Fische) und Brasilien (Colonialwaaren und Baumwolle) das meiste in Schweden ein.

Wir sehen aus dieser Uebersicht, daß von Deutschland aus nach den scandinavischen Reichen wenigstens jährlich für 10 Millionen Thaler an Waaren und Produkten ausgeführt werden, von welcher Wichtigkeit also die Handelsverbindungen mit diesen Ländern sind, mit welchem Interesse wir das Aufblühen derselben zu beachten und ihre Sympathieen uns in jeglicher Beziehung zu erhalten haben. Es frägt sich nun, ob wir uns nicht in der Zukunft noch Bedeutsameres von dieser Freundschaft versprechen und ob sich in commerzieller, wie in politischer Beziehung das Band nicht noch weit fester knüpfen läßt, das zwischen uns und ihnen sich schließt.

Eine neue Zeit ist gekommen, in welcher eine der wichtigsten Erfindungen, die jemals das Menschengeschlecht gemacht, die schönsten Hoffnungen erweckt, daß die Kulturvölker Europa's zu dem friedlichen Glück der Industrie rascher und vereinter fortschreiten. Eisenbahnen und Dampfmaschinen sollen die Hebel eines neuen Lebens sein, welches die Völker verbindet, Kriege nach und nach unmöglich macht und den Ideen des Fortschritts und der Vernunft eine Stärke verleiht, vor welcher der Widerstand selbstsüchtiger Leidenschaften und aller Willkühr verschwinden muß. Deutschland mit seinen vielen großen und reichen Städten, seiner dichten Bevölkerung, seinen Mitteln des Wohlstandes und des Wachsthums, seiner Masse von Bildung, seiner Größe, glücklichen Lage und glücklichen Bodenverhältnisse, scheint vor allen Ländern berufen, diese heilbringende Erfindung in großartigster Weise zu benutzen. Schon jetzt stehen wir den meisten Ländern in Menge der Eisenbahnen voran, und wenn die Entwürfe ausgeführt sein werden, nach welchen ein Eisenbahnnetz über das nördliche Deutschland gezogen werden soll, wird kein anderes Volk und Land mit dem unseren sich darin vergleichen können. Um diese Werke auszuführen und zu erhalten, haben wir jedoch in Deutschland nicht Material genug; unsere Eisengruben liefern mit aller ihrer Thätigkeit nicht die Hälfte von dem, was wir verbrauchen, wir müssen daher Roheisen oder Stabeisen in großer Masse von denjenigen Völkern kaufen, welche uns am billigsten und besten damit versorgen können. — Bisher haben wir einen Theil des Bedarfs von Belgien, den größten Theil aber von England bezogen, dessen ungeheure Vorräthe, verbunden mit den trefflichen Maschinenwerken und Fabrikanlagen im Stande waren, uns die billigsten Preise zu stellen. — Wir haben jedoch gesehen, wie im Vergleich zu den Eisenschätzen in Schweden die Vorräthe in England gering zu nennen sind; wir haben auch gesehen, wie England von Schweden selbst viel Eisen kaufen muß, um seine feinen Fabrikate und Ankerketten herzustellen, was hält also die Schweden ab, uns ihr Eisen in Massen und zu noch wohlfeileren Preisen zu liefern, als dies die Engländer thun können? Es steht ihnen nichts im Wege, als ihre unpassende Gesetzgebung und ihr

schlechtes Zollsystem, durch welche die Industrie herabgedrückt wird. Sobald Schweden Handels- und Gewerbefreiheit besitzt, die Ausfuhrzölle verschwinden, das Prohibitivsystem aufgehoben wird und die Privilegien, welche zum Schaden des Allgemeinen, Einzelne bevorrechten, vernichtet sind, muß die Eisenfabrikation in Schweden einen nie gekannten Aufschwung nehmen. Bei der Billigkeit des Arbeitslohns, bei der Lage der meisten und größten Eisenwerke in der Nähe des Meeres oder an Kanälen und Seen, erleichtert sich die Ausfuhr noch mehr, so daß Schweden, das auch mit Hülfe seiner inneren Wasserstraßen den Sundzoll umgehen und die Verschiffung von Gothenburg bewerkstelligen kann, die gerechtesten Hoffnungen hat, in Zukunft den allergrößten Theil des Eisenmarktes in seinen Händen zu wissen. — Ein Volk, das Ueberfluß an Eisen besitzt, hat damit auch die Mittel wohlfeile Maschinen zu bauen, industrielle Erfindungen zu machen und namentlich, da zu gleicher Zeit auch die Wälder Schiffsbauholz in Massen liefern, so daß an der ganzen schwedischen Küste der Schiffsbau einer der wichtigsten und einträglichsten Gewerbszweige ist, muß der Bau von Dampfschiffen vorzugsweis in der Folge hier betrieben werden.

Man arbeitet in Schweden an diesem neuen Aufschwung mit patriotischem Eifer. Alles hängt damit zusammen, daß die privilegirten Klassen ihre Vorrechte verlieren, das Volk zur Vertretung gelangt, eine neue Verfassung der Nation die gesetzlichen Mittel verleiht, veraltete Zustände aufzuheben, nach den Ideen der Zeit die Staatslasten gleichmäßig zu vertheilen, die Freiheiten und Rechte Allen zu überweisen, Industrie, Handel und Gewerbe von ihren Fesseln zu befreien. Wie groß nun auch der Widerstand ist, den die Reform erfährt, so läßt sich doch kaum zweifeln, daß schon in den nächsten Jahren die Volkspartei den Sieg erhalten werde, der um so vollständiger sein wird, je länger er sich verzögert. Dann wird Schwedens Eisen bald in Concurrenz mit dem englischen treten und Deutschland ihm Handelswege eröffnen, um bis ins Herz des Landes sein Produkt abzusetzen.

Bis jetzt wird nicht häufig im Hafen von Stettin die schwedische Flagge angetroffen; in der Folge aber muß sich in dieser wichtigen deutschen Hafenstadt, welche vor allen berufen scheint,

einen ausgezeichneten Platz in dem Ostseehandel der Zukunft einzunehmen, der lebhafteste Verkehr des scandinavischen Nordens entwickeln. — Von Stettin aus führt der Oderstrom und die Eisenbahnlinie bis ins innere Deutschland; hier ist die große Straße vorgezeichnet, auf der am baltischen Meere sich der Handel bewegen soll, hier liegt die große Ader, in welcher das Leben hauptsächlich zu pulsiren hat. — Wenn Schweden in Deutschland einen Hauptabnehmer für sein Eisen erhält, während es bis jetzt sehr wenig an ihn verkauft, wird es aus diesem Lande auch vermehrte Einkäufe machen. Es wird aus preußischen und sächsischen Fabriken Manufakturwaaren entnehmen, und hier aus erster Hand billiger und besser kaufen, als von den Handelsfreunden in Lübeck, Hamburg und Altona, die ihm zum großen Theil bis jetzt nicht deutsche Waaren, sondern die wohlfeilsten und schlechtesten englischen oder niederländischen liefern. Die deutsche Industrie wird dann wahrhaft gewinnen und auf der Ostsee, welche vor Jahrhunderten einen bedeutenden Theil des Welthandels besaß, sich ein neues commercielles Leben entwickeln, wie es die innigere und größere Handelsverbindung der Völker, welche an ihrem weiten Becken wohnen, mit sich bringt.

Bis jetzt ist dieser Handel vielfach noch kaum im ersten Aufblühen begriffen, von Hemmnissen eingezwängt, ohne innere Lebenskraft. Nach Stockholm geht von der ganzen Küste Pommerns und Mecklenburgs kein Dampfschiff, nur von Lübeck wird die Verbindung wöchentlich einmal unterhalten. Von Stettin geht ein Dampfboot nach Kopenhagen, das in dem kleinen schwedischen Küstenorte Ystad anlegt, von Stralsund geht ein anderes Boot ebenfalls nach Ystad und Kopenhagen; hierin bestehen bis jetzt die gesammten regelmäßigen Verbindungen beider Länder. Es unterliegt keinem Zweifel, daß jemehr der Handel zunimmt, jemehr auch die Dampfschifffahrt erwachen wird, die eine Nothwendigkeit sein muß, wenn sie zur Blüthe gelangen soll. Bisher jedoch zeigte sich das Bedürfniß nicht, mit Stockholm und Christiania in direkte schnelle Vereiniging zu treten. Der Reisenden waren nicht viele, und der scandinavische Norden, obwohl so nahe an uns gelegen und von so vielem Interesse, doch weniger besucht und weit

weniger bekannt, als irgend ein anderes Land in Europa. Zunehmender Handel ist jedoch der triftigste Grund zunehmenden Besuchs und der Bekanntschaft mit Ländern und Völkern, und läugnen dürfen wir es nicht: es gibt gar vieles in jenem Norden das bekannt zu sein verdiente an Einrichtungen, Sitten und Gesetzen, von denen wir manches lernen könnten, an Selbstständigkeit des Mannes, freiheitsliebenden Sinn, verständiger Thätigkeit und edler Liebe zum Vaterlande.

Je mehr der Handel in der Ostsee zunimmt, um so eher darf man auch erwarten, daß der Sundzoll, den wir als eine Schmach für Deutschland bezeichnen mußten, endlich aufhört und Dänemark gezwungen wird, diesem mittelalterlichen Raubzoll auf immer zu entsagen. — Wir können kaum erwarten, daß dies in anderer Weise jemals geschieht, als wenn Deutschland mit dem scandinavischen Norden, mit Schweden, sich dazu vereint, und beide verbündet, mit aller Energie das widerstrebende Dänemark nöthigen, diesen dem Ostseehandel durchaus verderblichen Zoll aufzugeben; noch besser aber, wenn durch einen Bund der scandinavischen Reiche und einer festen und politischen Handelsverbindung mit Deutschland die Verhältnisse sich so gestalten, daß mittelst friedlicher Lösung eine Einrichtung nicht länger bestehen kann, welche so bedrückend für uns und andere Völker ist. — Dänemark hat wegen der Sperrung des Sundes und der Belte schon im fünfzehnten Jahrhundert mit Lübeck und der Hansa, im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert mit Schweden lange Kriege geführt. Mehrmals war es genöthigt nachzugeben. Schweden bezahlte vom Jahre 1645 bis zum Jahre 1720 den Zoll nicht, andere Mächte schlossen Verträge, einzelnen Städten, wie z. B. Stettin, Colberg u. s. w. wurde eine immerwährende Zollfreiheit zugestanden, allein sie wurde nicht gehalten, und bis vor wenigen Jahren nahmen die Willkührlichkeiten der Zollerhebung so zu, daß endlich England und Schweden ernstliche Demonstrationen machten, sich nicht länger zu fügen. In dieser Besorgniß gab Dänemark einen neuen Sundzolltarif, durch welchen der Zoll etwas ermäßigt wurde, aber das Bedrückende und die Plackereien blieben dieselben. Es muß unter den Kanonen der Festung Kron-

burg bei Helsingör von allen Schiffen, welche aus der Ostsee kommen oder in die Ostsee gehen 1 pCt. vom Werthe ihrer Waaren erlegt werden. Die deutschen Länder an der Ostsee haben daher den größten Schaden, so auch Schweden; Rußland sieht von politischen Rücksichten beherrscht, ruhig zu, und England, das mit der Aufhebung des Sundzolls eine kräftige Zunahme der deutschen Schifffahrt fürchtet, hat nichts dagegen, daß dieser Zoll nicht eingeht. — Preußen hatte auf dem Wiener Congreß mit Dänemark die Uebereinkunft geschlossen, daß der Sundzoll noch 23 Jahre fortbestehen sollte, wie er war, dann aber Unterhandlungen zu eröffnen seien, diese Angelegenheit zu ordnen. Diese Unterhandlungen sind auch erfolgt, allein sie sind bis jetzt ganz fruchtlos ausgefallen. Dänemark behauptet, daß ihm für die Abtretung Norwegens von England und Rußland der Sundzoll auf ewige Zeiten garantirt sei, als ob jene Mächte die Verewigung eines Zolls garantiren könnten auf Kosten Deutschlands und anderer Nationen; allein Dänemark nimmt jährlich davon an zwei Millionen Thaler ein, ungerechnet, was das Land durch den erzwungenen Aufenthalt der Schiffe bei Helsingör verdient, wo diese oft wochenlang liegen müssen, ehe sie abgefertigt werden.

So hat denn Dänemark alle Anerbietungen ausgeschlagen, welche ihm von Preußen im Namen des deutschen Zollvereins gemacht wurden und wir befinden uns noch jetzt ganz in demselben Zustande wie vor fünf Jahren, d. h. unsere Schiffe müssen, trotz des längst abgelaufenen Traktats, den Sundzoll nach wie vor bezahlen und keinerlei Aussicht ist vorhanden in Güte von dieser ungerechten Steuer frei zu werden. Das sind die Folgen der sogenannten historischen wohlerworbenen Berechtigungen. Kein vernünftiger Grund läßt sich entdecken, weshalb Dänemark den Sund und die Belte sperrt; selbst die Kanonen der Kronburg reichen nicht bis auf die Mitte der Meeresstraße, dennoch erklärt es jedes Schiff als confiscirt, das es wagt, den Zoll zu umgehen und etwa durchschleichen will. — Geduldig sehen wir zu, wie unser Handel geplündert wird, wie er sich nicht erheben kann, wie die Schifffahrt leidet und wir unterwerfen uns einer langhundertjährigen Gewaltthätigkeit, weil weder der Wille, noch die

Macht vorhanden ist, sich ihm mit der Energie des Rechts und der Kraft einer großen Nation zu widersetzen. Wir haben keine Flotte und die Volksstimme geht verloren unter den Bedenklichkeiten derer, die an der Spitze der Staaten stehen. Ihnen mag es auch als wichtig erscheinen, daß Dänemark, wenn es den Sundzoll verliert und dagegen eine mäßige Summe als Entschädigung für Erhaltung der Leuchtthürme und der Meerespolizei empfängt, nicht länger seine verschwenderische und zerrüttete Finanz- und Hofhaltung fortsetzen kann, vielmehr gezwungen sein würde, die Stände zu berufen, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen, das Volk zu hören und eine freie Verfassung nach Art der norwegischen, welche längst ein dringendes Verlangen in Dänemark ist, endlich zu bewilligen.

Halten wir den ganzen Inhalt des Gesagten zusammen, so müssen wir bekennen, daß die Unbekanntschaft mit den Verhältnissen des germanischen Nordens nicht länger für uns zu rechtfertigen ist. Ja, diese Völker verdienen unsre Theilnahme in hohem Grade, sowohl durch ihre Verwandtschaft, durch ihre Lage und Stellung, ihre Verfassungen und Freiheitsliebe, ihre Verbindungen und ihren Verkehr, wie durch ihre Zukunft, welche sie uns stets näher zu bringen verspricht. — In Scandinavien liebt man Deutschland, als den Mittelpunkt der Civilisation, als ein Land, das berufen scheint, aus dem Zustande langer Trennung, langen Unglücks und Erniedrigung herrlich und gebietend hervorzugehen, stolze Hoffnungen knüpfen sich wohl nicht vergebens daran, daß einst die Freiheit hier ihr festes Haus haben werde. — Wir haben gesehen, wie in Norwegen ein strebsames Volk mit der freisten Verfassung Europas beglückt, ein einfaches Leben führt, wie in Schweden die alte Monarchie und die bevorrechteten Kasten mit der Masse des bedrückten Volkes ringen, das, den Blick auf Norwegen gerichtet, den Kampf um Demokratie, mit der festen Aussicht siegreich zu sein, führt; wie endlich in Dänemark auch der Drang nach einem constitutionellen Leben thätig ist. — Alle jene Länder haben aber schon Verfassungen, sie haben Preßfreiheit, sie sind in politischer Beziehung weiter fortgeschritten, viel weiter als Deutschland, das von ihnen lernen kann. — Kein

Volk hat eine reichere, größeren Antheil erregendere Geschichte, als Schweden, in keiner Geschichte spiegeln sich die Gewaltthaten der absoluten Macht und eines übermächtigen Adels lehrreicher und erschreckender wieder, als eben in dieser und in der dänischen, nichts kann würdiger und ermuthigender sein, als was Norwegen für seine freie Verfassung gethan und die zahlreichen und ruhmwürdigen Beispiele hochgeachteter Männer, welche dort und in Schweden für ihres Volkes Sache gelebt und gewirkt haben. — Deutschland hat es nöthig nach dem scandinavischen Norden zu blicken; dort leben ihm stammverwandte Freunde, dort findet es deutschen Sinn, deutsche Bildung, verständige Tüchtigkeit, Poesie, Leben, Wissenschaft, Streben, das dem seinen ähnelt. Nur dieser Norden weis es, daß Deutschland mit ihm sein muß und er mit Deutschland, wenn einst um das weite Becken des Ostmeers Völkerglück und Wohlfahrt neu aufblühen und bis in die tiefen waldigen Felsenthäler der großen Halbinsel dringen soll. — So hängt Deutschlands Einheit und Zukunft mit den Hoffnungen und Erwartungen des scandinavischen Bundes vielgestaltig zusammen, es ist Zeit daß unser Auge nicht allein gen Westen, auf Frankreich und England, sondern auch nach Norden sieht, wo ein anderes Volksleben bedeutungsvoll erwacht ist.

Th. Mügge.

Das Elend und der Aufruhr in Schlesien.

Die blutigen Auftritte in Peterswaldau und Langenbielau zu Anfang des Monats Juni, haben das Interesse nicht blos Deutschlands, sondern auch anderer Länder erregt und die allgemeine Aufmerksamkeit nach Schlesien hin gewandt. Unterdeß brachten die Zeitungen, wenn auch nicht die hiesigen, so mannigfaltig von einander abweichende Berichte, unter denen sogar einige die Verunglimpfungen gegen unsere armen Weber so unverschämt und weit trieben, daß ich durch eine möglichst treue Schilderung des Ereignisses der Wahrheit einen Dienst zu erweisen glaube. Doch zuvor müssen wir eine kurze Rundschau halten, um den Zustand, in welchem der schlesische Proletarier, der „arme Mann,“ sein Leben verbringt — fast klingt's wie Hohn, solch Dasein als „Leben“ zu bezeichnen —, näher kennen zu lernen, damit klar werde, auf welchem Grunde die jetzigen Früchte erwachsen und gereift sind. Ganz besonders aber wird sich unser Blick auf die Zustände der Weber im Gebirge zu richten haben, da hier die unausbleiblichen Folgen eines der Gerechtigkeit, der Gleichheit und Brüderlichkeit feindlichen Princips, in welchem unsere jetzigen Verhältnisse sämmtlich wurzeln, am ersten, greifbarsten und in der betrübendsten Weise an's Tageslicht getreten sind und nun selbst dem blödesten Auge nicht mehr verborgen bleiben können. Zwar ist das Elend des schlesischen gemeinen Mannes, die Noth und Entbehrung des Besitzlosen in unserer Provinz gewiß nicht größer, als in manchen andern Theilen Deutschlands, nicht bitterer als das Loos der arbeitenden Klassen anderswo. Wir dürfen nur an Frankreich, England und das

grüne, aber hungernde Irland denken! Wir haben aber so oft von dummen oder feilen Seelen den glücklichen Zustand Deutschlands, Preußens, Schlesiens, das Nichtvorhandensein des Proletariats auf deutscher, und also auch auf schlesischer Erde, preisen hören, daß es gut ist, auch hier einmal den Schleier weggerissen und das darunter stehende „große Glück" den Augen des Publikums bloß gelegt zu sehen. — Schlesien, unter zwei Elemente: das deutsche und slavische getheilt, von zwei religiösen, seit kurzem immer heftiger gegen einander gehetzten Religionsparteien bewohnt, früh schon wegen seiner vielen Herzogthümer ein Miniaturbild Deutschlands, äußerlich vereinigt unter Friedrich II., sich fortschleppend im überall aufgehäuften mittelalterlichen Unrath, so gut es gehen wollte, trat endlich in Folge der Jenaer Schlacht mit den übrigen Provinzen des preußischen Staates aus der eigentlichen Feudal- in die moderne Entwickelungsperiode über. Das Zunftwesen fiel, eine Masse „Gerechtigkeiten" verschwanden, das bürgerliche Verdienst sollte von nun an dem adlichen gleich gelten, die Städte, nicht mehr nach Corporationen und feindlichen Interessen gesondert, ihre Angelegenheiten selbstständig besorgen. Die Klöster wurden aufgehoben; ihre Güter eingezogen und zum Theil für einen unglaublichen Spottpreis verkauft, theilweise auch an Adliche verschenkt. Endlich hörte die Erbunterthänigkeit auf; die Kinder des Landmanns durften dem gnädigen Herrn nicht mehr um einige schlesische Thaler jährlichen Lohns, halb ungemachtes, selbst nicht vom Vieh beneidetes Essen und reichliche Prügel dienen, wenn sie nicht wollten. Sie brauchten, falls sie ein Handwerk zu erlernen wünschten, sich nicht mehr loszukaufen; keine Abgabe zu zahlen bei der Verheirathung. Der Bauer konnte in ein anderes Dorf sich begeben, ohne Abzugsgeld zu zahlen und hatte nicht weiter nöthig, den dritten Theil seines Feldes für die herrschaftlichen Schaafe zur Weide liegen zu lassen. Das Landvolk aber verstand die „Freiheit" zuerst sehr falsch. Es glaubte von Martini 1810 an ganz „frei" zu sein. Die Auflehnung vieler Orte ward streng unterdrückt und den Landleuten durch königl. Kabinetsordren auseinandergesetzt, daß sie alles Uebrige nach wie vor zu entrichten hätten. Somit blieben alle Frohnden

und Hofdienste, alle Geld= und Naturalleistungen, Silberzinsen, Grundgeld, Hundehafer, Garnspinnen, Hühner=, Gänse=, Eier=, Besen= und Wächterzins u. s. w. in voller Kraft. Immerhin war es eine bedeutende Erleichterung; der Bauer fing einigermaßen an, sich als Mensch zu fühlen und trug gern und willig zur Rettung des Staates nach Kräften, meist über seine Kräfte, bei. Seine Thätigkeit, von einigen drückenden Fesseln befreit, wurde eine ganz andere; mit der Steigerung mehrten sich die Früchte. Zwar arbeitete er auch jetzt noch für den gnädigen Herrn; wenn die Verbesserung seines Ackers, der Neubau seines Hauses, der Wirthschaft einen Mehrwerth von 2000 Thlrn. verlieh, so gewann der Gutsherr, ohne nur die Hand zu rühren, beim Verkauf 200 Thlr. an Laudemien oder an Marktgroschen. Gleichwohl fuhr Ersterer in seinem Fleiße fort. Nach den Gesetzen über „Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse" stand es ihm frei, sich abzulösen. Dies geschah an vielen Orten. Eine Masse von Millionen Thalern floß in die gutsherrlichen Kassen; beträchtliche Summen an jährlichen Renten übernahm der Bauer und gab Aecker und Wiesen hin. So war er frei. Nur glaube man nicht, die Feudalzeit sei jetzt völlig aus unserer Provinz gewichen: in Nieder= wie noch mehr in Oberschlesien blüht und grünt an tausend Orten der Frohndienst und was daran hängt, lustig fort. Das Dreschgärtner=Verhältniß wurde vielfach gelöst, meist zum Vortheil der Gutsherrschaften. Diese warben dann Lohnleute an; und da bei steter und rascher Zunahme der Bevölkerung, und gerade in den unteren Klassen, die Zahl der Arbeitsbewerber auch zunahm, so bekamen sie für geringen Lohn Menschen, so viel sie brauchten. Der Dreschgärtner, an seinen 2 — 3 Morgen nicht das ganze Jahr Beschäftigung findend, suchte welche nebenbei und drückte so den Lohn herab, während die neuen Dresch= und andere Maschinen viele Menschenhände ersparten. Aber die Besitzenden gewannen; die kleinen weniger, die großen im Unverhältniß mehr. Für letztere wurde das Pfandbrief=System geschaffen; der Bauer erhielt kein Geld unter Vermittelung und Garantie des Staates geliehen. Dennoch ging's. Dagegen blieb der Häusler, der Inlieger, der Tagelöhner, was er gewesen: ein

arbeitender Sklave. Doch mit dem Unterschiede, daß er jetzt am Ende seiner Kräfte oder von zeitiger Krankheit aufgerieben, weit weniger für sich gesorgt sieht, als früher. Das Nützlichkeitsprincip, d. h. die Selbstsucht, ist zur Tagesordnung geworden. Sie räth, dem Armen so wenig als möglich zu geben, wenn er arbeits-los oder -unfähig ist. An vielen Orten auf dem Lande, die ich nahmhaft machen könnte, erhält der Arme, der sich nichts mehr verdienen kann, wöchentlich 1 Brod und vierteljährlich 1 Metze Graupe, ½ Metze Salz und — 15 Sgr. Wie er damit auskommt, da mag Er zusehen. Gibt er sich dem Betteln hin, so wird er ins Correktionshaus gesperrt oder man verbietet den Wirthen, wie ich speciell aus dem Nimptscher Kreise weis, das Almosengeben bei 5 Thlrn. Strafe. Der Arbeitslohn ist zwar nicht gestiegen, aber die Abgaben. Der Arme muß jetzt im „Gemeinde-Gebot“ eine Menge Schreibereien tragen helfen, die man sonst nicht kannte. Er muß weit mehr an Straßen- und andern Gemeinde-Arbeiten theilnehmen, als sonst. Leistungen an Kirche und Schule haben sich für ihn erhöht. Dabei zahlt der Inlieger an vielen Orten der Grundherrschaft ein jährliches Schutzgeld von 1 bis 2 Thlr. Schutzgeld! Grausam ironische Benennung! Er zahlt es zu dem Zweck, um, wenn ihn die Noth und seine von der Gesellschaft unbeachtet gebliebene Erziehung, richtiger Verwilderung, sein physisches Elend und seine geistige Verdumpfung zum Verbrecher gemacht haben, die Kosten für sein Unterkommen im Zucht- oder Correctionshause seinem Gutsherrn bestreiten zu helfen. Unterdeß arbeitete das Volk fleißiger als je. Und da nur die Arbeit den Reichthum erzeugt, so stieg der Letztere von Jahr zu Jahr. Weil aber der Reichthum denen, die ihn schufen, nur in äußerst homöopathischer Verdünnung zu Gute kam, so hatten die desto mehr, welche sich der Früchte fremder Arbeit zu bemeistern verstanden und vermochten. Die Wohlhabenheit der Glücklichen that sich steigend durch größere Pracht, bessere Kleidung, luxuriöses Essen, Wohnen u. s. w. kund. Die Reichen gaben der Armuth ein verführerisches Beispiel, mindestens einen Maßstab, an welchem sich das Mißverhältniß zwischen den **blos** Consumirenden und den Produ-

zirenden leicht nachweisen ließ. So weit es thunlich, suchte der Arme sich auch etwas besser zu kleiden, sobald er einige Groschen erübrigt hatte, und da er die höhern Klassen immer mehr dem bloßen Genuß, oft dem raffinirtesten, verschwenderischsten, hingegeben sah, so verlangte er gleichfalls nach einem solchen. Er fand ihn — im Branntwein; denn das Bier war für ihn zu schlecht, besonders aber — zu theuer. Die Gutsherren und die Liqueurfabrikanten in Stadt und Land beeilten sich, dem Bedürfniß zu genügen, das Getränk immer wohlfeiler zu liefern und doch so viel Gewinn daraus zu ziehen, als möglich. Der Branntwein wurde nun immer mehr das erste Bedürfniß des Arbeiters; es ersetzte ihm das Fleisch, das Bier und den Wein der Reichen, oft auch das Brod. In Niederschlesien minder gewaltig, stieg der Branntweinsoff dagegen in Oberschlesien zu einer solchen Höhe, daß endlich die katholische Geistlichkeit an seine Ausrottung Hand angelegt hat. Was man auch über die dabei angewandten Mittel denken mag, immerhin ist der Anstoß zu einer neuen Wendung der Dinge auch hier gegeben. Von der Kanzel herab hört dort der Bauer, daß der Branntwein „eine Erfindung des Teufels ist," er wird durch den Aberglauben von seinem Laster kurirt, er hört, daß der Schänker nur durch ihn reich geworden ist. Der Bauer wird bald einsehen, daß auch der Gutsherr einen recht bedeutenden Vortheil aus seinem Soff zog — durch die hohe Pacht des Schänkers. Der Landmann hat nur noch einen Schritt im Nachdenken zu thun, und er wird begreifen, daß er durch seine Arbeit, seine Mühe, seinen Schweiß noch auf vielerlei Weise den Gutsherrn und Andere bereichert. —

Die jungfräuliche Gestalt der Gewerbefreiheit wurde zwar nicht von den Privilegirten, Zünften, Innungen und Zwangsberechtigten, aber von der übrigen Menge mit Freuden begrüßt. In der Stadt, wie auf dem Lande, konnte nun Jeder, ohne ein Meisterstück zu liefern, ohne eine „Gerechtigkeit" zu kaufen, sein Handwerk ausüben. Der ganz natürliche Drang, möglichst schnell selbstständig zu werden, einen eigenen Heerd zu begründen, lockte, nebst dem Sprüchwort: „Handwerk hat einen goldenen Boden", eine Menge junger Leute zur Ergreifung eines solchen. Man

zahlte nur Gewerbsteuer, in der Stadt etwa noch für's Bürgerrecht und — man war fertig. Allein es zeigte sich bald, daß, wenn die Zünfte als Monopole nur eine gewisse Zahl mit der Bedingung einer gewissen Summe herein ließen und alle übrigen, die kein Geld hatten, oder der Gunst entbehrten, ausschlossen, mochte aus ihnen werden, was da wollte, die Gewerbefreiheit nicht mehr und nicht weniger als auch auf ein Monopol hinaus lief, und zwar auf das Monopol des Kapitals im Bunde mit der Spekulation. Diesen war jetzt die Herrschaft blos leichter gemacht; früher gehörte noch ein Meisterstück, Kenntniß des Gewerbszweiges und etwas Nepotismus, ein bischen Patriziertum und dergleichen dazu; jetzt war die ganz freie Rennbahn eröffnet. Es ist unschwer einzusehen, daß in einem Kampfe der gefesselte oder waffenlose dem frei-rührigen, wohlgepanzerten und stark bewehrten Streiter unterliegen muß. Dem ersteren gleicht der auf seiner Hände und seines Geistes Arbeit allein und lediglich Angewiesene, während der Kapitalist, der die Mittel und Werkzeuge zur Production besitzt, den zweiten repräsentirt. Der bloße Handwerker, der Krämer, der Kleinhändler, der sogenannte Mittelstand, fand sich nach und nach von den reichen Kapitalisten, von den Handelsherren en gros, von den großen Fabrikunternehmern zu seinem Erstaunen nicht blos überflügelt, sondern in die schnödeste Abhängigkeit versetzt — mit so gewaltigen Mächten war eine vortheilhafte Concurrenz auf die Dauer unmöglich. Man ward Lohnarbeiter für einen vom hohen Gebieter bestimmten Preis. Ward der Lohn verringert, es blieb nur die Wahl, nach dem niedrigen Satze fortzuarbeiten oder zu — hungern. An Bewerbern um Arbeit fehlte es nicht. Die Bevölkerung wuchs und wächst ja von Jahr zu Jahr. Die unterste Klasse der Proletarier nahm auch in Städten auffallend zu. Häuser- und andere Bauten zogen im Sommer die wenig verdienenden Leute vom Lande herein. Kam der Winter und versiegte die Arbeitsquelle — man war einmal da, man blieb. Die Mädchen und Knechte begaben sich nach der Stadt auf's Dienst; sie machten es billiger und gingen nicht wieder zurück. Daneben Steigung der Miethe, der Holz- und Lebensmittel-Preise. Wo die Accise beliebt ward,

außerdem noch eine Ueberbürdung des Armen zu Gunsten des Reichen. Denn während der Letztere sich's mit seinen gebratenen Gänsen, Enten, Fasanen, Kapaunen, Rebhühnern, Krammetsvögeln, Hasen, Rehen und Hirschen, für die er keine Steuer zahlt, wohl sein läßt, muß der Arme für sein Bischen Schweine- oder Rindfleisch erst dem Staat und der Commune abgeben. Ja, hier in Breslau entrichtet der Arme für das Brod, was er ißt, zugleich für den Reichen, der Semmel, Kuchen u. s. w. vorzieht, die Steuer mit. Denn Breslau hat den Zuschlag, den jede Commune bis auf die Höhe von 50 pCt. zu erheben berechtigt ist, für Waizen und Roggen ganz gleich gestellt, da doch die Semmelesser gewiß eher die Zuschlagssumme aufbringen könnten, als die bloßen Brodesser. In den Stadtcommunen mehrte sich nun die Zahl der hülfslosen Armen. Das Armenwesen lag und liegt noch an den meisten Orten im Argen. Trotz der immer größeren Summen, welche dieser Zweig jährlich erforderte, wurde wenig Erspießliches damit ausgerichtet. „Blos nicht sterben", ergab sich etwa für den Armen noch als günstigstes Resultat. Die Schuld liegt gleichwohl nicht an der Art und Weise der Armenpflege, sondern in unsern ganzen Zuständen. Die ganze Gesellschaft ist sammt ihrer Grundlage verurtheilt und gerichtet, so bald und so lange überhaupt noch eine „Armenpflege" existirt. In der Stadt wie auf dem Lande vermehrte Bedürfnisse. Der Handwerker und Geschäftsmann mußte seiner Kunden, des äußern Scheins wegen, um mit seinen Rivalen gleichen Schritt zu halten, vieles feiner einrichten, sich besser kleiden u. s. w. Selbst viele Herrschaften verlangen ausdrücklich von ihren Dienstboten, daß sie sich immer nett und „nach etwas aussehend" herausputzen, weil sie dem Hause Ehre machen müssen. Da wollen die Andern auch nicht zurückbleiben.

Die Gewerbefreiheit war die letzte Staffel, auf welche sich das Privateigenthum stellen mußte, damit seine unheilvollen Consequenzen selbst dem gewöhnlichsten Verstande klar werden könnten. Der Handel nach dem Osten ging mehr und mehr ein; der russische Schwager mochte in diesem Bezuge nichts von Verwandtschaft wissen; die sonst blühenden Grenzstädte verfielen; die

Tuchmanufaktur, wie viele andere Zweige sanken zusehends. Die Kapitalisten hörten deshalb nicht auf, gute Zinsen zu beziehen; gings nicht auf dem Wege, so wußten sie auf einem andern sich schadlos zu halten. Nur die Handwerker und andere Arbeiter verloren. — Der sonstige Flor unserer Leinenindustrie fing an zu schwinden; die Concurrenz anderer Länder trat uns in den Weg; ein Theil unserer Kaufleute begann unsolide Waaren zu liefern, er sandte wohlfeile aber **schlechte** Leinwand auf den Weltmarkt und war zufrieden, wenn er durch **unreelle Bedienung** seinen Gewinn in die Tasche stecken konnte. Die Flachskultur blieb ziemlich stehen, wo sie sonst gewesen, d. h. sie blieb schlecht. Die zahlreichen Spinner, welche im flachen Lande wie im Gebirge ehemals einen zwar geringen, aber sichern Verdienst hatten, fanden nur noch zu solchen Preisen mit ihrer Waare Absatz, daß sie oft nicht mehr das Salz in die Suppe gewannen. Die Spinnrädchen wurden nicht verbessert; man bediente sich fortwährend der alten. Das Ausland spann unterdeß mit Maschinen; es spann viel und wohlfeil. Nun bauten wir auch Maschinen und machten vollends eine Menge Spinnerhände überflüssig. Daneben traten Baumwollenwaaren vielfach an die Stelle der Leinwand. Mindestens ebenso nachtheilig als auf die Spinner, wirkte die neue Gestaltung der Dinge auf die Weber ein. Die Nachkommenschaft eines Webers war von jeher gleichsam vorausbestimmt, wieder am Webstuhl zu sitzen; und wenn sonst noch einige Mitglieder der Familie sich durch Spinnen ernährt hatten, fiel dies hinweg oder brachte nichts ein. Die Bevölkerung mehrte sich; mit ihr der Begehr nach Arbeit, deren gerade immer weniger, und täglich minder lohnend wurde. Die kleineren Kaufleute, denen nur unbedeutende Kapitalien zu Gebote standen, richteten wenig mehr aus. Die Macht über die Weber concentrirte sich in den Händen der reichen Fabrik- und Handelsherren. Von ihnen mehr und mehr abhängig, sah sich der Weber gezwungen, für einen Lohn zu arbeiten, welcher ihn mit den Seinigen am Hungertuche nagen hieß. Aber die Reichen gewannen, wie immer, und wurden immer reicher, während der Arme stets ärmer ward, stets tiefer in Armuth und Sklaverei

versank. Die Klagen der Weber bezogen sich übrigens weit weniger auf Arbeitslosigkeit, als auf den jämmerlichen Verdienst den die angestrengteste Arbeit eintrug. Aber nicht genug, daß fortwährende Herabsetzung des Lohnes die armen fleißigen Menschen in täglich größeres Elend stürzte, es wurden auch von vielen Fabrikanten unzählige Mittel angewandt, es ihnen unmöglich zu machen, sich aus den Händen derer zu befreien, die an ihrem Schweiß sich bereicherten. Der Weber mußte, weil er selbst von Mitteln entblößt war, das Garn vom Fabrikanten entnehmen und ihm die fertige Leinwand verkaufen. Da der Weber stets für das Garn sich im Vorschuß befand, so war er dem Fabrikanten schon dadurch in die Hände gegeben. Andere, die gerade noch das Garn zu einem Gewebe anzuschaffen im Stande waren, erlangten doch keinen bessern Preis. Denn schrieb der Fabrikant letzterm unvertilgbar auf das Stück oder machte sonst ein Zeichen, daß es bereits angeboten worden, so war der Weber, selbst wenn er nicht von der Noth zum augenblicklichen Verkauf gedrängt worden wäre, gleichwohl nachzugeben genöthigt. Oftmals bin ich im Winter solchen Armen begegnet, die in dem schrecklichsten Wetter, hungrig und frierend, viele Meilen weit ein fertig gewordenes Stück zum Fabrikanten trugen. Zu Hause warteten Frau und Kinder auf die Rückkunft des Vaters; sie hatten seit 1½ Tagen blos eine Kartoffelsuppe genossen. Der Weber erschrack bei dem auf seine Waare gemachten Gebot; da war kein Erbarmen; die Commis und Gehilfen begegneten ihm wohl noch obendrein mit empörender Härte. Er nahm, was man ihm reichte und kehrte, Verzweiflung in der Brust, zu den Seinigen. Nicht selten erhielt der Arbeiter seinen Lohn in Gold; der Dukaten wurde ihm mit 3 Thlr. 6 Sgr. angerechnet und wenn er ihn wieder verausgabte, sah er ihn nur zu 2 Thlr. 28 Sgr., 2 Thlr. 25 Sgr., ja noch niedriger angenommen. Noch andere Fabrikanten hatten ganz das englische Drucksystem eingeführt: Die Weber wurden nicht baar bezahlt, sondern erhielten ihren Lohn zum größten Theil in Waaren, deren sie bedurften. Meist im Vorschuß, mußten sie sich die Preise dieser Waaren ebenfalls bestimmen lassen; der Fabrikant hatte sie einmal, wie das Sprichwort sagt, im Sacke. Ließ der Weber

seinen Klagen freien Lauf und führte er seinen Zustand dem Kaufmann zu Gemüthe, so hieß es, die schlechte Handelsconjunctur sei an allem Schuld. Gewiß wird Niemand läugnen, daß eine unselige, meist aus dem Legitimitäts-Princip hergeleitete Politik in Bezug auf die süd- und mittelamerikanischen Colonieen, später auf Portugal und Spanien, das Ihrige redlich zur Verstopfung der Absatzwege beitrug. Allein der Weber sah den Fabrikanten demungeachtet in Pallästen wohnen, prächtige Equipagen halten, Landgüter kaufen, herrlich essen und trinken, während er selbst, der doch mindestens ebensoviel als der Fabrikant arbeitete, in enger schmutziger Stube, auf modrigem Stroh gelagert, mit Lumpen bedeckt, sich glücklich gepriesen hätte, an dem reichlichen Kartoffelmahl der Mastschweine seines Lohnherrn theilnehmen zu dürfen.

Einige von Treumund Welp mitgetheilte und mir von mehr als 20 Webern bestätigte Angaben werden hier ein nothwendiges Detail liefern. Derselbe führt an, daß in vielen Orten unseres Gebirges „alle Lebensmittel so kostspielig als in größern Städten, ja oft noch theurer und nicht einmal zu haben sind, daß namentlich alle Bäckerwaaren notorisch geringer an Gewicht zu sein pflegen.“ Daraus kann man die Lage eines Familienvaters, der, mit Beihülfe der Seinigen, wöchentlich 1 Thlr. verdient, leicht entnehmen. „Nehmen wir nicht den schlimmsten Fall, sagt Tr. Welp weiter, treten wir nicht in das niedrige, dunkle, ungesunde Gemach, das der ganz Mittellose vom Armen für jährlichen Zins von 6 oder 8 Thlrn. miethet — blicken wir nicht in solche, dem reinen Hunger, der bittersten Noth gewidmete Lokale, gegen die der **Viehstall** eines Dominialbesitzers ein Prunksaal genannt werden muß; — besuchen wir den Häusler, der unter eigenem Dach und Fach wohnt und nebenbei 1, 1½ bis 2 Morgen Landes besitzt. — Seine Einnahme ist jährlich mit Beihülfe von Weib und Kindern, allerhöchstens 60 Thlr.“ Die Ausgaben sind durchschnittlich folgende:

„Grundsteuer an den Staat jährlich . . .	1 Thlr. 15 Sgr.
Klassensteuer	2 „ — „
zu übertragen . . .	3 Thlr. 15 Sgr.

Uebertrag	3	Thlr.	15	Sgr.
Grundzins an die Gutsherrschaft	3	„	5	„
Jagd- und Spinngeld an die Gutsherrschaft	—	„	15	„
3 Tage Feldarbeit an dieselbe	—	„	15	„
Gemeindeabgaben (baar)	1	„	10	„
3—4 Tage Arbeit bei Wegebessern u. s. w.	—	„	20	„
Schulgeld für 2 — 3 Kinder	4	„	—	„
Zins eines auf dem Hause stehenden Kapitals von 100 Thlr.	5	„	—	„
Feuerassekuranzbeitrag	—	„	15	„
Summa	19	Thlr.	5	Sgr.
Folglich bleiben . . .	40	„	25	„

von der ganzen Einnahme der 60 Thlr.

zur Bestreitung von Reparaturen des Hauses, Ausgleichung des Ausfalls im Arbeitslohne, während man im Garten arbeitet, zur Feuerung, Beleuchtung, zur Bestreitung der dringendsten Lebensbedürfnisse, ohne die Kosten für Kindtaufen, Begräbnisse u. s. w., ohne Krankheits- und andere Unglücksfälle in Anschlag zu bringen. Der arme Weber zahlt jährlich 2 Thlr. Klassensteuer, der große Besitzer, und hätte er hundert Herrschaften, höchstens 12 Thlr. monatlich, im niedrigsten Falle 4 Thlr."

Der Schullehrer Schenk gab im Laufe dieses Jahres einen Nachweis (s. Breslauer Zeitung Nr. 30) über verschiedene Sorten, nämlich 6, 7, 8 und 9 Gebinder-Leinwand, über das dazu nöthige Garn, den Preis desselben und den Preis der daraus gefertigten rohen Leinwand zu 60 Ellen Länge und 1½ Ellen Breite angenommen, verdient ein Weber bei einem sogenannten 9 Gebinder Schocke: 1 Thlr. 13 Sgr. Die dabei nöthigen Arbeiten sind folgende: das Garn wird sortirt, gewaschen, getrocknet, geklopft, gespult, gescheert, gehüllt, auf den Webestuhl gezogen, angedreht, geschlichtet und gewebt. Sodann wird es geschauert, herabgenommen, geklopft, gestempelt, gelegt, gepreßt und dann mit banger Angst von einem Kaufmann zum andern getragen, bis man es los wird. An einem solchen Schocke arbeiten Mann, Weib und Kind, und soll es früher als in 2 Wochen fertig werden, so muß der Weber Tag und Nacht unablässig schaffen. Hat

er nun mit den Seinen den täglichen Verdienst von 3½ Sgr. in der Tasche, so muß oder soll er damit die Ausgaben für Brod, Kartoffeln, Salz, Holz, Licht, Stärke, Seife, Kleidung, Schuhe und Ausgaben mancherlei und der drückendsten Art bestreiten. Sollte man nicht denken, selbst der härteste Amtspfänder müßte aus solchen Hütten des Elends mit Entsetzen fliehen? Den Angaben Schenk's, der übrigens seit 36 Jahren als Elementarlehrer unter den Webern lebt und also wohl unterrichtet ist, mögen sich folgende Worte aus einem am 5. Febr. d. J. von dem Pastor Hepche, dem Polizeiverweser Kobelt und Gerichtsschreiber Obst in Leutmannsdorf veröffentlichen Aufrufe anschließen:

„Wie leicht die körperliche Anstrengung auch hie und da zu sein scheint, so ist es doch bei Gesundheit, Kraft und dem ausdauerndsten Fleiße, der die Stunden des Abends bis nach Mitternacht zu Hülfe nimmt, nicht möglich ein Gewebe von 140 Ellen (es ist hier von Baumwollenwebern die Rede) früher als in 6 Arbeitstagen zu vollenden, wofür der Fabrikant ein Almosen von 14 Silbergroschen verabreicht. — — Die Lebensweise jedes Corrigenden, jedes Militärsträflings erscheint ungleich beneidenswerther um ihrer Sorgenfreiheit, Ordnung und Menschlichkeit willen, als diejenige eines solchen Webers. In alle Häuser tritt die Noth mit unwiderstehlicher Gewalt ein, ohnerachtet es nicht zu läugnen ist, daß treue und redliche Familienväter alle ihre Kräfte, ihrer Kinder, ihres Hauses aufbieten, um Hunger und Noth von sich abzuwehren und der Gefahr, der Bitterkeit allmähliger Verarmung zu entrinnen.“

Der Gutsherr, der sich unterdeß der Herabsetzung der Pfandbriefzinsen erfreute, dachte nicht daran, seinen „Unterthanen“ in den Leistungen herabzusetzen. Er forderte nach wie vor den Grundzins, das Spinn-, Jagd- und Wächter-Geld, die Hofetage, das Schutzgeld 2c. 2c. und befand sich ganz wohl; er litt keine Noth. Der Fabrikant und Leinwandkaufmann magerte trotz der schlechten Conjunctur nicht ab, im Gegentheil, er sah recht munter und behäbig aus, trank seinen Clicquot, aß Austern, gab Fêten und hing seiner Gemahlin und

Fräulein Töchtern für einige Tausend Thaler Geschmeide um den Hals, während sich da drüben die von Arbeit erschöpfte Armuth im dumpfen, stinkenden Winkel, schlaflos vor Frost und Hunger, auf dem dürftigen Lager der Entbehrung wälzte. Da ertönte der Nothruf in Schlesien und fernhin durch ganz Deutschland; Vereine zur Linderung der Noth bildeten sich überall; ein Hoffnungsstrahl drang in die Hütten der Armen. Sie hörten von Vorschlägen, wie man eine große Association bilden wolle, in welcher die Weber als Producenten auch Theilnehmer am Gewinne ihrer eigenen Producte werden, wie die Consumenten nun unmittelbar von ihnen die Waaren beziehen und das ganze Geschäft von eigends dazu angestellten, erfahrenen und besoldeten Beamten geleitet werden sollte. Der Nothruf hatte zwar nicht die Noth hervorgerufen, wie freilich viele jetzt uns überreden möchten; und die Verzweiflung würde ohnedies zum Ausbruch gekommen sein; denn „Noth kennt kein Gebot.“ Allein wenn die Armen glaubten, nun in Kürze auf eine bessere Gestaltung ihrer Lage rechnen zu dürfen, so sahen sie doch bald, daß sie, wie immer, von der Willkühr der Fabrikanten abhingen, daß der Lohn hie und da noch weiter herabging, und wenn auch an vielen Orten Geld und Lebensmittel vertheilt wurden, so war das eben nur eine Galgenfrist, und die milden Spenden blos ein Tropfen auf eine brennend heiße Sandwüste. Traf es sich nun gar, wie in Salzbrunn, daß für sämmtliche Arme des 1 Meile langen Dorfes an einem Wintertage 38 Metzen Kartoffeln aus dem landräthlichen Amte abgeholt und bei der Vertheilung ganz erfroren und selbst für's Vieh ungenießbar befunden wurden, so war es natürlich, daß die Weber und Spinner an der sehnlichst erwarteten Hülfe irre wurden. Einen kleinen Begriff von dem im Gebirge herrschenden Elende konnte man sich schon aus den von einer Menge von Dorfgerichten eingesandten, bescheinigten und der ersten Generalversammlung zu Schweidnitz in Betreff der Weberangelegenheiten überreichten Tabellen und Listen bilden, worin die allerbedürftigsten, dem Hunger preisgegebenen, Personen namentlich aufgeführt waren. Darnach war selbst in kleinern Ortschaften die Zahl der Unglücklichen überraschend groß. So befanden sich in

Dorfbach 31 Personen, in Grund 38 P., in Neugericht 110 P., in Toschendorf 48 Familien, in Zedlitzheyde 72 Familien, die auf's äußerste gebracht waren, lauter Weber, Spuler und Spinner. Dies alles nur in einem **kleinen** Theile des Waldenburger Kreises. Und in andern Kreisen ist das Elend noch viel umfangreicher, viel schrecklicher. Wenden wir uns jetzt nach dem Eulengebirge, an dessen Fuße sich der erste, blutige Act, mindestens ein Vorspiel, in dem unaufhaltbaren Proletarier-Drama, im Kampfe des niedergetretenen, von der Macht des Geldes und der schlauen Berechnung zur Maschine erniedrigten Menschen um Wiedergewinnung seiner Würde, im Kriege der Besitzlosen gegen die Tyrannei und Selbstsucht des Privat-Eigenthums, zu Anfang dieses Monats entwickelt hat.

Hier in den großen Dörfern Langenbielau (13000 E.), Peterswaldau (5000 E.) und in den übrigen Dörfern, wie Arnsdorf, Peilau u. s. w. ist besonders die Baumwollenweberei zu Hause. Die Noth der Arbeiter war und ist hier nicht minder bedeutend, ja vielleicht mehr noch, als in andern Gegenden, obgleich man denken sollte, das Elend könne keinen höhern Grad erreichen, als auf dem es im Landshuter, Hirschberger, Bolkenhainer und andern Kreisen anzutreffen ist. Schon im Winter, mit beginnendem Februar fand in Bielau ein kleiner Aufstand statt. Ein Haufe rief durch Signale die Weber des Dorfes zusammen. Man befreite einen Kameraden, der eingesperrt worden. Durch einige Geschenke wurde die Menge beschwichtigt. Eine Untersuchung des Vorfalls folgte, doch bei der Heimlichkeit unseres Verfahrens blieb dieser Vorgang selbst in Breslau, d. h. unter dem nicht regierungsmäßigen Publikum, meist unbekannt. Inzwischen wurde die Noth und das Drängen nach Arbeit von einzelnen Fabrikanten möglichst benutzt, um für geringen Lohn viel Waare zu erhalten. Unter diesen ragten die Gebrüder Zwanziger in Peterswaldau besonders hervor. Für ein Webe Kattun von 140 Ellen, woran ein Weber 9 Tage zu arbeiten hat und wofür andere Lohnherren 32 Sgr. zahlten, gaben sie nur 15 Sgr. Für 160 Ellen Barchent, welches 8 volle

Tage angestrengter Arbeit erfordert, entrichteten sie 12½ und 12 Sgr. Lohn. Ja, sie erklärten sich bereit, noch 300 Weber in Arbeit zu nehmen, wofern diese ebensoviel für 10 Sgr. arbeiten wollten. Das bitterste Elend zwang die Armen, auch unter dieser Bedingung zu arbeiten. Von seinen 12 oder resp. 10 Sgr. mußte der Weber noch 2½ bis 3 Sgr. an den Spuler entrichten, alle Staats-, Gemeinde- und gutsherrlichen Lasten tragen und — leben! Ach! wenn mich doch Einer belehren wollte, warum der faullenzende Sohn reicher Eltern, der in Bädern, auf Reisen und sonst wo schwelgende Besitzer von 3, 10 und 100 Gütern und Herrschaften, der müssige Kapitalist, die „wohlhabende Jugend des Landes", der Major, Oberst, General, der nach unblutigem Kriegsspiel in langer Friedenszeit sich mit einer Pension von 1000, 1500, 2000 Thlr. u. s. w. zurückzieht, warum diese trotz ihres Nichtarbeitens von Jugend auf dennoch herrlich und in Freuden leben, und der fleißige Arbeiter verthiert und verdumpft, aller moralischen und intellectuellen Entwickelung beraubt, für seine tägliche mühsame Arbeit von 14 bis 16 langen, langen Stunden nicht einmal so viel gewinnt, daß er mindestens die Bedürfnisse eines Thieres, die Forderungen des Magens, befriedigen kann! Doch ich gehe weiter.

Das anfangs nicht allzugroße Vermögen der Zwanziger war in kurzer Zeit zu großem Reichthum angewachsen. Sechs prächtige Gebäude gaben Zeugniß davon. Herrliche Spiegelscheiben, Fensterrahmen von Kirschbaumholz, Treppengeländer von Mahagony, Kleider- und Wagenpracht sprachen der Armuth der Weber Hohn. Bei der letzten Lohnverkürzung sollten die Zwanziger auf der Weber ihre Vorstellung, daß sie nun gar nicht mehr bestehen und selbst nicht mehr Kartoffeln kaufen könnten, geäußert haben: sie würden noch für eine Quarkschnitte arbeiten müssen, oder, wie andere sagen: die Weber möchten nur, wenn sie nichts anderes hätten, Gras fressen; das sei heuer reichlich gewachsen. Ich lasse diese Aeußerungen dahin gestellt sein; ich theile sie nur mit, weil sie in Aller Munde sind. Dagegen kann ich folgenden kurzen Bericht, wie ich ihn Augenzeugen, und zwar glaubhaften Männern, nacherzähle, verbürgen.

Ein Gedicht, *) nach der Volksmelodie: „Es liegt ein Schloß in Oesterreich" abgefaßt, und von den Webern gesungen, ward gleichsam die Marseillaise der Nothleidenden. Sie sangen es zumal vor Zwanziger's Hause wiederholt ab. Einer ward ergriffen, ins Haus genommen, durchgeprügelt und der Ortspolizei überliefert. Endlich um 2 Uhr Nachmittags, den 4. Juni, trat der Strom über seine Ufer. Eine Schaar Weber erschien in Nieder-Peterswaldau und zog auf ihrem Marsche alle Weber aus den Wohnungen rechts und links an sich. Alsdann begaben sie sich nach dem wenig entfernten Kapellenberge und ordneten sich paarweise, und rückten so auf das neue Zwanziger'sche Wohngebäude los. Sie forderten höheren Lohn und — ein Geschenk! Mit Spott und Drohen schlug man's ihnen ab. Nun dauerte es nicht lange, so stürmte die Masse ins Haus, erbrach alle Kammern, Gewölbe, Böden und Keller und zertrümmerte alles von den prächtigen Spiegelfenstern, Trümeaus, Lüsters, Oefen, Porzellan, Möbels bis auf die Treppengeländer herab, zerriß die Bücher, Wechsel und Papiere, drang in das zweite Wohngebäude, in die Remisen, in's Trockenhaus, zur Mange, in's Packhaus und stürzte die Waaren und Vorräthe zu den Fenstern hinaus, wo sie zerrissen, zerstückt und mit Füßen getreten oder, in Nachahmung des Leipziger Meßgeschäfts, an die Umstehenden vertheilt wurden. Zwanziger flüchtete sich mit seiner Familie in Todesangst nach Reichenbach. Die dasigen Bürger, welche einen solchen Gast, der die Weber auch ihnen auf den Hals ziehen konnte, nicht dulden wollten, veranlaßten ihn zur Weiterreise nach Schweidnitz. Aber auch hier deuteten ihm die Behörden an, die Stadt zu verlassen, weil sie durch seine Gegenwart leicht einer Gefahr ausgesetzt sein konnten; und so fand er endlich hier in Breslau Sicherheit.

Der Polizeiverweser Christ und ein Gensdarm nahmen zwar in Peterswaldau eine Arretirung vor, indeß befreiten die Weber bald den Gefangenen. Neben Zwanziger wohnt der Fabrikant Wagenknecht. Er hatte die Weber menschlicher behandelt, er

*) Es folgt am Schlusse.

blieb verschont. Da er ihnen noch ein kleines Geschenk verabreichte, brachten sie ihm ein Vivat aus. Bald fanden sich Weber aus Arnsdorf und Bielau ein. Was bei Zwanziger noch übrig geblieben, wurde vollends zertrümmert. Die Nacht unterbrach das Rachewerk. Ich darf den Vorschlag einiger Weber: die Häuser anzuzünden und die Verwerfung desselben aus dem Grunde: weil die so Beschädigten dann Brandgelder erhielten und es doch darauf ankomme, sie auch einmal arm zu machen, damit sie erführen, wie der Hunger thue, als zu charakteristisch nicht unerwähnt lassen. Am folgenden Tage, den 5. Juni, ging es zum drittenmal in die Zwanziger'schen Etablissements. Ein Garnvorrath auf dem Boden des Hauses war am 4. Juni nicht entdeckt worden; darum fiel er heute der Vernichtung anheim. Zum Schluß ward selbst an die Dächer Hand gelegt und ihre theilweise Zerstörung bewerkstelligt. Nachdem hier Alles zu Ende, begab sich der Haufe zum Fabrikant F. W. Fellmann, jun. Fellmann beschwichtigte die Leute, indem er Jedem 5 Sgr. zahlte und Brod und Butter, nebst einigen Speckseiten an sie verabreichte. Ein Stück Brod und 1 Viergroschenstück reichten hin, die Wuth der von Hunger und Rache Getriebenen, im Zaum zu halten! Nun ging's weiter zu E. G. Hofrichters Wittwe und Söhne. Die Masse der Weber betrug hier schon an 3000. Auch Hofrichter zahlte ein Geschenk von 5 Sgr. für den Einzelnen, doch erhielten dies nur die Ersten, die Letzten weniger.

Von hier bewegte sich der Zug „zum Sechsgröschel Hilbert." Hilbert u. Andretzky wohnen in Bielau. Mit ihrem Hause begann die Zerstörung an diesem Orte. Zunächst kam das obere Etablissement der Gebrüder Dierig an die Reihe. Der Pastor Seiffert, Schwiegersohn des Dierig, dem seine Frau eine Mitgift von 20,000 Thalern zugebracht und der nun wohl bequem von der ruhigen Ergebung des wahren Christen in sein Schicksal, von den Freuden, die dem Dulder hienieden, dort oben winken sollen sprechen, und zur Ruhe und zum Frieden ermahnen mochte, soll in's Wasser geworfen worden sein. Unterdeß hatten die Commis ihre Fabrikknechte und andere Leute versammelt, mit Knütteln und was sonst zur Hand lag bewaffnet und drangen nun unter

Anführung des Bauergutsbesitzer Werner auf die Weber los. Nach einem heftigen Gefecht flohen die Weber unter Zurücklassung mannichfaltiger Blutspuren und mit zerschlagenen Köpfen zu dem Gebäude hinaus und fort. Indeß fanden sich die Entwichenen mit neu Angekommenen bald vor dem zweiten Hause Dierig's ein. Besonders hatten sich viele Weber von denen, die bei Dierig arbeiten, versammelt. Letzterer hatte allen, die sein Eigenthum beschützen und somit sich selbst die Gelegenheit, weiter zu arbeiten, erhalten würden, ein Geschenk von 5 Sgr. zugesagt. Mehrere Fremde, die eindringen wollten, waren von den zur Beschützung Bereitwilligen zurückgewiesen worden. Unterdeß rückte das schon vor 24 Stunden aus Schweidnitz requirirte Militär in Bielau ein. Ich verbürge nicht, ob Pastor Seiffert zu seinem Schwiegervater gesagt hat: jetzt brauche er nicht mehr zu bezahlen, das Militär sei ja da! Genug, so wird es fast allgemein erzählt. Das steht fest, daß sich die Menge so eben in Ordnung aufzustellen begann, um die auf einem Zettel, der ans Haus geklebt wurde, von Dierig versprochenen 5 Sgr. entgegen zu nehmen, als das Militär ankam. Dieses verschaffte sich durch Rückwärtsbewegung einigen Raum; Weber redeten es in der Nähe an und der Commandirende mochte solche Ansprache mit Recht für gefahrbringend halten. Deshalb begab sich der Major von der ersten Stelle weg, um hinter dem Hause und auf seinen Seiten eine vortheilhaftere Stellung zu wählen. Ein Lieutenant mit 10 Mann wurde in den Garten vor dem Hause beordert. Die Weber formirten zwei Reihen, um jeder seine 5 Sgr. zu erhalten. Die Austheilung sollte am Hause des Dierig vor sich gehen und Jeder bald nach dem Empfang durch's Haus hindurch in's Freie sich entfernen. Die Ein- und Ausgänge waren mit Soldaten besetzt. Es dauerte aber so lange und die Zahlung verzögerte sich so sehr, daß die Masse ungeduldig wurde, und, außerdem beim Anblick der Soldaten ohnehin aufgeregt und von einigen Unteroffizieren barsch zur Ordnung gerufen und bald fest überzeugt, daß sie kein Geld erhalten würden, gegen die Truppen immer mehr andrängte. Der Major, welcher Dierig's Haus und seine Truppen mehr und mehr bedroht sah, ließ Feuer geben.

In Folge dreier Gewehrsalven blieben sofort 11 Menschen todt. Blut und Gehirn spritzte weit hin. Einem Manne trat das Gehirn über dem Auge heraus. Eine Frau, die 200 Schritte entfernt an der Thüre ihres Hauses stand, sank regungslos nieder. Einem Manne war die eine Seite des Kopfes hinweggerissen. Die blutige Hirnschale lag entfernt von ihm. Eine Mutter von 6 Kindern starb denselben Abend an mehreren Schußwunden. Ein Mädchen, das in die Strickstunde ging, sank von Kugeln getroffen zu Boden. Eine Frau, die ihren Mann stürzen sah, ging auf den Boden und erhenkte sich. Ein Knabe von 8 Jahren wurde durch's Knie geschossen. Bis jetzt sind überhaupt 24 schwer und tödtlich Verwundete, außer den obigen 11 Todten, bekannt geworden. Wie viele ihre Wunden verheimlichen, läßt sich vielleicht später erfahren. Nach den ersten Salven herrschte einige Sekunden eine Todtenstille. Aber der Anblick des Blutes um und neben ihnen, das Stöhnen und Röcheln der im Verscheiden Begriffenen, der Jammer der Blessirten, trieb die muthigsten unter den Webern zum Widerstande. Sie antworteten mit Steinen, die sie von den Steinhaufen der Straße aufrafften. Als nun zwar noch mehrere Schüsse gethan und dadurch abermals einige Weber verwundet wurden, gleichwohl aber die Weber auf der einen Seite entfliehend, von der andern her zurückkehrten und unter den fürchterlichsten Flüchen und Verwünschungen mit Steinen zu werfen fortfuhren, mit Knitteln, Aexten u. s. w. vordrangen, bewerkstelligte der Major v. Rosenberger seinen Rückzug. Hätte er länger gezögert, so war es vielleicht für immer zu spät. Abends 10 Uhr langte der Major v. Schlichting mit 4 Compagnieen in Peterswaldau an. Auch 4 Geschütze trafen von Schweidnitz ein.

Am 6. Juni frühzeitig ging die gedachte Infanterie und Artillerie nach Bielau ab, doch blieb 1 Compagnie in Peterswaldau, die noch am selbigen Tage, weil es wiederum heftiger gährte, an einer zweiten Sukkurs erhielt. Die Geschütze fuhren in Bielau auf, die Artilleristen mit brennenden Lunten daneben. In der Nacht vom 5. zum 6. Juni war nach dem Abmarsch der v. Rosenberger'schen Truppen das eine Dierig'sche Haus

mit einem Nebengebäude demolirt worden. In der Nähe der Dierig'schen Häuser wurde nun vom Major v. Schlichting ein Theil seiner Krieger aufgestellt, der andere Theil beim gutsherrlichen Schlosse postirt. Es zeigten sich zwar auch an diesem Morgen einzelne Haufen, welche sich die Gassen auf- und abbewegten; zwar schien das Blut, welches dick geronnen vor Dierig's Hause stand, an Pfählen, Planken und auf Stufen mit Gehirntheilen untermischt, den unverwandten Blick der umstehenden Webermasse fesselte, die im Innern tobende Rache-Furie auf's Neue entfesseln zu müssen, allein die Stärke der militärischen Macht, der Infanterie und Artillerie, später noch der Cavallerie, ließ die Weber keinen weitern Widerstand versuchen. Vielmehr zog sich ein Theil von ihnen nach Friedrichsgrund bei Leutmannsdorf und vernichtete die bei dem dortigen Ausgeber der Zwanziger vorgefundenen Waaren; enthielt sich aber jedes sonstigen Angriffs.

Bei den Vorfällen aller 3 Tage ist wohl zu beachten, daß die Fabrikanten nirgends persönlich angegriffen oder gemißhandelt, daß kein Feuer angelegt und auch die Bäckerläden, gegen welche eben keine günstige Stimmung herrschte, völlig verschont wurden. Am 6. Juni hatte sich auch der Herr Ober-Präsident eingefunden.

Während nun Breslau seine Schützen, Brieg seine Infanterie (per Eisenbahn) bis Königszelt und von da nach den Orten der Verwüstung sandte und die Husaren von Strehlen gleichfalls herbeigekommen waren, fing es hier in Breslau an demselben Tage (6. Juni), wo Estaffette auf Estaffette durch die Straßen eilte, Abends zu gähren, sich in Haufen zu sammeln und lärmend hin und her zu ziehen an. Die erwartete Ankunft Prinz Adalbert's und der dabei gehoffte Zapfenstreich hatte außerdem viele Menschen auf den Markt gezogen. Man hörte überall Gruppen sich über die Weber unterhalten; eine gewisse fieberhafte Spannung war bemerkbar. Doch wurden in dieser Nacht blos mehrere Fenster auf der Karlsstraße eingeworfen. Am folgenden Abende (7. Juni) erneuerte sich der Tumult, nur weit stärker. Der Prinz war gekommen; aber der Zapfenstreich unterblieb. Der Commandant v. Zollikofer redete die auf dem Markt dichtge-

drängte Masse an und ermahnte sie zum ruhigen Auseinandergehen. Entsetzliches Pfeifen, Hurrahgeschrei und Zischen veranlaßten ihn, sich sofort wieder in die Hauptwache hinein zu begeben. Die Hauptstraßen waren so voll Menschen, so dicht gedrängt, daß man weder vor, noch zurück konnte. Es wogte die Menge mit Toben und Pfeifen auf und ab. Mehrere Compagnieen Infanterie wurden nun auf einigen Hauptpunkten, die Cürassiere auf dem Markte aufgestellt, die übrigen Truppen in den Kasernen consignirt, die Geschütze bereit gehalten und die Compagnieen der Bürger-Schützen aufgeboten. Starke Cürassier-Patrouillen durchritten die Straßen. Allein theils der Muthwille, theils der besonders in Schneidern und Tischlern gegen die Juden glimmende Haß hatte bereits einen großen Schwarm nach der Karls- und Antonienstraße und durch die goldene Radegasse getrieben, wo er alle Fenster einwarf und zertrümmerte. Die Reiter-Patrouillen und dann die übrigen imposanten Truppenmassen verhinderten weitere Excesse. An 50 Personen wurden arretirt. Die schnell, ungemein schnell, beendigte Untersuchung hat für 18 von den Eingefangenen Freiheits- und Leibesstrafen zur Folge gehabt. Unter den Verurtheilten befinden sich meist Handwerksgesellen und Lehrlinge, auch 1 Hausknecht, 1 Formenstecher, 1 Handlungscommis und 1 Gärtner.

Die Kunde von dem Aufstande der Weber verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Provinz. Zwar den hiesigen Zeitungen wurde sogar eine ganz kurze Notiz vom Censor gestrichen, und später nach langen Conferenzen einiger Mitglieder der Regierung ein kleiner offizieller Artikel eingerückt. Desto geschäftiger war die Fama. Die übertriebensten Gerüchte fanden gläubige Aufnahme. Was über Organisation, Zahl und Bewaffnung gefabelt ward, ist erstaunlich. Um so begieriger griff Jeder nach den Zeitungen. Sie aber sprachen über Alles, nur über das nicht, was alle Gemüther in Bewegung setzte. Und doch war die Theilnahme für die Weber in den arbeitenden Volksklassen allgemein, unter den höhern Klassen nicht unbedeutend, hier jedoch von Seiten der Reichen und Kapitalisten weit überwogen durch Opposition, Haß und — Furcht. Nach Versicherungen glaubhafter Leute war das

ganze Gebirge bereit, „wenn nur erst die Weber kämen", sich ihnen anzuschließen. Ich selbst hörte gerade an den Tagen vom 7. Juni ab auf einer kleinen Reise überall die entschiedenste Sprache auf Dörfern und in der Stadt, daß die Weber Recht hätten und daß es nur Alle so machen sollten, dann würde es schon ganz anders werden. Gegen die reichen Fabrikanten, gegen den Adel und die Gutsbesitzer, gegen die Reichen und Vornehmen überhaupt, hörte ich die drohendsten Aeußerungen. Bald hieß es: 10,000 Weber ziehen nach Freiburg zum Kramsea, bald: sie hätten ihren Weg nach Wüstegiersdorf und weiterhin genommen. An beiden letztgenannten Orten war bereits Militär zum Schutze aufgestellt. Sonntags den 9. erzählte mir ein Bauer aus Jauernik: er sei, wie die Andern im Dorfe und im ganzen Kreise, beordert, morgen zu Pferde und mit Stricken versehen auf die geflüchteten Weber Jagd zu machen. „Und wenn ich över an Waber foalle," setzte er hinzu, „ich war gewieß kenn fahn!" (Und wenn ich über einen Weber falle, ich werde gewiß keinen sehen!) Damit nicht Zuzug und Hülfe von der Grafschaft und über die Eule her erfolge, hatte man schleunige Maßregeln der Bewachung ergriffen. Auf der Station Königszelt wurde, wie man mir erzählte, ein Commis, der sich heftig gegen die Weber und für die Fabrikanten aussprach, unsanft zur Thüre hinausgewiesen, und obgleich er ein Fahrbillet nach Breslau gelöst, erblickte man ihn doch nicht wieder. Ich führe dies blos als Zeichen der herrschenden Stimmung an. — Schon am 6. Juni wurden eine Menge Verhaftungen in Bielau und Peterswaldau vorgenommen und an den folgenden Tagen und Nächten fortgesetzt. Ein Theil der Weber hatte sich einstweilen in die Wälder und Berge begeben. Die, welche des Abends etwa heimkehrten, wurden gefesselt und nach Schweidnitz geführt. Hundert mögen sich jetzt dort im Gefängniß befinden. Eine Specialcommission von dem hiesigen Oberlandesgericht verfügte sich bald nach Schweidnitz. Die Eingezogenen sind der Beschädigung fremden Eigenthums aus Rache angeklagt und dürfen sonach einer schweren Strafe gewiß sein. Doch haben sie den Trost, daß sie im Zuchthause sich immer besser befinden, als in der

sogenannten Freiheit. Sie werden wenigstens nicht verhungern, nachdem sie der Staat in seine Obhut genommen. Für die Frauen und Kinder wird doch ebenfalls einige Hülfe geschafft werden und so mögen sie auch von dieser Seite beruhigt sein. Eine Aufforderung, resp. Anzeige, daß für die Hinterbliebenen derer, die in Bielau erschossen wurden, eine Sammlung eröffnet sei, hat der hiesige Censor gestrichen; so wie er überhaupt Alles, selbst in den Artikeln der Minister Rother und Bodelschwingh, mit seinem Rothstift vertilgt, was von Noth und Elend unter den Webern handelt. Daß er nur nach „höhern Instructionen" verfährt, versteht sich von selbst. Man befürchtet den Einfluß der Presse und meint, schon einige Worte dürften hinreichen, um das Gebirge in Aufruhr zu bringen. Allein entweder ist die offizielle Versicherung: es sei die Ruhe überall zurückgekehrt, ungegründet und man glaubt wirklich ihrer nicht sicher zu sein, trotz aller Soldaten und Bajonetten, oder man benutzt blos die Gelegenheit, um die in gewissen Regionen längst mit bösem Auge angesehene Presse, der man sogar die Schuld an den Vorfällen beimißt, auf lange Zeit hinaus wiederum mit all' den früheren Gewichten zu beschweren. So müssen uns die übrigen Blätter Deutschlands schadlos halten. Nach Schluß der Untersuchung haben wir jedenfalls in den hiesigen Zeitungen einen längern offiziellen Bericht zu erwarten. Wie sollte der uns aber das öffentliche und mündliche Verfahren vor'm Geschwornengericht ersetzen? Ich zweifle keinen Augenblick, daß die Commission mit aller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu Werke gehen wird. Allein beim besten Willen bleiben es eben todte Aktenstücke, was sie hinter den Inquisitionsmauern zusammen schreibt. Die öffentliche Verhandlung vor allem Volk würde so manche Dinge ans Tageslicht bringen, die jetzt der einsame Inquisit entweder gar nicht anführt, oder sie in die Sprache des Richters übertragen und in den Akten vergraben sieht. Ich meine keineswegs, daß die Geschwornen etwa ein günstigeres Urtheil über die Weber fällen würden, als unsere Richter. Im Gegentheil. Denn gerade eine bestimmte Höhe des Privateigenthums macht erst den Geschwornen, und letzterer fühlt sich in jedem Angriff der Besitzlosen gegen die Besitzenden und

Reichen selbst auf's nächste bedroht und Frankreich und England zeigen, was der Proletarier vom Proprietär, dieser mag als Lohnherr oder Geschworner auftreten, zu erwarten hat. Der Nutzen bestände nur darin, daß einmal vor den Augen und Ohren des Volkes über die Folgen der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen verhandelt werden könnte. Die Untersuchung dehnt sich übrigens immer weiter aus. Aus Peterswaldau und Bielau haben die dortigen Justitiarien an das hiesige Oberlandesgericht geschrieben, ob sie nicht ausnahmsweise die große Zahl von meist Weibern und Kindern, die wegen Entwendung und Verheimlichung verschiedener beim Tumulte aus den Häusern geworfener Waaren angezeigt werden, auf freiem Fuße vernehmen dürften, da ihre Einsperrung leicht neue Ausbrüche herbeiführen könnte und auch die Gefängnisse gar nicht für die Menge zureichen würden. Nach eingeholtem Gutachten der hiesigen Regierung ist nun dem gedachten Gerichtspersonal von hier aus befohlen worden, mit der Verhaftung ohne Ausnahme vorzuschreiten.

Es ist den Webern häufig der Vorwurf geworden, daß sie lieber bei ihrem Geschäft elend leben, als zu etwas anderm greifen wollten. Man hat ihnen zu Eisenbahn- und sonstigen Arbeiten gerathen. Wer aber die abgemagerten, hektischen und rachitischen Gestalten ins Auge faßt, muß bald davon zurückkommen. Und ob sie als Weber, oder als Tagearbeiter auf Straßen, herrschaftlichen Acker ꝛc. eine kümmerliche Existenz fristen, macht überhaupt keinen sonderlichen Unterschied. Ein zweiter Tadel besteht darin, daß sie bei ihrer alten Weise, ihren alten Webstühlen, bei dem Verfahren, wie es der Großvater getrieben, stehen bleiben, und an keine Verbesserung heranwollen. Seltsamer Vorwurf! Während die Gesellschaft sich um die Weber von deren Geburt an nicht weiter kümmert, als daß sie dieselben bis zum 14ten Jahre zum Schulbesuch zwingt, so durch Verkürzung der Arbeitszeit den Armen noch ärmer macht und ihm in der Schule dafür keinen andern Ersatz gibt, als eine Menge auswendig gelernter Sprüche, Gesänge, Episteln, Evangelien und etwas Schreiben und Rechnen — was man Alles zusammen doch wahrhaftig nicht menschliche Bildung nennen wird — verlangt man von ihnen,

sich von Vorurtheilen loszumachen, da doch die höhern Klassen mit all ihrer Aufklärung und Kultur noch weit hartnäckiger an den ihrigen hängen. Bringt den Webern Bildung bei, und damit sie möglich und zugleich für's Leben fruchtbar sei, sorgt auch für ihr körperliches Wohlergehen, und sie werden sich leicht in die Fortschritte des menschlichen Geistes finden. Andere möchten den Weber zum Kolonisten in Posen und Ostpreußen machen. Aber erzeugt denn nicht unsere Provinz Getreide und Lebensmittel aller Art in solcher Fülle, und kann der Ertrag des Bodens nicht noch so unberechenbar gesteigert werden, daß nicht blos die jetzige Bevölkerung, sondern eine viel größere, ihren hinlänglichen Unterhalt findet? Werden nicht jährlich viele 100,000 Scheffel an Getreide und Mehl ausgeführt? Und der Weber sollte auswandern, wo so viel Ueberfluß? Wo eine Menge Nichtsthuer täglich Unmassen von Fleisch, Wein und Backereien vergeudet, da sollte für den Weber kein Stück Brod, kein Glas Bier mehr übrig sein? Der Weber hat lange genug als Kind in der Schule, als Erwachsener sonntäglich in der Kirche von der „christlichen Liebe" und „Aufopferung" von der „Pflicht" seinem „Nächsten zu helfen" mit Allem, was dem Einzelnen zu Gebote steht, salbungsvoll reden hören und er sollte jetzt vor dieser vielgepriesenen Liebe Reißaus nehmen? Er fängt vielmehr an zu ahnen, daß, wenn Mühe, Drangsal und Hunger hienieden, zur Krone des ewigen Lebens berechtigen, ihm die Reichen und Gebildeten längst dieses Privilegium entrissen hätten und der Gedanke beginnt in ihm zu tagen, daß da, wo millionenreiche Fabrikanten, Gutsherren, die 10,000, 20,000 bis 100,000 Morgen Landes besitzen und viele, viele Tausend jährlich einnehmen, es nur einer vernünftigen Gestaltung der menschlichen Gesellschaft bedürfe, um schon hienieden den Himmel zu gründen und aus dem jetzigen Ueberfluß der Einen, den Mangel der Andern zu ergänzen. Es kommen aber noch andere Aerzte, die bringen Schutzzölle in Vorschlag, wieder andere ein beschränkendes Gewerbepolizeigesetz u. dergl. Wer über die Natur des Privateigenthums und seine Consequenzen ernstlich

nachgedacht, wird von Dingen, die höchstens einige Zeit als kleines Palliativ wirken könnten, keine Radikalkur hoffen. Nur eine Reorganisation, eine Umgestaltung der Gesellschaft auf dem Prinzipe der Solidarität, der Gegenseitigkeit und Gemeinschaftlichkeit, mit einem Wort der Gerechtigkeit, kann uns zum Frieden und zum Glücke führen.

Breslau, Ende Juni.

F. W. Wolff.

Lied der Weber in Peterswaldau und Langenbielau.

Melodie: Es liegt ein Schloß in Oesterreich ꝛc.

Das Blutgericht.

Hier im Ort ist das Gericht,
Viel schlimmer als die Vehmen,
Wo man nicht mehr ein Urtheil spricht,
Das Leben schnell zu nehmen.

2.

Hier wird der Mensch langsam gequält,
Hier ist die Folterkammer,
Hier werden Seufzer viel gezählt
Als Zeugen von dem Jammer.

3.

Die Herrn Zwanziger die Henker sind,
Die Diener, ihre Schergen,
Davon ein Jeder tapfer schind't,
Anstatt was zu verbergen.

4.

Ihr Schurken all', ihr Satansbrut!
Ihr höllischen Cujone!
Ihr freßt der Armen Hab' und Gut,
Und Fluch wird euch zum Lohne!

5.

Ihr seid die Quelle aller Noth,
Die hier den Armen drücket,
Ihr seid's, die ihr das trockne Brod
Noch von dem Munde rücket.

6.

Was kümmerts euch, ob arme Leut'
Kartoffeln kauen müssen,
Wenn ihr nur könnt zu jeder Zeit
Den besten Braten essen?

7.

Kommt nun ein armer Webersmann,
Die Arbeit zu besehen,
Findt sich der kleinste Fehler dran,
Wird's ihm gar schlecht ergehen.

8.

Erhält er dann den kargen Lohn,
Wird ihm noch abgezogen,
Zeigt ihm die Thür mit Spott, und Hohn
Kommt ihm noch nachgeflogen.

9.

Hier hilft kein Bitten, hilft kein Fleh'n,
Umsonst sind alle Klagen;
Gefällts Euch nicht, so könnt ihr gehn,
Am Hungertuche nagen.

10.

Nun denke man sich diese Noth
Und Elend dieser Armen;
Zu Hause keinen Bissen Brod,
Ist das nicht zum Erbarmen?

11.

Erbarmen! Ha! ein schön Gefühl,
Euch Kannibalen! fremde;
Ein jeder kennt schon euer Ziel:
Es ist der Armen Haut und Hemde.

12.

O! Euer Geld und Euer Gut,
Das wird dereinst zergehen,
Wie Butter an der Sonne Glut,
Wie wird's um euch dann stehen?

13.

Wenn ihr dereinst nach dieser Zeit,
Nach diesem Freudenleben,
Dort, dort, in jener Ewigkeit
Sollt Rechenschaft abgeben?

14.

Doch ha! sie glauben an keinen Gott,
Noch weder an Höll' und Himmel,
Religion ist nur ihr Spott,
Hält sich an's Weltgetümmel.

15,

Ihr fangt stets an zu jeder Zeit,
Den Lohn herabzubringen,
Und andre Schurken sind bereit,
Eurem Beispiel nachzufolgen.

16.

Der Reihe nach folgt Fellmann nach,
Ganz frech ohn' alle Bande,
Bei ihm ist auch herabgesetzt
Der Lohn, zur wahren Schande.

17.

Die Gebrüder Hofrichter sind,
Was soll ich ihnen sagen?
Nach Willkühr wird auch hier geschindt,
Dem Reichthum nachzujagen.

18.

Und hat auch Einer noch den Muth,
Die Wahrheit nachzusagen,
Dann kommt's so weit, es kostet Blut,
Und dann will man verklagen.

19.
Herr Cammlott, Langer genannt,
Der wird dabei nicht fehlen,
Einem jeden ist es wohl bekannt,
Viel Lohn mag er nicht geben.

20.
Wenn Euch, wie für ein Lumpengeld,
Die Waare hingeschmissen,
Was Euch dann zum Gewinne fehlt,
Wird Armen abgerissen.

21.
Sind ja noch welche, die der Schmerz
Der armen Leut beweget,
In deren Busen noch ein Herz
Voll Mitgefühle schläget,

22.
Die müssen von der Zeit gedrängt,
Auch in das Gleis einlenken,
Der Andern Beispiel eingedenk
Sich in dem Lohn einschränken.

23.
Ich sage, wem ist's wohl bekannt,
Wer sah vor 20 Jahren,
Den übermüth'gen Fabrikant
In Staatskarossen fahren?

24.
Sah man dort wohl zu jeder Zeit
Palläste hoch erbauen?
Mit Thüren, Fenstern, prächtig weit,
Ist's festlich anzuschauen!

25.
Wer traf wohl dort Hauslehrer an
Bei einem Fabrikanten?
In Livreen Kutscher angethan,
Staats-Domestiken, Gouvernanten!

Die Unduldsamen.

Verwundert euch deß nicht.
Bibel.

Die Tage werden nachgerade trüber und die Nächte werden klarer; die Erde schickt in den Morgenstunden dichtere und dichtere Nebelseufzer zur Sonne. Es ist Herbst geworden auf Erden, denn auch die Blätter bleichen schon und fallen hinab auf den moorigen Waldboden, wo sie sich schichten und wo ihnen der Baum seine Thauthränen nachweint, und auf die Wege, wo die Menschen sie mit ihren Füßen zertreten, sie, die so manches Andere noch zertreten und zerstampfen. Die Blätter fallen dichter und dichter von Eichbäumen und Rosensträuchen und auch auf die Gräber fallen sie, wo die gebrochnen und zertretnen Herzen eingestampft sind. Es ist als ob die Erde ein großes Grab wäre, auf das der Himmel seine Thränen herunter weint und dem die Pflanzen ihren Schmuck geben — auf welches die Menschen treten. Die Bäume und die Menschen machen keinen Unterschied mit den Gräbern; das Grab der Jungfrau, die rein und weiß und marmorkalt im dunkelen Boden ruht, tief eingehüllt in den weißen Schleier ihrer Reinheit und auf dem braunen Haar und der bleichen Stirn den tiefdunkelen Myrthenkranz unserer Hoffnungen, gilt ihnen gleich mit dem Grabe des Menschen, der sich selbst zum Todesengel wurde und der mit eigner Hand das Werk seiner Brüder vollendet hat. Ihr begrabt die Selbstmörder an den Kirchhofsmauern, auf den Wegen, an den Heerstraßen, auf dem Schindanger, denn ihr

seid gerecht. Ihr seid gerecht. Ihr wißt es wohl, daß des Menschen Herz ein Geheimniß ist und ein Räthsel und für jedes Verbrechen straft ihr ihn, nachdem ihr ihn gehört habt. Ihr seid gerecht, den Selbstmörder verurtheilt ihr ungehört; ihr, die ihr vielleicht selbst ihm das Gift, den Strick, den Dolch in die Hand gezwängt, die ihr ihn verstoßen, verrathen, verkauft, die ihr ihn allein gelassen habt, allein mit seiner Verzweiflung, ihr tretet kühn an die geschwollene, blutende Leiche, ihr ruft ein Wehe über sie und stoßt sie hinaus von euch, ihr Frommen, ihr Tugendhaften, ihr Glücklichen! und wenn ihr heimgeht, dann werft ihr dem Bettler einen Heller vor die Füße und seufzt: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Ich habe heute von drei Selbstmördern und einem Priester zu erzählen.

In einer gewerbreichen Gegend der Rheinprovinz liegt auf einer rauhen Bergebene das kleine Städtchen K. eine Fabrikstadt unter sieben. Die Gegend ist düster und traurig; nach Norden erhebt sich eine Bergkette, deren Waldwuchs früher die Niederungen vor Frühfrösten und Stürmen schützte, die aber jetzt entholzt und nur spärlich mit Birken und Hagebuchen, üppig mit Haidekraut bewachsen, recht trostlos und braun drein sieht und den Horizont scharf und zackig begränzt. Die Stadt liegt am Saum des früheren Waldes und senkt sich lang herunter auf der Abdachung des Gebirges. Um die Stadt herum liegen die Gärten und Waiden der reichen Bewohner; sorgfältig eingehegt und ängstlich verschlossen zeugen sie von der Unmoralität, die aus der ungleichen Vertheilung des Besitzes resultirt. Neben dem ängstlich verschlossenen, gejäteten und geschmacklos geschnörkelten Gartenlande der Fabrikherrn, bedeckt die Wucherblume und der Fenchel die bis ins Winzige parzellirten Grundstücke seiner Arbeiter, und aus dem Fleiße auf der einen, aus der Nachlässigkeit und Verwildung sollte man auf ein Fortbestehen der Frohndienste und der Hörigkeit schließen. Doch fehlt hier der herrschaftliche Hof mit Wirthschaftsgebäuden und Vorwerken und dem Anstrich des Alters, welches dem Unrecht wenigstens den Schein des Rechtes giebt; der Charakter des Ganzen ist roturierisch, es ist

das Faustrecht des Plutus, dessen Stab sich heute hierher, morgen dorthin neigt. Man sieht der Stadt an, daß sie früher ein Weiler war, dann ein Dorf wurde und ihre ganze Städtigkeit hängt ihr wie ein erborgtes Kleid um die Schultern. Denselben Eindruck machen die Menschen. Sie leben unter dem Rechte des Stärkeren; der leibeigene Arbeiter weiß, daß der Herr, der ihn mißhandelt, morgen schon mit ihm auf einer Stufe stehen kann; er weiß, daß eine falsche Berechnung, daß ein Falliment in Paris oder Triest dem Tyrannen den Stab seiner Herrschaft aus den Händen winden und ihn wieder in den Staub werfen kann, dessen Spuren er noch so deutlich an sich trägt, weil er gestern vielleicht sich daraus erhoben. Der Mensch tritt deßhalb dem Menschen rauh und kalt entgegen; der Ständeunterschied ist nur ein Zahlenunterschied; fiele heute der Besitz weg, so herrschte morgen dort die so oft erträumte Gleichheit so vollständig, wie man es nur denken sollte. Den Begüterten hat freilich der Verkehr mit der Welt, und die Reisen, die sie in Geschäften machen mußten, einen äußeren Anstrich feinerer Bildung gegeben, den sie nach Belieben annehmen und ablegen, der ihnen selbst aber so unbequem ist, wie ein Mantel im Sommer. Schon in der Sprache zeigt sich dies. Dem Fremden gegenüber ein Deutsch von erkünstelter Reinheit, eine lingua aulica, die nur in Formen sich bewegt, und die in gewisse Capacitätsgränzen eingezwängt ist — das barbarischste aller barbarischen Patois im Hause und in der Familie. So auch das Leben. Das Haus des Fabrikherrn ist, wenn geschmacklos, doch kostspielig gebaut, denn die Tausende, die es gekostet, sind sein Verdienst. Ihr tretet ein und werdet in eine Reihe Zimmer geführt, deren tout ensemble euch durch einen übel angewandten Luxus und durch den Anschein des Nichtgebrauchtseins und des Nichtzubrauchenden der einzelnen Gegenstände auffällt. Die Luft in diesen Zimmern ist feucht und dumpfig, denn man öffnet die Fensterläden, um euch zu empfangen, und man nimmt den Ueberzug vom kostbaren Sopha, damit ihr euch darauf setzt. In den Zimmern hängen die Portraits der Familie in ihren Feierkleidern kalt und genirt, so ähnlich wie die Schnellmaler sie für 2 Frd'or nur kleksen können, und die brei-

ten goldnen Rahmen sind mühsam vor Staub und Fliegen eingeflort. Auf den sehr bunten Teppichen liegen Leintücher, die man da läßt, wenn ihr darum bittet, aber von den Straminstickereien werden die Decken weggenommen, denn die müssen bewundert werden. Wenn ihr fort seid, dann wickelt man Alles sorgfältig ein. Euer Besuch hat viel Unruhe gemacht und ihr thut wohl, ihn sobald nicht zu wiederholen. Die mumienhaften Gemächer nehmen fast das ganze Haus ein; nur ein Paar Hinterstübchen sind dem Gebrauch der Familie vorbehalten. Das Meublement ist dort nicht nur einfach, sondern auch ärmlich, der Raum ist beschränkt und tretet ihr ein, so riecht ihr die Gegenwart vieler Menschen. Die Leute, die in diesen Hinterzimmern hausen und die auf den Hof hinaussehen, wenn sie sich lange genug gegenseitig angestarrt haben, stellen ihre Kost auf gleichen Fuß mit der der armen Taglöhner. Man kocht spärlich und schlecht. Aber alle vier Wochen hat man „große Visite", wie es dort heißt. Man ladet alle Verwandte und Bekannte ein, alle, mit denen man Freund ist, und alle, die man durch Gepränge kränken will. Man ladet die Reicheren ein, um ihnen zu zeigen, daß sie nicht Ursache haben, so sehr stolz zu sein; man dringt darauf, daß die weniger Reichen kommen, damit sie Respect bekommen. Dann werden Tag vorher die Schlagladen an den Vorderzimmern geöffnet und die Zimmer selbst gewaschen und gescheuert, wenn auch seit der letzten Waschung kein Menschenfuß sie betreten. Und nach dem Waschen und Scheuern entflort man die „Gemälde", Pendulen und Stickereien, nimmt die Tücher von Sofa und Stühlen, klopft die Teppiche aus und legt sie neu auf. Dann wird Alles geschlossen, damit bis zur Ankunft der Gäste Niemand etwas beschmutze, und kommen diese endlich, so gibt man ihnen mehr Gerichte und theurere, wie eine Familie in vier Wochen essen könnte, man behandelt sie wie unreife Früchte, die mit Zucker eingemacht werden, oder wie Gänse, die man stopft, und das ist die einzige Gastfreundschaft, die jenes Land kennt. Bei diesen Besuchen wird viel gesprochen. —

Eine gewisse Art der Verehrungsgefühle ist in diesem Lande sehr entwickelt — man nennt es: „Frömmigkeit." Die niedere

Stufe geistiger Bildung, die schroffe äußerliche Trennung, die völlige innere Gleichheit der Stände und die fortwährende Möglichkeit des Sturzes sind die ersten Ursachen des Uebels, denn ein Uebel ist diese Einseitigkeit der Gefühle, nach der ein Mensch sich um einiger frommer Phrasen und Gebete willen, die er Pflichten gegen seinen Schöpfer nennt, über das allgemeine Recht stellt und, sich ganz erschaffen fühlend, nur schmiegsame Rücksichten gegen den Schöpfer kennt. Der Sclave, der mit dem Herrn in beständigem Kampfe lebt, erfaßt mit Freuden die Gelegenheit sich ihm gleichzustellen, indem er etwas außerordentlich Hohes über Alles stellt, der Unwissende schwelgt mit Wonne in den Gedanken des Unbegreiflichen und Unerforschlichen und fordert die Gelehrten und Weisen dieser Welt heraus, mehr davon zu wissen, wie er weiß; der Unterdrückte findet in den Lastern seiner Unterdrücker Gelegenheit zu täglicher Anticipation des „großen Tages" und selbst der Mann, der sich groß dünkt und mächtig, fühlt oft Bangen und Schwachheit in seinem Herzen, wenn er bedenkt, wie Viele vor ihm gefallen, wie Viele nach ihm fallen werden, und er freut sich, wenn er die Glücksgötter durch Gaben und Gebete versöhnen kann. Ueber seiner ganzen Millionenallmächtigkeit erkennt er ein Schickfal ,welches Glück und Unglück, Millionen und Weberschiffchen gibt und nimmt, und vor diesem Schicksale sinkt er in den Staub, in den er eben noch seinen Bruder getreten hat. In dem Leben und in den Begebnissen handeltreibender Menschen scheitert oft Geschick, Klugheit, Vorsicht, Fleiß an einem eigensinnigen und blinden Zufall, der, durch seine Kraft potenzirt, zum Fatum wird, und deßhalb ist das Verehrungsgefühl auch jenes Volkes durchaus aufs Fatalistische gerichtet. Die Prädestinationsfrage in der christlichen Kirche ist nirgends mit so viel Eifer verhandelt worden, hat nirgends so viele Convertiten gehabt. Ueberhaupt — da man für die Speculation nur eine Richtung kennt, so acharnirt man sich für die Fragen in dieser Richtung, da in geistigen Dingen nicht der Verstand, sondern das Gefühl dort gebraucht wird, und so schwiemelt man im Gefühle und wird mystisch; der speculative Mysticismus absorbirt dort alles geistige Leben. Er tritt kühn auf, dieser Sohn

der Kellergewölbe und lichtlosen Betstuben für „Heilige beiderlei Geschlechts.“ Ueberzeugt von der Wahrheit des Spruches, daß die Extreme sich berühren, sucht er die Consummation der von dem Apostel anbefohlenen Liebe in einer Negation aller derselben zugehörigen Qualitäten, und in der Negation der dort angeführten Negationen, sintemalen er ist: nicht langmüthig und nicht freundlich, er eifert, er treibt Muthwillen, er blähet sich auf, er stellet sich ungebärdig, er suchet das Seine, er ist leicht zu erbittern, er trachtet nach Schaden, er erträgt nichts, er glaubt nichts, er hofft nichts, er duldet nichts. Man haßt, man verachtet, man verflucht sich gegenseitig wegen religiöser Streitfragen, und das nennt man auf den Synodalversammlungen der Geistlichen: „einen heiligen Eifer und ein reges religiöses Leben unter dem Volke“, ja, bei den Predigerwahlen bilden sich Partheien, die sich gegenseitig excommuniciren, die oft sogar mit Messern, Knütteln, Ofendeckeln und Mistgabeln zu überzeugen trachten. Mit einem Worte, man ist beschränkt und individualisirt das Allgemeine und man ist fanatisch in dieser Individualisirung.

An den äußersten Gränzen dieser frommen Stadt lebte ein Mann, den ich Lohoff nennen will. Er war eine derbe, tüchtige Natur, die so recht gemacht war, das Leben frisch und frei, ohne Rückgedanken aufzufaßen. Halb Fruchthändler, halb Bauer kam er viel herum von Jugend auf; er war vierschrötig, mit Knochen und Sehnen von Eisen und balgte und raufte sich mit allerlei Menschen durch Gedanken, Worte und Fäuste. Mit dem Körper war auch der Geist derb, gesund und ausdauernd; wenn ihm jemand mit einem Wortkniff oder einer Spitzfindigkeit kam, so ging er grade durch und riß das Netz auseinander, und wo es zähe war, da wurde er auch manchmal etwas wild, so daß es nicht die feinsten Redensarten absetzte. Er war ein wenig grob und trotzig von Jugend auf, dieser Mann, so daß er kaum gehörig den Hut vor dem Bürgermeister zog, denn er dachte, wenn sich der auch viel einbildete, so könne er, der reiche Lohoff, doch auch noch einmal Bürgermeister werden, und wenn er das recht überlegte, dann versprach er sich, er wollte ein freier Mann bleiben und keine Beamtung annehmen. Noch weniger Respect

hatte er vor dem Pfarrer, den er nie anders nannte, wie den „Pfaffen.“ Er konnte es dem Geistlichen nie vergessen, daß man ihn in seiner Jugend zur Kirche geschickt hatte, wo er lieber im wilden Wald herumgelaufen wäre, und daß die ihn gelangweilt hatten mit ihren endlosen Reden von der Kanzel und ihren langen Gebeten vor dem Altar, ihn, der niemals still an einem Orte sitzen konnte und am wenigsten zu der Zeit, als seine Haut sonnenbraun und sein Haar flachsgelb war. Und später, als er um die Bauerndirne freien ging, die nachher sein Weib wurde; da fiel freilich Manches vor, was man ungebührlich nennen konnte, wie das denn so zu gehen pflegt, wenn mein Herrgott heiße Tage und dunkle Nächte schickt und den Buben und Mädchen das heiße Blut in den Adern kocht und sprudelt, so daß es kein Wunder ist, wenn sie fraßeln und ringen, und den Katechismus ein ganz klein wenig vergaßen. Er war ein toller, wilder Bursch und sie eine dreiste wilde Dirne, und die Ersten waren sie auch nicht, dazu auch nicht die Letzten, und überdieß brauchte sich Niemand zu beklagen, denn es wußte Niemand, was sie noch thun wollten. Da war's denn auch Unrecht von dem geistlichen Herrn, daß er den Lohoff vornahm und behandelte wie einen Schurken und ihm eine Predigt hielt, ihm ganz allein mit der Karoline, der es schlecht dabei wurde, denn der schwarze Mann predigte ihnen alles vor, was in der Bibel von Huren steht und von Ehebrechern, und was ihnen nie und nimmer in den Sinn gekommen war. Er hat es freilich nachher dem Pfarrer gesagt, wie er's meinte, daß wenn er sich selbst nicht respectirte und das „Wicht“, 'so würde er jetzt gar nicht heirathen, so das er, der Pfarrer, wenig genug von dem Hochzeitsopfer zu sehen bekommen sollte. Und es sollte ihn der und jener holen, wenn er noch mal in die Kirche käme, wär's auch auf den höchsten Feiertag. Da hieß ihn der Pfarrer zum Haus heraus gehen und er ging heim und kam nie wieder über die Schwelle.

Darauf heirathete Lohoff die Karoline, aber nachher ist er nie wieder in die Kirche gegangen.

Er hat später noch einigemal Streit mit dem Pfarrer gehabt, als ihm dieser seine beiden Buben taufte, und auch nachher noch

wegen Stolgebühren, die ihm abgefordert wurden, die er gegeben hätte, wenn es recht gewesen wäre, denn er betrog nie Jemanden um einen Heller, selbst nicht im Handel, wo es doch verzeihlich gehalten wird. Das ließ sich nun von seinen frommen Nachbarn nicht sagen, denn mit denen kam er oft in Streit, weil sie ihn über's Ohr hauen wollten und er nicht so leicht betrogen war. Kein Wunder also, daß die frommen Nachbarn dem Pfarrer recht gaben, wenn von der unchristlichen Gesinnung des Mannes die Rede war und der Pfarrer sie sammt und sonders ermahnte, für den Unglücklichen zu beten, da er außer aller Gnade stände, auf daß ihn der Heiland heimsuchte und zu seiner Heerde zurückführte. Wenn die Leute den Lohoff sahen, dann zuckten sie die Achseln und sprachen von der Langmuth des Herrn, aber wenn er heran kam, dann schwiegen sie ganz stille und wurden verlegen, denn sie hätten ihn um alles in der Welt nicht kränken mögen, daß er es gehört hätte, was sie von ihm sagten. Er hatte aber auch eine Pferdekraft, und seine Fäuste wußte er wohl zu gebrauchen. Dafür mußte seine Frau, die Karoline, viel hören, wenn sie auf die Visite ging, oder wenn die andern Weiber zu ihr auf Visite kamen. Sie war aber ein Weib und grämte sich sehr darüber, so daß sie zuletzt gar nicht mehr ausging. Das wurmte ihren Mann, denn die Karoline war ihm sehr lieb geworden, so daß sie sich noch nicht ein einzigesmal gezankt hatten, so hart und heftig er auch war. Und wenn er die Karoline ansah, wie sie bleich wurde und verkümmerte, wurde es ihm auch oft weich um's Herz, und er dachte daran, das Haus zu verkaufen, in dem sein Vater gestorben war, und die Felder, auf denen er die Kühe gehütet hatte als Bube, und in dem Wald, in dem die Karoline sein Weib wurde in der trüben schwülen Nacht, und wollte weit wegziehen an einen Ort, wo die Leute nicht so fromm wären. Als er das eben recht überlegt und beschlossen hatte, kam die Karoline mit ihrem dritten Kinde in Wochen und vierzehn Tage darauf mußte er sie begraben lassen. Das Kind blieb am Leben, es war ein Mädchen und er nannte es mit dem Namen der Verblichenen.

Als sein Weib begraben wurde, ist er nicht auf den Kirchhof gegangen, denn er hatte nicht geschlafen, so lange Karoline krank war, so daß seine Nerven angegriffen waren und er sich nicht in der Gewalt hatte. Er wußte, daß er heftig und jähzornig, daß die Frau todt und daß der Pfarrer sehr fromm war. So legten sie denn das Weib allein in die kalte rauhe Erde und begruben sie. Als die Leute vom Kirchhof kamen, sprachen sie viel von der erbaulichen Grabrede und dem lehrreichen Beispiel, aber die, die weniger fromm waren, sagten, es wäre gut gewesen, daß der Lohoff nicht da war, der hätte dem Pfaffen das Genick zerbrochen. Später wenn es Abend wurde, ging der starke Mann oft hinaus und besuchte sie an ihrem Grabe, und lange Jahre hindurch ging er zu dem Grabe, wenn die Andern in der Kirche waren und sich erbauten am Sonntage. Er saß dann auf dem Erdhügel und mag da wohl allerlei gotteslästerliche Gedanken gehabt haben, denn er wurde zorniger und grimmiger gegen die Pfaffen und gegen die Frommen von Jahr zu Jahr, so daß sie ihn nachher gerne in Frieden ließen und dem alten Brumbär weit aus dem Wege gingen.

Mittlerweile wuchsen seine beiden Söhne heran, und seine Tochter, die ein bleiches, stilles Mädchen war und gar nicht wie die andern Bürger- und Bauernmädchen, die rothe Kirchenorgelgesichter und laute Stimmen hatte. Das kam, weil ihre Mutter viel Gram und Herzeleid erfahren mußte, während sie das Kind mit ihrem Blute nährte, und deßhalb war das Mädchen auch traurig und trübe, wie ein bewölkter Maitag. Sie war eine stille, liebende Tochter, und auch die Söhne waren brave, fleißige Jungen, also daß der gottlose alte Lohoff mehr und mehr gegen die Welt feindlich wurde und endlich nur in und mit seiner Familie lebte, die später einen Zuwachs erhielt durch den Bruder des Lohoff, der Kaufmann war und seit vielen Jahren Geschäftsreisen für mehrere bedeutende Häuser gemacht hatte. Der Hase, sagt man, springt, wo er geheckt ist, und so kam auch der Bruder aus der Fremde zurück und sagte, er wollte von seinen Ersparnissen leben, so lange die alten Knochen vorhielten. Da gab ihm der Bauer ein Zimmer in seinem Hause und sie

lebten still und friedlich wie zuvor, wenn nicht zu Zeiten der Haß des Alten gegen die frommen Nachbarn herausgeplatzt wäre, was dann und wann vorkam, wenn sie ihm neue Beweise ihrer christlichen Liebe gaben. Der Bruder zankte und tobte nicht, aber er war auch eben nicht christlich gesinnt. Er hatte sich sein lebenlang nicht viel mit Gottesdienst aufgehalten; es war eine Sache, von der er nichts verstand und verstehen wollte.

Mit einem Wort, er war „weltlich" gesinnt, dieser Bruder des Lohoff, und er war alt geworden mit dieser weltlichen Gesinnung. Aber dafür wurde er auch mit der Zeit sehr unglücklich. Sein ganzes Leben war eine Reihe von Strapazen und Vergnügungen gewesen, die hatten ihm den Körper vor der Zeit gebrochen; Gram hatte er erst gefühlt, seit er in Ruhe saß — er war an das Leiden nicht gewöhnt und es ging ihm hart an. Dazu war sein Leiden ganz ohne Hoffnung, denn sein einziger Trost wäre die Jugend gewesen. Er hatte die schönsten Länder der Erde durchzogen, er hatte in allen Genüssen der südlichen Climate geschwelgt, er hatte an tausend Mädchenbusen geruht und warme reiche Lippen hatten jede Sorgenfalte von seiner Stirne weggeküßt; er hatte an üppigen Tafeln gespeist — die Erde war wunderschön und er hatte sie genossen und noch mehr — er hatte den jungen, wonnedurstigen unersättlichen Geist bewahrt. Aber sein Körper war alt geworden, sein Arm matt, sein Rücken gebeugt, sein Haar grau und seine Lippen hatten sich welk geküßt. Er war sehr unglücklich, dieser Mann. Die Erde war schön wie früher und er war alt. Blumen und Früchte dufteten und lockten und er war alt. Mädchen und Frauen, warme, weiche, duftige Geschöpfe schritten durch das blühende Land und ihre Augen funkelten und schwammen in Weh und Wonne und ihn, den Alten, ihn bangte es und es trieb ihn mit seinen trüben Augen tief hinein zu schauen in die hellen, sternigten — und er war alt. Er war sehr unglücklich, dieser Mann. Man fand ihn eines Tages, als er sich erhängt hatte. Sein Bruder hatte viel Schmerz, aber er bekämpfte ihn. „Er hat es überstanden, sagte der alte Lohoff, er war immer ein guter Bruder und treuer Freund." Und weiter sagte er gar nichts. Den

Selbstmörder aber verscharrte er in seinen Garten, da ihn die Gemeinde nicht auf den Kirchhof haben wollte. — Unterdessen war der älteste Sohn ein Mann geworden, der in der Welt für sich selbst stehen wollte; vielleicht behagte ihm auch das abgeschlossene Leben im väterlichen Hause nicht, denn die Jugend will unter den Menschen und mit den Menschen leben. Deßhalb verstand er sich mit dem Alten um seinen Theil vom Vermögen der Mutter, und damit zog er in eine benachbarte Stadt, drei Stunden weit von des Vaters Hause, und fing ein Geschäft an. Er war fleißig und geschickt und es ging ihm gut. Auch kam er oft, um den Alten zu besuchen.

Allein, seltsam genug — am zweiten Pfingsten war es gewesen, daß der alte Bruder Hand an sich gelegt hatte, und das Jahr drauf, am selben Tage erhing sich der Sohn, der verzogen war, auch. Niemand wußte warum und Niemand hat es erfahren.

„Mein Bruder hat es ihm vorgemacht!" sagte der alte Lohoff zu seinen beiden Kindern, als er die Nachricht erhielt. Darauf trat eine lange Pause ein. Der Sohn und die Tochter waren niedergeschmettert — bewußtlos, wie die Menschen es sind, wenn sie hören, ein Wesen, das sie lieben und das sie kurz vorher noch in Jugend und Kraft sahen, sei eine kalte starre Leiche und sie würden es nie mehr sprechen hören, es nie mehr wiedersehen. Sie begriffen es nicht. Der Alte, der begriff es wohl, denn er kannte den Tod und wußte, was im Grab ist. Aber er war noch nicht gebrochen. Was er auch fühlte, er war der ernste, strenge Lohoff, so wie Gott und die Menschen ihn gemacht hatten.

„Geh du hin und begrabe deinen Bruder", sagte er zu seinem einzigen Sohne — „ich bin alt und kann den Weg heute nicht gehen." Er hatte Recht. Er war zu alt geworden, um einem jungen Manne zum Grabe zu folgen.

Der einzige Sohn ging. Aber am Nachmittage brachte man auch ihn auf den Hof. Man hatte ihn im Walde erhängt gefunden.

Der Alte sah ihm lange in das entstellte Angesicht. „Auch dieser?" sagte er. Dann wandte er sich zu seiner Tochter:

„Du bist mir allein noch geblieben."

Sie sah ihn an. Sie kannte ihn nicht.

Sie war wahnsinnig. —

Sie waren alle drei in der Stube, der Todte, die Wahnsinnige und der Greis, der in den wenigen Stunden merkwürdig gealtert war. So stark er im Leben gestanden hatte — er war jetzt gebrochen. Er saß vor seinem Sohne, vor seiner letzten Hoffnung, und dachte daran, wie er allein sei, ganz allein und wie Niemand, Niemand lebte, dem er oder der ihm nahe stand. Diese Kinder, das fühlte er jetzt, hätten ihm die Augen zudrücken, er hätte in ihren Armen sterben sollen und nun waren sie verloren fast an einem Tage. Er fühlte sich so allein, so schwach, so verlassen, daß es ihm schauderte, und wenn ihn die Augen nicht so gebrannt hätten, dann hätte er vielleicht weinen können. So aber war das unmöglich, das fühlte er wohl, und doch wären die Thränen ein Segen des Himmels gewesen. Weit von ihm, in der Ecke des Zimmers, saß seine Tochter, die Verrückte. Sie saß still da, mit den Armen auf den Tisch gestützt und hatte ihre langen Zöpfe aufgemacht, und ließ das schwarze Haar durch die kalten weißen Finger gleiten, denn das Herz war ihr gebrochen und ihr Wahnsinn war eine Entfremdung, ein Vergessen ihrer selbst und des Fluches. So saß sie da mit dem silberbleichen Gesicht und dem langen dunkeln Haar, und draußen ging eben die warme Frühlingssonne unter, die schien dem Todten in das verzerrte Antlitz, und die wollüstig laue Luft zog zum offenen Fenster hinein und spielte mit den schneeweißen Locken des Verlassenen und warf Blüthenflocken auf den Todten. Dazu sangen die Vögel draußen, und es jubelten die Kinder glücklicher Eltern, und die Luft war voll Sang und Klang, als ob noch nie und nimmer ein Mensch gestorben wäre.

Es ging ein trüber Schatten am Fenster vorbei. Nach einer Weile öffnete sich die Thüre und der Pfarrer stand in der Stube.

Er war ein wohlgenährter Mann mit einem dicken rothen Gesicht, um das die grauen Haare recht trotzig und kühn standen. Die beiden, der Lohoff und der Pfarrer hatten ein langes Leben voll Haß durchgelebt, aber der Letztere nannte es Liebe. Der

Lohoff verfluchte ihn, und er betete für den Lohoff, so oft sich Gelegenheit dazu darbot, und bat Gott, er möchte nicht mit dem Verblendeten ins Gericht gehen. Er sagte auch, er verzeihe dem unglücklichen Manne alle seine Sünden gegen ihn, den Pfarrer, und würde sich freuen, wenn Gott ihm Gelegenheit geben wollte, seine Feindesliebe werkthätig zu bezeugen. Jetzt hatte er Gelegenheit und als er von dem Verderben hörte, welches auf die Familie hereingebrochen war, da versammelte er alle seine Freunde und Nachbarn zu einer Betstunde und ließ sie einmüthiglich beten: Gott möge dem alten Manne gnädig sein, daß diese Heimsuchung nicht unbenutzt vorübergehe, sondern daß sein verstocktes Herz erweicht werde durch seine Liebe, und er erkenne, daß der Herr Herr sei, der die Sünden der Väter heimsuche an den Kindern. Nachdem sie gebetet hatten, nahm der Pfarrer Hut und Stock und ging, um seinen Feind zu besuchen.

Als der Lohoff den Mann Gottes sah, stand er auf und führte ihn zu der Leiche. Er gab ihm die Hand, aber er sprach kein Wort.

„Lohoff," sagte der Mann Gottes, „ihr seid ein großer Sünder, aber der Herr ist gnädig und barmherzig. Er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er lebe, deshalb rächt Er eure Missethat an Diesen: der Herr hat heute leise bei euch angeklopft!"

Der Greis war allein, ganz allein; ein Blitz hatte ihm alles Glück, alle Freude, alle Hoffnung seiner alten Tage geraubt, und der Herr hatte leise bei ihm angeklopft!

In zwei Tagen hatte der Greis drei Kinder verloren, drei gute Kinder, den Stolz seines Alters, und nun sagte man ihm, der im Herzen aufschrie und rief: o daß ich für euch hätte sterben können! ihm sagte man, diese Kinder seien um seiner Missethat willen gestorben, und dabei sagte man: der Herr habe leise bei ihm angeklopft!

Der schwarze Mann wußte nicht, was es heißt allein sein auf der Welt, ein fühlendes Herz im Leibe haben, und vor sich die Geliebten als Leichen und schlimmer noch zu sehen. Er wußte es nicht — ihr wißt es alle nicht, die ihr fluchet und verdammet

mit eurem Segen, sonst sprächet ihr nicht: „hier hat der Herr leise angeklopft!"

Einerlei — ihr raset gegen die Rache, ihr sagt die Rache gehöre Gott zu, und er müsse vergelten und doch möchtet ihr mit dem Herrgott zürnen, daß seine Werke euren Gedanken nicht gleich kommen. Ihr seid heiliger wie das, was ihr die Religion nennt, denn die Missethat eurer Brüder kränkt euch mehr wie ihn. Ihr seid weiser wie euer Herrgott, denn ihr schreibt ihm vor, was er thun soll. Ihr seid gerechter! selbst die göttliche Allmacht ist ein Nichts gegen die Unendlichkeit eures Rachegefühls. Wenn er sein Aergstes gethan, wenn sein furchtbarster Donnerkeil aus freier Luft das nackte, kahle Haupt getroffen hat — dann sagt Ihr: „Er hat gedroht!" und wenn der Mensch nicht weiß, wo er hin soll mit seinem Jammer, wenn er erblindet vor ungeweinten Thränen und umhertappt nach einem Herzen, das sein Leid fühlen könne, nach einer Thräne auf die glühende Stirn, nach einer Hand, die seine kalte Hand freundlich faßt, und wenn er vergebens sucht auf der öden, öden Erde — dann sagt ihr einem solchen Menschen, der Herr habe leise bei ihm angeklopft!

So seid ihr nun einmal. —

Der Lohoff sah den Tröster an, als verstände er ihn nicht.

„Geht in euch, Lohoff," sagte der Pfarrer, „der Herr hat diesmal leise bei euch angeklopft."

Der Greis war noch immer stumm. Er hob den Arm auf, krümmte die Finger, und legte sie dem Tröster an die Gurgel. Es war eine dürre, sehnige Hand, an der die Venen weit heraus standen aus der runzelvollen Haut — es war eine Hand zum Erdrosseln. Aber es mochte dem Sünder wohl scheinen, als ob genug Unheil geschehen wäre, und vielleicht auch, gottlos wie er war, war er doch nicht ganz verdorben, denn er mordete das zitternde Geschöpf in seiner Hand nicht, sondern er schleppte es vielmehr zur Stube hinaus durch die Flur an die Hausthure. Da ließ er den Mann Gottes los und trat ihn hinaus.

Hernach ging er still herein und setzte sich zur Leiche seines Sohnes. Ihm gegenüber saß die wahnsinnige Tochter, die ließ ihre Locken durch die weißen Finger gleiten, und draußen ging

die Sonne unter und es wurde in der Natur still und immer stiller, als es Nacht wurde und der Mond herauf stieg.

In dem Zimmer war es noch stiller. Da saß ein Sünder, bei dem der Herr leise angeklopft hatte.

Otto v. Wenckstern.

Credo.

1.

Ich glaube an eine schöne, große Zukunft Deutschlands, an eine Zukunft der Freiheit und des Rechts, der Volkswürde und der Menschenachtung. Ein Winterhauch kalter Selbstsucht war über unser Vaterland gekommen, und der stolze Fluß deutschen Volksthums erstarrte. Anstatt des lebendigen Wellenschlages zeigte er nur todte Schollen. Die Schiffe, die er einst trug, lagen gefesselt; die Ufer, die er einst belebte, dürrten aus; die Pflanzenwelt, die er einst tränkte, verkümmerte. — Es war ein Todtenbild, eine Leichenfeier, die das Herz mit Angst und Wehe füllte.

Aber ich höre das Krachen des Eises; es schwankt und es wird brechen. Der Fluß wird von neuem angefesselt, urkräftig und lebendig dem Weltmeere der Geschichte zuströmen.

2.

Es war ein schöner, heller Tag; die Sonne verkündete viel mehr als sie gewährte; aber sie war zum erstenmale seit Monaten wieder im Stande, Leben zu schaffen. Die Ahndung der zukünftigen, dies Andenken an die vergangenen Frühlingstage, trieb den Knaben an den Rhein hinaus. Da lag der Strom todt und kalt, regungslos und gefesselt in seinem breiten Bette. Tags vorher pilgerten Tausende über die Eisbahn von einem Ufer zum andern; aber heute fehlte selbst dies erborgte Leben. Er sah nur todter, nur kalter aus.

Da wurde in weiter Ferne ein Seufzer laut, der immer näher kommend, immer stärker und gewaltiger, bald wie Kummer-

ruf, zuletzt wie des Himmelsdonner unter der Eisdecke weglief. Und ein zweiter, ein dritter Seufzer, die alle zu Donnerschlägen anwuchsen, zogen an uns vorüber, und verkündeten die da kommenden Dinge.

Und dann hob sich die ganze Decke wie von einer geheimnißvollen Macht getrieben; und die fernen Seufzer und der nahe Donner wurden zu einem tausendfachen Krachen, als ob ein Riesenbau zusammenbreche. Es war ein Kampf des Todes gegen das Leben, und der Tod stand fest und das Leben drang auf ihn ein, und schob die Eisdecke in Tausend Stücke zerbrochen über einander her, thürmte sie haushoch, daß sie, sich selbst überschlagend, zischend in das entfesselte Wasser hinabstürzten. Die Wellen schlugen freudig über den Besiegten Schollen zusammen, und griffen sie dann wieder auf, und drängten sie von neuem übereinander, daß sie sich selbst, Eine die andere, in Stücke zerbrachen.

Ein unheilvoller Zufall wollte, daß das Eis weiter unten fest blieb. Als ob der Tod das Leben fesseln könne, stand die Eisdecke unten regungslos. Aber das Leben siegte. Der Strom schoß über die Decke hinweg; trat über seine Ufer hinaus, warf die Eisschollen auf die erstaunte Erde, drang gegen die Mauern der alten Stadt an, riß hier einen Baum mit den Wurzeln aus, warf dort ein Haus um, zertrümmerte was ihr in den Weg trat, und feierte einen jubelvollen Sieg, nur um so größer, nur um so gewaltiger, je stärker die Fesseln waren die ihn gefangen halten wollten.

Das war ein wunderbares Schauspiel — eine Lehre, und wehe denen, die sie nicht begreifen und beachten.

3.

Ja, auch unter dem Eise des deutschen Volksstroms begann ein neues Leben. Noch ist es nicht der entfesselte Strom, der an die Oberfläche tritt; sondern nur die zersplitterten Eisschollen, die Zeichen des Todes. Aber diese Zeichen des Todes selbst verkünden Leben.

Die Stimme des Elends unter den Arbeitern war erst nur ein Seufzer, ein stummes Angststöhnen, das aus weiter Ferne zu uns herüberklang. Dann wurde es ein lauter Hülferuf, —

Morgen wirds ein Donnerschlag sein, der unter dem Eise des deutschen Volksstammes von oben bis zu seiner Mündung hinabdringt.

Wer darf die Zeichen der Zeit verkennen? Es ist zugleich ein kecker Wahnsinn und ein jeder Schonung unwürdiger Frevel, wenn der Einzelne sich berufen glaubt, das Geschick der Völker durch Einzelnmord entscheiden zu wollen. Das Gesetz kann nicht strenge, das Gericht nicht rasch und nicht entscheidend genug gegen eine solche That des Unsinns und des Hohnes, jedem höhern Pflicht- und Rechtsbegriffe gegenüber, sein. Aber warum fanden solche Frevel nicht zu andern Zeiten statt, warum trägt sie ein Jahrhundert als Stempel auf der Stirne, während ein anderes für sie kein Gesetz zu machen brauchte, weil es sie für unmöglich halten konnte?

4.

Das Leben unter der festen Eisdecke treibt zur Bewegung.

Aber nur Zeichen des Todes sind es, die wir vorerst sehen. Die Liebe zum Vaterlande ist noch meist nur ein stumpfer Haß gegen das Fremde, gegen Frankreich vor Allem. Noch eine Weile und der todte Haß wird in sich selbst zusammenbrechen, wird von der lebendigen Liebe in Stücke zerrieben auf die Ufer geschlendert werden.

Die Liebe zur Gleichheit ist meist nur ein blinder Zorn, eine ohnmächtige und unfruchtbare Eifersucht des Armen gegen den Reichen. Aber die Zeit ist nahe wo die Reichen einsehen müssen, daß die Armen nur ihre Brüder sein werden, wenn sie selbst an sie als Brüder denken, sie als Brüder behandeln; — wo die Armen fühlen werden, daß sie durch Haß und Eifersucht den Bruch nur vergrößern, das Unheil und ihr eigenes Elend nur vermehren können.

Die Liebe zur That war bis jetzt meist nur ein Schautragen der Eitelkeit. Sie spreizten sich so schön, sprachen so laut, die Herrn in Mainz, um dann so kleinlaut, so winzig zusammen zu schwinden, wie — das Eis an den ersten Sonnenstrahlen. Aber die Zeit wird kommen, ist nahe, wo die Lust zur That, wo das

Leben die Lebendigen ergreifen wird, und dann wird die gespreizte Eitelkeit in sich selbst zerfallen.

Nur Eisschollen sinds, nur Zeichen des Todes, aber diese selbst verkünden Leben.

5.

Ich höre die Zweifler: „Du zeigst uns nur Tod, und Du versprichst uns Leben!"

Was soll ich antworten?

In den ersten Jahrhunderten des Christenthums, als noch der heilige Geist der schönen Liebe und des edeln Glaubens auf den Jüngern und Nachfolgern Christo ruhte, wanderte eine Schaar frommer Eiferer aus unter die Heiden, um sie zu belehren und zu bekehren. In einer Stadt ließ sie der König gefangen nehmen, weil die Priester seiner Götter die Christen der Gotteslästerung anklagten. Der König, ein gerechter Richter, stellte die Ankläger den Angeklagten gegenüber. Die Priester der Götter aber waren Schriftgelehrten und die Schüler des Christs konnten, trotz alles Eifers, trotz alles Glaubens, weder die Ankläger besiegen, noch den Richter überzeugen. Unter den Christen aber war ein alter, grauer Bischof, ein einfältiger Mann, dessen ganzes Verdienst seine Einfalt und sein Glaube war. Als er sah, wie seine Brüder nicht im Stande, die Heiden zu bekehren, wollte er hervortreten und sprechen. Aber die andern gelehrten Priester Christs fürchteten, der Einfältige könne ihrer Sache schaden, und hielten ihn lange zurück. Zuletzt, als ihre Sache verloren, als der König bereit war, sein verdammendes Urtheil auszusprechen, drängte sich der graue Bischof mit Gewalt durch, trat vor den König, warf sich aufs Knie, hob die Hände zum Himmel, und betete mit Inbrunst und Demuth seine Credo her. —

Und die erstaunten Heiden standen erschüttert da, und der Einfältige bewirkte durch seinen Glauben, was die Klugen, trotz ihres Wissens verfehlt hatten. —

6.

Ich glaube an eine schöne große Zukunft Deutschlands, an eine Zukunft der Freiheit und des Rechts, der Volkswürde und der Menschenachtung.

Und ich sehe Millionen um mich, Freunde und Feinde, die diesen Glauben theilen. Das ist die Frühlingssonne, die das Eis treibt, die den Strom anschwellt, das ist das Leben, das den Tod besiegen wird. Noch sind die Zeichen nur Zeichen des Todes, aber daß sie sich regen, ist der Beweis des Lebens. Hat erst die Sonne des Glaubens die letzte Fessel des Winterfrostes schnöder Eigensucht gebrochen, dann werden auch die Zeichen des Lebens von selbst hervortreten. Der Glaube versetzt Berge, macht seelig, — besiegt den Tod selbst! —

Ich glaube an eine schöne große Zukunft Deutschlands.

So geschehe!

J. Venedey.

Der Lohnweber.

Erzählung von Ernst Willkomm.

1.

Es war spät im October. Der Sturm brauste, schüttelte die welken Blätter von den Bäumen und warf schwere Regentropfen gegen die trüben Fensterscheiben der niedrigen Häuser, die eng zusammengedrängt in einem schmalen Thale lagen, das von einem klaren Bergwasser fast in zwei Hälften getheilt ward. Auf den grundlosen Wegen des ärmlichen Dorfes ließ sich Niemand blicken. Man hätte es für ausgestorben halten können, wäre nicht über den braunen, häufig mit dunklem Moos dick bewachsenen Strohdächern ein schwerer gelblicher Rauch, der für die Augen äußerst angreifend war, sichtbar geworden. Auch ließ sich, wenn der Sturm auf Secunden schwieg oder in der Ferne verhallte, aus allen Häusern ein eigenthümliches Geräusch hören, das Zeugniß ablegte nicht nur von einer zahlreichen Bevölkerung des Ortes, sondern auch von deren unermüdlichem Fleiße. Ging man nahe an einem der kleinen Häuser vorüber, so fühlte man die zitternde Erschütterung, die sich von dem Holzwerke selbst dem Erdboden mittheilte. Die Häuser waren sämmtlich von Webern bewohnt, die rastlos hinter ihren Stühlen thätig waren. Von frühem Morgen bis tief in die Nacht hinein, ja zuweilen sogar die ganze Nacht hindurch, dauerte das Klappern und Klirren des „Schnellschützen", das dumpfe Anschlagen der Weblade.

Obwohl alle Häuser des Weberdorfes ein ärmliches Ansehen hatten, so gab es dennoch auch in dieser allverbreiteten Armuth

merkliche Abstufungen. Die besten Häuser waren gegen den herannahenden Winter mit dürren Buchenblättern, wohl eine Elle dick, „versetzt" und dieser rund um die hölzerne Wohnstube laufende, und bis über die Fenster sich erhebende Laubwall mit kreuzweis oder schräg gelegten weißen Hölzern zierlich, wie mit einem Netz, überdeckt. Aermere Bewohner dagegen hatten schlechtgetrocknetes Kartoffelkraut unordentlich um die Stuben angehäuft und es gegen Wind und Wetter nur mit einigen lose eingerammten Pfählen geschützt. Eins dieser schon von Außen sehr ärmlich aussehenden Häuschen gehörte dem Lohnweber Urban und war jetzt in einem Zustande, der, im Fall eines strengen und stürmischen Winters, ernstliche Besorgnisse für das Wohl seiner Inwohner erwecken konnte. Nicht nur hatte die Hausthür kein Schloß, auch die meisten Fensterscheiben waren zerbrochen und mit schmutzigem, in Oel getränktem Papier verklebt. Auf dem Dache fehlten eine Menge Schauben, so daß dem Winde freier Zutritt gestattet war, und der hölzerne Schornstein, der sich in einem trichterartigen runden Dache endigte, war am Morgen des Tages, von dem wir sprechen, von einem Windstoße herabgeworfen worden.

Im Innern dieser Hütte saß, in dicken, beißenden Qualm eingehüllt, eine Frau von einigen dreißig Jahren hinter dem Webstuhle und stieß mit geübter Hand rastlos das klirrende Schiffchen herüber und hinüber. Sie hielt nur inne in ihrer Arbeit, wenn irgendwo ein Faden riß oder wenn unter ihren fleißigen Händen das Gewebe so angewachsen war, daß sie durch einen kräftigen Fußtritt den Windebaum in Bewegung setzen und die Werfte wieder anspannen mußte. Nur in solchen Momenten ließ sie ihre trüben, vom beizenden Rauch, der aus allen Ritzen des Kachelofens drang, gerötheten Augen durch die niedrige Stube gleiten und secundenlang auf ihren schweigenden Mitbewohnern haften. Diese waren ein Mädchen von etwa sechszehn Jahren, von schlankem Wuchs und weißem, vollkommen reinem Teint, das wir Renata nennen wollen. Renata saß am Spulrade und machte für die Mutter den „Schuß" oder „Einschlag" für den Köper zurecht, an dem jene so unermüdlich arbeitete. Zwei jüngere Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, saßen auf der Ofenbank

und suchten aus einem fast ganz zerrissenen lutherischen Katechismus die ersten Gebote und Lehren des Christenthums ihrem Gedächtniß einzuprägen. Die Kleidung Aller war geich unscheinbar. Kein einziges Stück derselben hatte mehr seine ursprüngliche Farbe, und Flicken ohne Zahl verunstalteten noch dazu die dürftigen Reste.

Obwohl es in Folge des trüben Himmels, des nahenden Abends und des vielen Rauches, den der Sturm aus dem Schornstein zurück in den Ofen und das Zimmer drückte, schon so dunkel war, daß man nur mit größter Anstrengung sehen konnte, dachte doch Niemand daran, Licht anzuzünden. In der dichtesten Dämmerung schnurrte das Spulrad wie am hellen Tage, klapperte und klirrte die Lade des Webstuhles, daß die dünnen Stubenwände in fortwährender schütternder Bewegung blieben. Aus den Fenstern der nahen und fernen Nachbarhäuser schimmerten schon längst die sparsam brennenden Lampen.

Endlich machte die Weberin eine Pause, lehnte sich zurück an die Holzwand und seufzte aus tiefer Brust. Renate hielt ebenfalls das Spulrad an und fragte besorgt: „Fehlt Dir was, Mutter?"

„Ach nein, liebes Kind," versetzte die arme Frau, „mir will nur der Gedanke an unsere Zukunft nicht aus dem Kopfe. Geht es so schlecht fort mit dem Gewebe, wie seither — und das ist nun schon in's vierte Jahr — so weiß ich nicht, was aus uns werden soll! Was sollen wir anfangen, wenn nun heut Abend der Gerichtsbote wiederkommt, wie er versprochen hat, und wir ihm die rückständigen Steuern nicht bezahlen können."

„Mutter," fiel hier der Knabe ein, Walter mit Namen, „erst kommt das Brod und dann die Steuer. Ich weiß es aus der Schule, daß wir die Steuer dem Könige geben, damit er zu leben hat und das Land regieren kann, aber er hat Geld genug auch ohne die Gaben so armer Leute, wie wir sind, und wenn wir's nicht haben, so muß er warten. Mit dem groben Gerichtsdiener will ich schon fertig werden."

„Guter Junge, ich zweifle nicht an Deinem Willen," sagte die Mutter, „wenn nur das Recht und das Gesetz nicht wider uns wären."

„Soll ich Licht anzünden?“ fiel Renata ein, die es nicht gern sah, wenn ihr leidenschaftlicher zwölfjähriger Bruder auf dies Thema zu sprechen kam.

„Warte noch ein wenig,“ versetzte die Mutter, „ich bin so erschöpft, daß ich die Arme kaum noch bewegen kann. Und ohnehin glaub' ich, wird kein Oel mehr im Hause sein. Wir müssen die Rückkehr des Vaters abwarten.“

„Und wenn er abermals umsonst gegangen ist?“

Die Mutter seufzte.

„Der Rest des Brodes reicht kaum noch für diesen Abend,“ fuhr Renata fort, „die Kartoffeln sind schon wieder ausgegangen, ach, und so sehr theuer, wenn sie blos Metzenweise gekauft werden müssen!“

„Der reiche Göttlich hinter'm Berge hat Ueberfluß daran,“ sagte Walter trotzig. „Ich weiß seinen großen Keller im Garten und ehe ich Euch verhungern sehe, breche ich die Thür auf und nehme mir so viel wir brauchen.“

„Wenn Dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht!“ fiel warnend die Mutter ein. „Diese Gedanken kommen nicht aus deinem Herzen, der schwarze Hennig, mit dem Du immer zusammenkommst im Walde beim Holzsuchen, hat sie Dir mitgetheilt. Höre nicht auf seine gottlosen Reden, lieber Sohn, sie würden Dich nur in's Unglück stürzen!“

„Nein, Mutter,“ entgegnete Walter. „Hennig hat Recht, das sehe ich täglich mehr ein. Der Mensch soll arbeiten und essen, aber nicht arbeiten und dafür hungern! Arbeiten wir denn nicht Tag und Nacht und müssen doch, je mehr wir uns anstrengen nur desto mehr hungern?“

„Das machen die schlechten Zeiten. Die Geschäfte stocken und was noch schlimmer, es ist kein Geld mehr unter den Leuten.“

Walter sprang wie toll von der Ofenbank, schlug die Hände übereinander und trat neben den Webstuhl. „Mutter,“ sagte er und seine jugendliche Stimme zitterte vor innerer Bewegung, „Mutter, die Menschen lügen, wenn sie das sagen und wir sündigen gegen uns selbst, wenn wir es glauben. Vor acht Tagen, als ich bei Göttlich die Kartoffeln kaufte, hab' ich's mit eigenen

Augen gesehen, daß er einen großen Haufen glänzender Goldstücke von einem vornehm gekleideten Mann empfing und diesem dafür eine Handvoll dünne beschriebener Papiere übergab. Da ich nicht wußte, was ich davon halten sollte, fragte ich Göttlich, worauf er lachend und mit dem goldgefüllten schweren Beutel wohlgefällig klimpernd antwortete: „Das heißt in Actien machen, mein Junge, und wer's recht anzufangen versteht, der kann, wie ich, in vier Wochen seine dreitausend Thaler reines Geld gewinnen, ohne einen Finger krumm zu machen. Gelt, Junge, das wäre so was für deinen Alten? Gott segne die Eisenbahnen!"" — Ich weiß heute noch nicht, wie diese Rede zu verstehen sein mag, aber Geld, Mutter, o Geld ist übergenug unter den Leuten." Nur wir, die wir von Haus aus arm waren, nur wir können keins erwerben. Es ist traurig!"

„Traurig und entsetzlich!" stimmte die Mutter bei.

„Aber es muß anders werden," sagte der entschlossene Knabe. „Hätte ich Kraft wie ein Mann, ich wüßte, was ich thäte!"

„Nun was denn?" fragte Renata.

„Hast Du das Buch gesehen, Schwester, das mir der schwarze Hennig geliehen hat? Sieh, da steht es drin, wie man es machen muß, um Reichthum zu erlangen. Da habe ich's ausführlich gelesen, daß alle die großen und mächtigen Herrn, Grafen und Fürsten, selbst die Könige in sehr alter Zeit unwissende Menschen gewesen sind, die auch nichts besaßen als ein Pferd und ein altes Schloß — denn das war damals so gebräuchlich. — Hatten sie nichts zu beißen und zu brechen, so ritten sie hinaus auf die Straßen und lauerten den Kaufleuten auf, um ihnen Gut und Geld abzunehmen. Dadurch wurden sie reich und immer reicher und sind nun jetzt unsere gebietenden Herren. Und glaube mir, Schwester, wäre ich so groß und stark wie der Vater, so macht' ich's gerade wie jene Ritter und dann wollte ich schon auch ein reicher Mann werden!"

„Du sprichst gottlos!" sagte die Mutter. „Weißt Du nicht daß Diebe und Räuber an den Galgen kommen?"

„Sie müssen's nur gescheidt anfangen. Auch will ich ja nicht plündern und einbrechen, sondern nur den reichsten Leuten

etwas von ihrem Ueberflusse wegnehmen, weil sie sich freiwillig doch nicht dazu entschließen können."

Der junge Unzufriedene ward in einer weiteren Darlegung seiner Pläne durch die Ankunft des Webers gestört, der heftig die unverschlossene, nur mit einem Gewicht versehene Thür aufstieß und triefend vom Regen in die räuchrige Stube trat. Den „guten Abend" von Frau und Kindern erwiederte er mürrisch, stellte den langen Stecken von Schlehdorn in die Ecke hinter'n Ofen und begehrte Licht, indem er sich neben seinem jüngsten Töchterchen, einem scheuen Kinde von acht Jahren, auf die Bank setzte. Renata stand auf, langte vom Ofensims das hölzerne Feuerzeug und schlug Licht an. Eine kleine blecherne Lampe, deren Docht nur noch wenig vom Oel befeuchtet ward, stand daneben und diente für gewöhnlich in den spätern Abend- und Nachtstunden der ganzen Familie als Leuchte. Renata zündete sie an und setzte sie auf den Tisch, der noch mit einigen schadhaften Kaffeetassen, einem kleinen Stückchen Brod und einer irdenen Schüssel, mit Kartoffelschalen zur Hälfte angefüllt, belastet war.

Der trübe Schimmer der Lampe beleuchtete die Gestalt des Webers. Urban war groß und von starkem Knochenbau, er hatte aber die grauweiße Gesichtsfarbe aller Weber, die ihnen, auch wenn sie gesund sind, ein krankhaftes Aussehen gibt. Die fortwährend gekrümmte Haltung, welche ihre Beschäftigung verlangt, die heftige und ermüdende Bewegung der Arme und Beine, während der Unterleib unthätig bleibt und an den Webebaum gedrückt wird, müssen auch in dem kräftigsten Körper den Umlauf des Blutes stören und die Lebenssäfte mehr oder minder stocken machen und verderben.

Urban's Kleider waren ganz durchnäßt, die Stiefeln, schon früher schadhaft, hatte der schlechte Weg vollends unbrauchbar gemacht. Die alte Pelzmütze, die der Weber trug, war ebenfalls ganz durchweicht und der Leinewandsack, der ihm über die Schulter hing, glich einem halbgefüllten Schlauche. Während Urban den Letztern ablegte, fragte seine Frau, die ihren Platz hinter dem Webstuhle verlassen hatte: „Du bringst nichts mit?"

„Nichts, als ein Herz voll Ingrimm! Bei mehr denn zehn reichen Fabrikherrn hab' ich angeklopft, habe mich erniedrigt, wie ein Hund, habe gebeten und gewinselt, sie möchten mir Arbeit geben — aber Keiner hatte eine andere Antwort für mich als: sie seien schon mit zu vielen Arbeitern versehen, und außerdem gingen die Geschäfte täglich schlechter und nöthigten sie, sich einzuschränken!' Und während sie mir so vorklagten, klimperte bei Diesem der Buchhalter mit Gold und Silber und thürmte Häufchen auf von Louisd'oren und preußischen Thalern, bei Jenem seufzte der Tisch unter der Last köstlich duftender Speisen und Weinen, denn es war sein Geburtstag und viel vornehmes, reiches und faulenzendes Volk war bei ihm zu Gaste! — Hätte ich nur keinen Hunger gehabt, aber so! — O mein Gott, die Hände zitterten mir vor Gier und doch schämte ich mich, Speise und Trank zu betteln! Ich wollte ja nur Arbeit, Arbeit für mäßigen Lohn, um die Meinigen ehrlich ernähren zu können! — Ist denn das zu viel verlangt, daß es der Himmel nicht gewähren kann? — O Gott, o Gott!" — Und Urban ließ den Kopf in beide Hände sinken und fing an so bitterlich zu weinen, daß die Thränen an seinen abgemagerten Fingern herabliefen.

„Verzweifle nicht!" bat seine Frau, ihn umarmend. „Gott hat uns schon aus mancher großen Noth errettet, er wird uns auch diesmal nicht verlassen." —

„Und wenn er uns doch verläßt, so ist mein Entschluß gefaßt!" sagte Urban, sich wieder aufrichtend. —

„Ich will noch recht fleißig sein diese Nacht," fuhr die Frau fort: „Renata mag beim Nachbar etwas Oel borgen, damit es mir nicht an Licht mangelt. In sechs bis sieben Stunden web' ich den Rest vollends fertig. Dann machst Du Dich Morgen bei guter Zeit auf und trägst das Stück zum Herrn. Mit dem Gelde helfen wir uns wieder vierzehn Tage fort, wenn die Leute nur einige Geduld mit uns haben, und vielleicht findet sich in dieser Zwischenzeit doch irgend ein mildgesinnter Herr, der es einsieht, daß wir für den bisherigen Lohn ferner nicht mehr fortarbeiten können."

Stumm nickend gab Urban seine Zustimmung. Renata schürte das erlöschende Feuer im Ofen und entzündete es durch neuaufgelegtes Kartoffelkraut und einige Stückchen Holz von Neuem, dann holte sie den kleinen Rest von Kartoffeln und setzte ihn an das schlechtbrennende Feuer, um den Abendtisch zu bestellen. Walter spaltete ein Stück Kieferholz in kleine Hölzchen und zerschliß es dann in Spähne, während die Mutter eine Salzbüchse auf den Tisch stellte und die Spuren des gehaltenen Mittagsmahles entfernte.

Während dieser Vorbereitungen zur Abendmahlzeit der Weberfamilie, hatte das Unwetter sich verschlimmert. Der Sturm erschütterte wiederholt das ganze Häuschen und mehrmals hörte man, wie er pfeifend durch das schadhafte Dach fuhr. In Strömen goß der Regen herab und je ärger es stürmte, desto düsterer brannte das Feuer im Ofen und desto unausstehlicher ward der Rauch in der engen Stube. Es gehörte die lange Gewohnheit ihrer Bewohner dazu, um eine so brustbeklemmende, alle Sinne lähmende Atmosphäre erträglich zu finden.

Als die Mahlzeit bereit war, setzte sich die Familie um den Tisch. Alle falteten die Hände, Urban aber vergaß es zum ersten Male in seinem kummervollen Leben, das Gebet laut zu sprechen. Als ihn Renata daran erinnerte, klinkte die Hausthür auf, man hörte die schweren Schritte eines Mannes und einen Augenblick nachher trat der späte Besuch in die Stube. Es war der Gerichtsdiener.

Erbleichend ließ Urbans Frau die zum Gebet erhobenen Hände wieder sinken, Walter, der Knabe dagegen faßte den Griff seines kurzen Einschlagmessers so fest, als wolle er sich zur Wehre setzen. Der Weber verzog keine Miene, langte einige dampfende Kartoffeln aus der Schüssel, legte sie vor sich hin auf den fichtenen Tisch und fragte, anscheinend vollkommen ruhig, den Gerichtsboten: „Setzt Euch nieder, Ehrenfried. Was bringt Ihr so spät?“

„Hat Eure Frau Liebste nicht schon mit Euch von der Sache gesprochen?“

„Ich bin eben erst heimgekommen von Geschäftsgängen und habe Wichtigeres zu erzählen, als nach dem zu fragen, was etwa inzwischen in meinen vier Pfählen sich zugetragen habe."

„Es thut mir leid, Urban, daß Ihr Reden verführt, wie ein aufrührerisch Gesinnter. Ueberhaupt, Urban, nimmt mich's gewaltig Wunder, daß Ihr thut, als kenntet Ihr mich nicht, da ich doch oft genug die schlechte Gasse heraufkeuchen muß, um in Euerm verräucherten Loche mir die Augen zu verderben."

„Bleibt draußen, wenn's Euch nicht manierlich genug bei mir vorkommt," fuhr Urban den Gerichtsboten barsch an. „Ich habe Euch nicht gebeten und kann Euch weder Gesottenes noch Gebratenes vorsetzen."

„Seht nur, seht nur! Auch noch Grobheiten für meinen puren guten Willen! Seid nicht ungerecht, Urban! Ich bin, denk' ich, der Gerichtsbote und wenn ich nicht mehr komme, so löst mich ein Executionsposten ab."

„Mir gleich viel. Es ist mir an Einem so viel gelegen, wie am Andern. Und daß Ihr's wißt, Ehrenfried, ich habe keinen Kreuzer und kann mithin nicht zahlen, weder Heute noch Morgen, noch in Monatsfrist! Und nun seid so gut und geht wieder da hinaus, wo Ihr 'reingekommen seid und verwandelt mir den elenden Bissen trocken Brod nicht in Gift! Guten Abend!"

Ehrenfried, ein langer, hagerer und in seinen Reden trockener, von Herzen aber grundguter Mann, hatte dies Gespräch von der Ofenbank aus mit dem Weber geführt. Jetzt stand er auf und näherte sich der essenden Familie. Er schüttelte wiederholt sein gewaltiges Haupt, worauf er sprach: „Nehmt mir's nicht übel, Urban, aber heraus muß es, sonst kann ich nicht ruhig den Abendsegen beten, Ihr seid, Gott verzeih' mir's, grob wie Bohnenstroh! Kann ich dafür, daß es Steuern giebt und daß ich sie eintreiben muß? Und denkt Ihr etwa, es sei ein Brautessen, von Haus zu Haus zu laufen und überall schiefe Gesichter zu sehen? Gott behüte mich! Wäre ich ein Maler, so setzte ich mich daheim an's Fenster und pinselte die Fratzen nach, die sich meinem Gedächtniß so fest einprägen, daß ich sie wochenlang nicht mehr los werden kann; und ich bin gut dafür, eine prächtigere

Auswahl wilder, verzweifelter, boshafter, tückischer, niedergeschlagener und völlig gedankenloser Gesichter könnte sich ein Mensch, der zum Schmuck in irgend eine Kirche das jüngste Gericht malen wollte, gar nicht wünschen! Wie gesagt, 's ist ein schlechter, saurer Bissen Brod das Steuereintreiben, aber gethan muß es einmal werden, und da denk' ich, kann ich's doch eben so gut, wie ein Anderer thun."

„Ihr habt ganz recht, Ehrenfried."

Der Gerichtsbote blieb an der Thür stehen und wendete sich nochmals um. „Was soll ich denn nun dem Richter sagen, Urban?"

„Was Ihr wollt."

„Es beträgt über drei Thaler, was Ihr zahlen sollt."

„Meinetwegen über dreißig, ich gebe keinen Heller!"

„Und wenn die Execution kommt?"

„Hat sie's hungern satt, wird sie schon von selbst wieder abziehen."

„Der Richter schreibt sechs Groschen dafür an, die Ihr bezahlen müßt."

„Heiliges Donnerwetter —"

„Vater!" bat Renata und hielt den Zürnenden, der Miene machte aufzustehen, mit beiden Händen zurück. „Er meint's ja gut und sagt nur, was er nicht ändern kann!"

Der Weber blieb sitzen, stemmte beide Ellenbogen auf den Tisch und sah, das Gesicht auf die geballten Fäuste stützend, grimmigen Blickes vor sich hin. Ehrenfried nahm noch einmal das Wort.

„Gott soll mir keine ruhige Sterbestunde bescheeren, wenn ich Euch nicht bedaure, Urban, Euch nicht gerne hülfe, wär' ich's im Stande! Leider bin ich selber arm und schlage mich nur eben so durch. Aber ich frage immer: wie soll's denn werden zuletzt mit Euch und so vielen Andern, die ganz so leiden, wie Ihr! Um Gottes Barmherzigkeit willen, Urban, sagt selbst, wie soll das enden! Seit Michaelis essen Hunderte schon Kleie statt Brod, gekochte Nesseln statt Erdbirnen! Das Volk wird krank und wild, und wenn die Weiber gar zu sehr lamentiren, laufen

die Männer fort und vertrinken den letzten Dreier in Branntwein! Es kommt mir vor wie ein Gottesgericht!"

„Es mag so etwas sein," versetzte Urban, „nur fragt sich's noch, wer es hervorgerufen hat und auf wen es zurückfallen wird. Ich weiß nicht, wie gerade wir Armen, die wir nicht einmal Zeit haben niederträchtig und lasterhaft zu sein, dazu kommen, die Sünden der Reichen auszubaden. Mich dünkt, es ist ein schlechtes Regiment im Himmel wie auf Erden, und es müßte da wieder einmal ein Bonaparte oder sonst ein Teufelskerl drein fahren und das Unterste zu Oberst kehren! Wo der Mensch hungert und trotz der Arbeit vor Hunger dem Tode oder der Raserei nahe gebracht wird, da hört alle Ordnung auf. Da muß eine Aenderung vorgenommen werden im Gesetz, wie im Leben, oder das Ende der Welt ist nicht mehr ferne."

„Wollte Gott, wir könnten's ändern, Urban!"

„Es wird geändert werden, Ehrenfried! Nicht zwar von uns, denn wir sind zu schwach und gering dazu, aber von dem Geiste, der, wie die Bibel spricht, auch in dem Schwachen mächtig ist! Wenn ich daran denke und mir die Zukunft so ausmale, wie ich sie wünsche, dann möchte ich noch länger leben, selbst mitten im Elend. Ist aber die Schwärmerei und Verzückung, oder wie ich's nennen soll, vorüber, dann breche ich in mir selber zusammen, wie ein Gebäude, das keinen Grund hat und ich sehne mich nach der ewigen Ruhe."

„Nun hoffen wir, daß Eure Wünsche in Erfüllung gehen, Urban! Gute Nacht mit einander. Ich will nochmals ein gutes Wort für Euch bei dem Richter einlegen."

Der Weber dankte blos durch ein stilles Nicken. Ehrenfried ließ die Thüre hinter sich zuklappen und die verarmte Familie war wieder allein mit ihrem Mangel und Kummer. Walter flüsterte leise mit der Mutter. Diese bedeutete ihn, daß er schweigen möge, Urban aber, der das trotzige Lächeln des Knaben bemerkt hatte, fragte barsch: „Was will der Junge?"

Walter lächelte zufrieden und antwortete geschwind: „Ich sage, es müssen die Steuern abgeschafft werden, bis die armen Leute so viel haben, wie die Reichen, und wenn sie's nicht gut-

willig dahin bringen, so müssen die Armen sie zwingen. Das predigt der schwarze Hennig aller Orten und mich freut's, daß Du's dem Ehrenfried eben auch gesagt hast."

„Es ist mir nicht eingefallen, dummer Junge! Was verstehst Du von meinen Gedanken!"

„Nun," versetzte Walter, „ich bin freilich erst aus der Schule und noch dumm genug, aber ich weiß doch so gut wie Du, daß Hunger fürchterlich schmerzt und daß, um solchen Schmerz zu heilen, nichts schneller hilft, als Geld. Darum sinne ich Tag und Nacht darauf, wie ich zu Gelde kommen soll."

„Und ich verbiete Dir, auf Hennigs alberne Reden zu hören!" rief der Vater ernst. „Geschieht hier oder da ein Unglück, so ist Niemand daran Schuld, als dieser Müßiggänger. Marsch zu Bett! Die Mutter will noch arbeiten und ich muß allein mit ihr reden. Gott beschütze Euch!"

Die drei Geschwister sagten den Eltern gute Nacht und bald war das traurige Paar allein in der Wohnstube und berieth bis tief in die Nacht hinein, auf welche Weise sie ihrer Bedrängniß durch erlaubte Mittel schleunigst ein Ende machen wollten.

2.

Das Haus des Fabrikanten Ulrich lag in schöner Gegend auf breitem Hügelrücken und übersah die in den Thälern zerstreut umliegenden Ortschaften. Schon an dem Aeußern der Gebäude erkannte man, daß ihr Besitzer reich sein müsse. Große und weite Obstbaumpflanzungen erstreckten sich in schönem Halbbogen um das Besitzthum und endigten unmittelbar vor dem Wohnhause in einem wohlerhaltenen Blumen- und Gemüsegarten. Sämmtliche Gebäude waren mit Ziegeln gedeckt und mit Wetterstangen gegen Gewitter geschützt. Das Wohnhaus war zwar auch, wie die der geringsten Weber von Holz, aber die horizontal übereinander gelegten Balken waren mit schwarzem Firniß überstrichen, mit weichem Bergmoos ausgestopft und jetzt gar sorgfältig mit schön geflochtenen Strohmatten doppelt und dreifach gegen die Winterkälte verhüllt. Hellgelbe Fensterstöcke faßten die grünumrahmten Fenster ein, die von starken, auf der innern Seite

ebenfalls hellgelb angestrichenen Laden verschlossen werden konnten. Die Seitengebäude entlang, welche theils Färbereien, theils Mangeln, theils Garn- und Waarenniederlagen enthielten, waren lange Stangen von ziemlicher Stärke auf Böcke gelegt, die zum Trocknen sowohl der geschweiften, wie der gefärbten Garne und Wollen dienten. Vor der Hausthüre lag eine breite Granitplatte, zu welcher zwei Stufen führten. Daneben waren Bänke aufgestellt, theils mit, theils ohne Lehne. Am rechten granitenen Thürpfosten sah man einen starken eisernen Hacken, der durch ein Versehen der Maurer auf diese Seite gekommen war. Denn eigentlich sollte er die nach dem Hofraume führende Thüre zieren, weil an deren Pfosten die Hausthiere, welche jeder Hausbesitzer aufzuziehen und an den verschiedenen hohen Festtagen zu schlachten pflegt, beim Ausschlachten aufgehängt wurden. Da aber das Versehen erst nach beendigtem Bau des Hauses bemerkt ward, so ließ der Besitzer eine so unwesentliche Kleinigkeit nicht erst ändern, weshalb der erwähnte Haken an seinem Orte blieb.

Etwa um neun Uhr des Morgens am Tage nach dem Abende, dessen Ereignisse wir zu schildern versuchten, waren die erwähnten Bänke vor Ulrichs glänzendem Hause mit einer Menge armselig gekleideter Menschen besetzt. Die Aeltesten dieser Schaar zählten kaum vierzig Jahre, ihr Aussehen war aber so elend, daß man viele für nahe an sechszig halten konnte. Alle trugen Hosen von grober grauer Leinwand oder sehr ausgewaschenem unächtem Nanking, kurze Jacken von Tuch oder dunkelblauem Köper, und eine leichte Zeugweste, bis an den Hals zugeknöpft, den ein baumwollenes buntes Tuch umwand. Lederne Deckelmützen oder auch bloße Käppchen machten ihre Kopfbedeckung aus. Ihre langen Dornenstöcke lehnten jetzt an der Wand, eben so ihre Schnappsäcke von Leinwand oder Kalbfell, die sammt und sonders mit Waare, welche sie abzuliefern kamen, angefüllt waren. Es war über Nacht hell geworden, der Wind blies stark aus Nordwest und Thal und Berg waren, wo sie von den Sonnenstrahlen nicht erreicht wurden, mit starkem Reif bedeckt.

„Simon," sprach Einer von den älteren Männern, „schlag' doch wieder einmal an die Thür, daß die Ständer wackeln. Der

Teufel halt's aus in diesem verfluchten Zuge! Mich friert, daß mir alle Knochen klappern."

Der nächst der Thür sitzende junge Weber befolgte diesen von Allen genehmigten Wunsch und donnerte an die verschlossene Thür, daß es alle Nachbarn hörten und die Köpfe neugierig an die Fensterscheiben drückten. Er mußte jedoch sein Experiment noch zweimal mit gesteigertem Kraftaufwande wiederholen, ehe der Riegel von innen zurückgeschoben und der Mangelaufseher an dem Spalte sichtbar ward.

„Mein Herr verbittet sich diesen lümmelhaften Lärm," fuhr er die draußenstehenden Weber an. „Bevor die Rechnung nicht abgeschlossen ist, kann er Niemand vorlassen."

„Sag' deinem Herrn, wir wären keine Bären, denen die Pelze umsonst auf den Rücken wüchsen," versetzte Simon voll Grimm. „Hat er nicht Zeit mit uns zu reden, so soll er uns doch wenigstens in's Haus lassen. Hier draußen zieht's, daß es einem durch Mark und Knochen fährt!"

„Wir schlagen die Thür ein, wenn Du sie wieder verriegelst!" setzte der ältere Weber hinzu.

„Das werdet Ihr schön bleiben lassen," erwiederte der wohlgenährte Diener Ulrich's, „Ihr müßtet denn Lust haben, das Zuchthaus zu zieren, was Ihr freilich längst verdient hättet." Und lachend schlug er die Thüre wieder zu und schob den Riegel davor.

Nur die ernstlichsten Vorstellungen der Besonneneren konnten die mit Recht erbitterten, so unbarmherzig verhöhnten Weber von Gewaltmaßregeln zurückhalten. Während man noch hin und her sprach und den hartherzigen Reichen nicht eben mit den ehrenhaftesten Titeln bedachte, kam Urban durch den Baumgarten auf das Haus zu. Er sah noch blässer aus, als gestern Abend, denn er hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen. Die hohlen Wangen, der unruhige, flackernde Blick, der hastige Gang und die lebhaften Bewegungen der Hände, die er sich, in Gedanken vertieft, erlaubte, gaben ihm etwas überaus Wildes und machten einen solchen Eindruck auf die harrenden Weber, daß sie auf

Augenblicke vergaßen, was sie eben noch allgemein beschäftigt und aufgeregt hatte.

„Guten Morgen beisammen!" sagte Urban grüßend, indem er seinen Leinwandsack mit der fertigen Webe zu den übrigen an die Erde stellte und sich auf seinen Stecken lehnend in langen Zügen die scharfe Morgenluft einsog. Die Weber dankten und die Bekanntesten reichten ihm grüßend die Hände.

„Ist der Herr nicht zu Hause?" fragte Urban.

„Er hat keine Zeit, mit uns zu reden," versetzte Simon.

„Wie?" fragte abermals Urban, in der Meinung, daß er den jungen Weber mißverstanden habe. „Herr Ulrich hat keine Zeit mit seinen Arbeitern zu reden? Mit wem sonst will er denn sprechen?"

„Er bringt sein Hauptbuch in Ordnung," fiel lachend ein Anderer ein, und rechnet eben zusammen, wie vielmal wir noch an seine Thür klopfen müssen, ehe wir ihm unsere eigene Haut für ein Lumpengeld mit sammt der Waare abliefern!"

„Aber hier kann man sich den Tod holen," fuhr Urban fort, der auf die letzte Bemerkung des Webers nicht achtete. „Laßt uns doch wenigstens in's Haus treten."

„Versucht's, wenn Ihr könnt," sagte Simon. Mir soll der Finger verdorren, den ich gutmüthig klopfend wieder gegen die Thür dieses Unmenschen erhebe!"

Urban hatte inzwischen die Thür zu öffnen versucht und rüttelte jetzt mit aller Kraft eines bis zur Wuth Erbitterten daran. Sie wich seinen Anstrengungen nicht um einen Zoll breit. Dies empörte den Weber noch mehr und verwandelte sein Blut, das seit langen Tagen der Qual nicht mehr zur Ruhe gekommen war, in siedendes Feuer. Er nahm seinen Stecken, hieb mit diesem erst gegen die Thür und dann mit immer wachsender Kraft gegen die Fensterladen, daß die Oelfarbe absprang, und während dieser Beschäftigung umwanderte er das Haus und kam auch an das Fenster des Zimmers, das Herr Ulrich gewöhnlich bewohnte. Schon wollte er hier ebenfalls den geschwungenen Stecken gegen den Laden fallen lassen, als er plötzlich wie gelähmt den Arm sinken ließ und zur Bildsäule geworden, stehen blieb. Aus dem

Schiebfenster sah nämlich der Fabrikant, so ruhig und vergnügt, als ob alle seine Mitmenschen herrlich und in Freuden lebten. Er rauchte eine feine Havannahcigarre, deren himmelblauen Rauch er mit weit offenen Nüstern begierig einsog. Dazu trank er gemächlich aus reich vergoldeter Tasse würzigen Glühwein. Er trug einen prächtigen ungarischen Pelz mit feinem grünem Tuchüberzuge und eine Sammtmütze mit Goldstickerei saß schief auf den braunen Locken seines schönen Haares.

„Also Du bist es, der diesen Heidenlärm macht," sagte er höhnisch lächelnd. „Dacht' ich mir's doch! Nun es ist gut. Was Du mir an den Läden verdorben hast, werde ich Dir am Lohn abziehen."

„Herr Ulrich," versetzte Urban, den diese Anrede wieder zur Besinnung brachte, „im Namen meiner Kameraden und armen Mitweber frage ich Sie: ob Sie uns jetzt gleich vorlassen und uns die Hausthür öffnen wollen? Sie wissen wahrscheinlich nicht, was es heißt mit leerem Magen stundenlang in der Zugluft stehen und unnütz die Zeit verlieren müssen, die uns Mittellosen so kostbar ist."

Stimme und Aussehen des Webers machten Ulrich erblassen. Doch zwang er sich zum Lächeln und sagte achselzuckend: „Ich habe die Kälte nicht gemacht, ich kann sie auch nicht abschaffen. Hadert mit dem, der sie sendet, oder steckt Eure elenden Glieder in wärmere Kleider."

Darauf schloß Ulrich das Fenster und winkte einem im Zimmer beschäftigten Garnsortirer, daß er die Weber in die Wohnstube lassen und sie einzeln zu ihm führen solle. Urban ging zurück zu seinen Gefährten, von denen Einige ihm gefolgt waren, nahm seinen Pack auf den Rücken und trat still, doch im Herzen voll Wuth und Haß, in das Haus des Reichen. —

Bei der Menge der Arbeitbringenden dauerte es über eine Stunde, ehe Urban an die Reihe kam. Der Fabrikant empfing den Armen, wie die Uebrigen, in seinem Kabinet, nahm die Waare aus seinen Händen und prüfte sie sorgfältiger als gewöhnlich. Urban und seine Frau waren aber so ausgezeichnete Arbeiter, daß er keinen Fehler daran fand. Mürrisch stellte er

sie an die Erde zu den Uebrigen und sagte: „Urban, wir vertragen uns nicht mit einander und wollen deshalb abrechnen. Du hast Dich immer über Mangel an Freiheit beklagt," setzte er hämisch lächelnd hinzu, „und mehrmals gegen meine Leute geäußert, ein Hund habe es besser, als ein Weber in meinem Lohne und Brod. Das hat mich gekränkt. Damit Du aber siehst, daß ich weit entfernt bin, diejenigen zu drücken, die mit mir nicht zufrieden sind, oder gar Jemanden nach Laune und Willkür sklavisch zu behandeln, so entlasse ich Dich aus meinem Dienst und gebe Dir unbegränzte Freiheit, wie Du sie wünschest. Eigentlich sollte ich nun freilich, wie ich vorhin schon äußerte, mich für Deine Ungeschliffenheiten bezahlt machen, aber ich will großmüthig sein und Dir vergeben. Hier, sieh her! Bei der letzten Ablieferung gab ich Dir einen Thaler voraus, der jetzige Lohn für einen Köper, 160 Ellen, beträgt 1 Thaler 16 gute Groschen, Du erhältst also von mir noch einen Gulden."

Urban hatte den Fabrikanten ausreden lassen, obwohl Wuth und Verzweiflung in ihm kochten. Seine abgetragene Pelzmütze krampfhaft zusammendrückend, hörte er gelassen sein Todesurtheil an. Als aber Ulrich jetzt Miene machte, die geringe Summe dem Weber auszuzahlen, hielt dieser ihn zurück und sprach:

„Herr, ich habe Frau und Kind!"

„Und was weiter?"

„Ich bin arm, verschuldet, von den Gerichten verfolgt! Der Winter ist vor der Thür und ich habe weder Holz, noch Brod, noch Kleidung! Der Arbeitsuchenden gibt es so viele. — Herr, ich werde die Meinigen Hungers müssen sterben lassen, wenn Sie mich heut ablohnen!"

„Du willst aber ja Deine Freiheit, nicht so?"

„Eine Freiheit die mich nährt, ja Herr, die will ich, eine Freiheit aber, in der ich verschmachten muß, kann ich nicht annehmen!"

„Nun, so wirst Du doch mein oder eines Andern Knecht bleiben müssen!"

„Nicht Euer Knecht, Herr, nur Euer Arbeiter!"

„Du bist aber ein schlechter, ein widerspenstiger Arbeiter! Du schimpfst auf mich und hetzest die Andern auf! Du gehörst der verbrecherischen Rotte der Unzufriedenen an und möchtest gern Neuerungen einführen, die unsern völligen Ruin zur Folge haben würden!"

„Herr," entgegnete Urban, „wenn Sie die Schwalben beobachten, die unter den Dächern der Menschen nisten, so werden Sie bemerken, daß jede Mutter ihren Kleinen so viele Würmchen zuträgt, als sie zu ihrer Sättigung bedürfen und daß sie jeden andern Vogel, der ihren Kleinen die Nahrung verkürzen will, mit Geschrei und Gewalt angreift und vertreibt. Soll der Mensch, soll ein Vater weniger thun für seine Kinder, als ein vernunftloser Vogel? — Sein Sie gerecht, Herr, und Sie werden zugeben müssen, daß ich nur für die Zukunft unserer Kinder gesprochen habe. Ihr Lohn ist zu niedrig, wir können nicht mehr davon leben!"

„Wer heißt Euch heirathen und einen Schwarm Kinder in die Welt setzen! Aber das paart sich wie die Kaninchen! Genug, ich gebe nicht mehr und kann nicht mehr geben!"

„Die letzte Michaelismesse war gut, Herr," versetzte Urban, die brutale Bemerkung des Fabrikanten geflissentlich ignorirend. „Ich weiß, daß gerade diese leichten wollenen Stoffe reißend abgegangen sind. Sie müssen gute Geschäfte gemacht haben."

„Was versteht Ihr von Geschäften! — Nun ja, ich habe den Plunder verkauft, unter dem Preise verkauft, weil Nachfrage war, aber verdient habe ich dabei nicht einen blutigen Heller!"

„Desto mehr rothe Dukaten brachten Sie heim," sagte Urban bitter lächelnd. „Was nützen Ihnen die vielen glänzenden Münzen. Nichts, als daß Sie Ihre Augen daran weiden, und ich, Herr, ich würde ein glücklicher Mensch, hätte ich deren nur fünf oder sechs auf einmal, und gewiß gäbe es keine Christenseele auf Erden, die inbrünstiger für das irdische und himmlische Heil des gütigen Gebers alltäglich beten würde, als ich! Glauben Sie an die Kraft des Gebetes, Herr?"

„Vorerst will ich das noch selber besorgen, wenn es überhaupt nöthig ist," versetzte Ulrich, mit einer Miene, die eben so

viel Hohn, als Verachtung ausdrückte. „Vorläufig laß uns zum Ziele kommen und nimm Deinen Lohn.“

Urban blieb regungslos am Tische stehen und drehte seine Mütze.

„Mach', mach', ich habe nicht Zeit, noch länger Dein albernes Geschwätz anzuhören!“

„Ich kann das Geld nicht annehmen,“ würgte der Weber heraus, während ihm das Blut in sein hageres Gesicht schoß.

„Warum nicht?“

„Weil es zu wenig ist.“

„Es ist so viel, wie Du verdient hast.“

„Eben darum ist es zu wenig.“

Ulrich zuckte die Achseln und sagte: „Das ist nicht meine Sache.“

„Doch, Herr, doch! Es ist sehr Ihre Sache. Sie sehen daß ich von solchem Lohn nicht leben kann. Ich bitte Sie Herr legen Sie zu und geben Sie mir Vorschuß auf neue Arbeit!“

„Daß ich ein Narr wäre!“ lachte der Fabrikant. „Ich will Gott danken, wenn ich nach und nach alle Unzufriedenen aus meinem Dienst entfernt haben werde. Die lautesten Schreier habe ich schon abgelohnt, Du bist ihr Nachfolger!“

„Herr,“ flehte Urban und seine Stimme zitterte, „Sie wissen nicht, wie Hunger thut! Sie haben das leise Wimmern vor Frost klappernder, mit leerem Magen auf ärmlichem Stroh sich krümmender Kinder in Nachtstille nicht gehört! Sie kennen das Gefühl nicht, das einem Vater am Herzen nagt bei solchen Klagelauten! O Herr Ulrich, ich bitte Sie, denken Sie nur einen einzigen Augenblick an eine solche Höllennacht und Sie werden erschüttert die Hand öffnen und ausrufen: Ja, ich will barmherzig, will ein Christ, will ein Mensch sein!“

„Ich danke Gott, daß ich diese Erfahrung nicht gemacht habe und nicht machen werde,“ entgegnete der Fabrikant strenge. „Ich betrug mich so, daß mich Gott nicht so zu strafen braucht.“

„Armuth ist freilich eine Strafe, aber eine unverschuldete. Sie befällt einen Theil der Menschen, wie Unwetter oder Heu-

schrecken diese oder jene Gegend. Traurig, entsetzlich, daß die Anzahl der Armen so grauenvoll groß ist!"

„Nun also! Daraus allein geht schon hervor, daß wir, die wir noch etwas haben und es durch Sparsamkeit und gute Wirthschaft bisher erhielten und mehrten, nicht so leichtsinnig mit dem uns verliehenen Gute umgehen sollen!"

„Das verlangt Niemand von Ihnen, Herr! Nur barmherzig, menschlich sollen Sie sein und Ihre Mitmenschen nicht quälen, weil sie die Macht dazu haben!"

„Ich entlasse Dich nur, ich quäle Dich nicht."

„Entlassung ist Tod! Ich habe dann keine Arbeit und kann keine finden."

„Deine Sache," sagte abermals der Fabrikant.

„Sie zwingen mich, ein schlechter Mensch zu werden," versetzte dumpf der Weber.

„Der Mensch ist frei und kann thun und lassen, was er will. Ich werde mein Verfahren vertreten, sieh zu, wie Du das Deinige rechtfertigen kannst."

„Nun," lachte Urban, „wenn Sie mir die Freiheit der mittellosesten Armuth, des nackten Elend's geben, so werde ich stehlen und mich ergreifen lassen."

„Damit Du das Zuchthaus oder den Galgen zierst," setzte der Fabrikant hinzu.

„Ja," sagte der Weber. „Ich werde so viel stehlen, daß mich die Richter nach den Gesetzen in's Zuchthaus stecken müssen. Dort werde ich Arbeit und Brod finden und meiner Kinder wird sich Gott und das Armenhaus erbarmen. Das ist mein fester Entschluß, wenn Sie mir keine Arbeit mehr geben wollen. Ehe ich aber dies Aeußerste vollbringe, gebe ich Ihnen noch den verdienten Lohn!"

„Was willst Du mir thun? Mich umbringen?"

„Das wäre keine Strafe für Sie. Nein, ich schlage Sie zum Krüppel, daß Sie fortan keine Minute mehr ohne die fürchterlichsten Schmerzen leben können!"

Der Weber trat flammenden Auges näher und erfaßte mit der Kraft der Verzweiflung den kleinen, zierlich gewachsenen

Fabrikanten. Ingrimmig lachend fuhr Urban fort: „Jetzt bist Du in meiner Gewalt und nochmals schreie ich Dir's in die Ohren: Gib Arbeit und Geld oder ich mache einen Krüppel aus Dir!"

Ulrich strengte sich vergebens an, den eisernen Fäusten des verzweifelten Webers sich zu entwinden. Fester und fester umschnürten die Hände desselben seine Knochen. Er fühlte, daß seine Gebeine sich krümmten, daß seine Flechsen sich bis zum Zerreißen spannten. In fürchterlicher Angst stammelte er: Laß los, Urban, Du sollst Geld und Arbeit haben!"

Der Weber hielt ein mit seiner Procedur. „Das war der gelindeste Grad der Folter, die ich für die herzlosen Reichen mir ausgedacht habe. Halte jetzt Wort oder ich packe Dich härter!"

Sichtlich erschrocken und am ganzen Leibe zitternd deutete Ulrich auf ein starkes Bündel Garn am Boden. „Dort steht ein Werfte," sagte er kaum hörbar, „und hier, hier sind außer den 16 Groschen noch zwei Louisd'or als Vorschuß."

„Ich danke Ihnen, Herr Ulrich," versetzte der Weber, das Geld einstreichend und die Werfte in seinen Leinwandsack schiebend. „Jetzt sollen Sie alsbald erfahren, wie schnell und fröhlich der arme Urban für Sie arbeiten wird. Auf Wiedersehen, Gott befohlen!"

3.

Dieser gewaltsame Auftritt blieb Jedermann ein Geheimniß. Urban glaubte dies wenigstens, da er selbst gegen keinen Menschen ein Wort darüber geäußert hatte und es nicht in seinem Charakter lag, sich einer Handlungsweise zu rühmen, die ihm nicht Hang zum Streite, sondern blos die drückendste Noth aufgenöthigt hatte. Er war den Umständen nach zufrieden, außerordentlich fleißig und pünktlich, und es hatte wirklich den Anschein, als habe sich auch Ulrich verändert. Er behandelte den Weber jederzeit überaus höflich und verabreichte ihm stets die beste Arbeit. Im Geheim aber arbeitete der Fabrikant an dem Verderben des ihm fürchterlich gewordenen Lohnwebers.

Er wollte ihn ganz unmerklich bei Seite schieben. Um dies möglich zu machen, scheute er nicht ein bedeutendes Opfer. Der

früher sehr einträgliche Handel mit baumwollenen bunten Stoffen war in neuerer Zeit sehr gesunken. Deshalb nahm sich Ulrich vor, diesen Zweig seines Geschäftes ganz eingehen zu lassen. Ohne Urban etwas davon zu sagen, warf er seine ganze Kraft auf Produktion gemusterter Linnenstoffe, wozu nicht allein andere Webstühle erforderlich waren, sondern für die auch neue, geübte Weber angeworben werden mußten. Ulrich's Verbindungen gelang es sehr bald, vortreffliche Leute zu finden, die er sogleich beschäftigte, während der größte Theil seiner alten Weber noch immer rüstig fortarbeiteten. Während er diese Vorbereitungen im Stillen traf, erzählte er allen Fabrikanten, die ihm nur einigermaßen bekannt waren, Urban's Angriff auf seine Person, ohne den Grund dafür anzugeben, eben so wenig verschwieg er seine Aeußerungen. Kurz er unterließ nichts, was den Weber in das Gerede eines schlechten, zu jeder Schandthat fähigen Menschen bringen konnte. Als er auf diese Weise die Grube, in die er Urban hinterrücks stürzen wollte, tief genug gegraben zu haben glaubte, kündigte er unvermuthet unter großem Bedauern allen seinen Webern die Arbeit, indem er ihnen in Masse anzeigte, daß er fortan das bisherige Geschäft aufgeben müsse, weil er nicht mehr dabei bestehen könne.

Diese Nachricht betrübte die Lohnweber zwar sehr, allein Herr Ulrich gab ihnen den Trost mit auf den Weg, daß er sie denjenigen Fabrikanten, die nach wie vor ihr Geschäft fortsetzen, sogar erweitern wollten, als tüchtige Arbeiter empfohlen habe, Urban rief er namentlich auf, um ihm mehrere Herren zu nennen, die ihn sogleich in Dienst nehmen würden. Ueber dies zahlte er ihm noch eine Kleinigkeit mehr, als er fordern konnte, und verabschiedete ihn mit Thränen in den Augen.

Urban glaubte wirklich an die Theilnahme seines alten Herrn. Er machte sich daher auf den Weg, um bei Einem der genannten Fabrikanten Beschäftigung zu suchen. Der Erste wollte sich besinnen, der Zweite schlug es ihm rund ab, der Dritte fuhr ihn barsch an und gebot ihm, sich nie wieder an seiner Schwelle sehen zu lassen, sonst würde er unsanfter mit ihm sprechen. Und so wurden die Antworten immer härter, immer anzüglicher, bis

endlich Urban nicht mehr zweifeln konnte, daß sein bisheriger Brodherr ihn heimtückisch verläumdet, seinen Charakter als nichtswürdig geschildert habe! Die ganze boshafte Niederträchtigkeit von Ulrich's Handlungsweise ward ihm nun mit jeder Minute einleuchtender und mit Grausen mußte er sich gestehen, daß er von Stund' an vernichtet sei, daß es gegen dieses teuflische Verfahren keine Waffe gebe, die er selbst mit nur einiger Hoffnung auf Erfolg handhaben könne!

So entsetzlich ihm diese Gewißheit war, so groß war jetzt auch seine Ruhe. Er sann auf Rache und diese Beschäftigung erquickte ihn. Ehe er aber seine Rachepläne ausführte, wollte er noch alle Mittel versuchen, um wo möglich Arbeit zu finden und seine Familie sicher zu stellen. Die geringe Baarschaft ward sorgfältig eingetheilt und ein Theil zu Unterbringung Renata's bei einer Plätterin, die auf dem Lande auch die Stelle der Putzmacherinen vertreten, verwandt. Walter mußte, so ungern er sich darein fügte, bei einem Bauer Dienste nehmen. So war blos noch das kleine Mädchen übrig, das bei der Mutter bleiben mußte. Diese — darauf rechnete er mit Zuversicht — würde, als gute Arbeiterin bekannt, in nicht sehr langer Frist wieder Beschäftigung finden.

Es war März. Der Schnee schmolz, das Eis ging auf und die Flüsse traten aus. Urban, Wind und Wetter nicht fürchtend, ging zu Ulrich und ließ sich bei dem reichen Herren melden. Dieser empfing ihn mit herablassender Höflichkeit und fragte, was er bei ihm suche?

„Ihre Empfehlungen, Herr Ulrich, haben keinen Erfolg gehabt," entgegnete der Weber. „Deshalb komme ich zu Ihnen zurück, um Sie abermals um Arbeit zu bitten. Mit ein wenig Geduld und Uebung werde ich die erforderlichen Kunstgriffe bei der neuen Weberei schon wegkriegen."

„Das thut mir wahrlich von Herzen leid," versetzte Ulrich. „Die Herren versprachen mir's doch so gewiß, Dich anzunehmen! Hm, das ist nicht Recht, bei meiner Seele, das ist nicht Recht!"

„Es ist Vieles nicht Recht, Herr, weder bei unserer Seele, noch vor Gott dem Allwissenden!"

„Du bist doch bei Allen gewesen?"

„Bei Allen, und Alle wiesen mir die Thür."

„Es waren Dir Andere zuvorgekommen?"

„Nur Einer, Herr, aber ein rechter Schuft, ein Kerl, über den die Teufel in der Hölle ihre Freude haben müssen."

„Wer hätte das sein können?" fragte Ulrich mit gut erheucheltem Erstaunen.

„Ein Mann von großem Verdienst, und vielem Einfluß. Ein Mann, der mich genau kannte, bei dem ich lange Jahre treu und ehrlich gedient habe, mit Einem Worte, nur Sie, Herr Ulrich, Sie allein konnten dies thun. Nur Sie hatten die Macht dazu und die Schlechtigkeit und da ich weiß, daß Sie mir keine Arbeit mehr geben werden, komme ich, um Ihnen dies offen und frei in's Gesicht zu sagen!"

„Mein lieber Urban," versetzte der Fabrikant, „an diesem Unglück bist Du ganz allein Schuld. Ich erinnere mich, daß ich gesprächsweise die genannten Herren von dem Angriffe unterrichtet habe, den Du im vorigen Herbste auf mein Leben Dir erlaubtest. Das haben sie sich vermuthlich wohl gemerkt und Du hast nun jetzt die Folgen davon zu tragen. So wahr ist es, daß ein Verbrechen, eine Unthat sich immer von selbst früher oder später an dem rächt, der sie begeht! Ich bedaure Dich von Herzen, denn ich habe Dir verziehen, aber helfen, mein lieber Urban, helfen kann ich Dir nicht mehr!"

Der Fabrikant sprach dies ohne Leidenschaft, höflich, ja freundlich und der Weber hörte eben so ruhig zu. „Das wußte ich," sagte Urban, „denn Ihre Vergebung ist eben die Rache, die Sie in so freundlich=stiller Weise an mir genommen haben. Ich habe dagegen nichts zu sagen, mein werther Herr Ulrich, nur möchte ich Ihnen, da wir nun doch einmal auf solchem Fuße mit einander stehen, nichts schuldig bleiben. Sie haben mich zu Grunde gerichtet — das war Ihr Zweck — und um Ihnen für so uneigennütziges Handeln Gleiches mit Gleichem zu vergelten, will ich Sie jetzt auch zu Grunde richten und zwar ebenfalls uneigennützig. Ich gebe Ihnen mein heiliges Wort darauf, daß ich

nicht den Werth einer Stecknadel von Ihrem Eigenthum mir zueignen werde."

Ulrich kam doch etwas aus der Fassung vor der fürchterlich-freundlichen Ruhe und der entsetzlichen Bestimmtheit, womit der Weber dieses Urtheil ihm ankündigte. Er taumelte einige Schritte zurück und stammelte: „Willst Du mich mit meinem Hause verbrennen?"

„Gott behüte mich vor einem solchen Verbrechen!" gab Urban lachend zur Antwort. „Ich werde Dir und den Deinen kein Haar krümmen, darauf kannst Du Dich verlassen, aber so wahr die Sonne am Himmel steht, so gewiß Du ein Schuft bist und so sicher ich ein sehr elender Mann durch Dich geworden bin, so gewiß und wahrhaftig will und werde ich Dich zu Grunde richten!"

„Womit?" fragte Ulrich in der Angst des Entsetzens.

„Mit meiner Seele!" sagte der Weber. „Adieu! Auf Wiedersehn vor dem ewigen Richter!"

4.

Diese Scene war nicht ohne Zeugen gewesen. Einer von Ulrichs Leuten, ein junger Färber, eben beschäftigt, frisch gefärbtes Garn an den oben beschriebenen Stangen zum Trocknen in freier Luft aufzuhängen, hatte den lebhaften Wortwechsel seines Herrn mit dem vor Zorn und Kummer bleichen Weber angehört. Emil kannte die Härten und Tyrannenlaunen des Fabrikanten eben so genau, wie die Noth der meisten Weber, welche Familien besaßen. Er wußte auch aus zufällig hingeworfenen Aeußerungen Ulrich's, daß er Urban grolle und fürchtete schon deßhalb seit längerer Zeit einen Bruch mit dem Nothleidenden. Selbst arm, aber ehrlich und arbeitsam, fühlte er mit den Armen und ließ nichts unversucht, um Bedürftige zu unterstützen, wenn er es nur irgend vermochte. Obwohl er das Gespräch der beiden Feinde nicht ganz vernommen hatte, zweifelte er doch keinen Augenblick, daß es sich diesmal entschieden um die Vernichtung Urban's handele, und weil er die Gesinnung des armen Webers ehrte, seinen Fleiß, seine Redlichkeit, seine Sorge für Frau und Kind hoch schätzte und bewunderte, entschloß er sich kurz und gut,

noch vor Abend den Weber zu besuchen und den Stand der Sachen von ihm zu erfragen.

Emil hatte oft in Urban's Wohnorte Geschäfte, indem er für ein billiges Entgelt der ländlichen Putz- und Haubenmacherin das Färben der Bänder und anderer nöthiger Kleinigkeiten besorgte. Auch heute wollte er ihr ein Päckchen neu gefärbter Sachen überbringen, was ungesucht die passendste Gelegenheit gab, mit Urban Rücksprache zu nehmen.

Das Putzmachen und Plätten auf dem Lande ist ein einträgliches und gut nährendes Geschäft, und war es zu der Zeit, von der wir sprechen, vielleicht noch mehr, als heut zu Tage. Diese Putzmacherinnen nämlich gaben sich nicht allein mit Ausschmücken der Frauen- und Mädchenhauben ab, sondern waren zugleich auch die vielgesuchten Nähterinnen der feinen, an den Enden der Aermel mit Spitzen zierlich besetzten Oberhemden der gesammten Frauen- und Mädchenwelt, die allgemein den Namen „Kittel", noch häufiger „Kittelchen" führen. Aus diesem Grunde waren geschickte Nähterinnen auch stets Personen, um welche sich viele Bewerber drängten. Selbst über ihr Aeußeres sehen heirathslustige Bursche hinweg, wenn nur ihre Nadel und ihr Platteisen bei den Dorfschönen in erwünschtem Ansehen steht.

Das Gerücht behauptete, Emil gehe mit dem Plane um, seine Hand der Plätterin, für die er arbeitete, in nicht gar langer Zeit zu reichen. Grade dieses Frauenzimmer war aber hinsichtlich der Schönheit keine beneidenswerthe Parthie zu nennen. Denn abgesehen davon, daß sie das vierzigste Lebensjahr überschritten hatte, besaß sie noch ein überaus schnelles Mundwerk, das den Ruf aller ehrlichen Leute von früh bis in die Nacht bearbeitete, und, weil sie sich etwas erworben hatte, glaubte sie auch noch das Recht zu besitzen, Männern gegenüber die Autokratin spielen zu dürfen. Wir wollen nicht behaupten, daß der junge Färber trotz dieser störenden Eigenschaften nicht wirklich daran gedacht habe, das über ihn umlaufende Gerücht gelegentlich wahr zu machen und der Plätterin seine Hand anzubieten. Wenigstens war er stets sehr freundlich gegen sie und sie verfehlte wiederum nicht, alle Anmuth und Grazie aufzubieten, über die

sie zu verfügen hatte, wenn sie den jungen, kräftigen Burschen in der kattunenen Jacke über den wackligen Steg auf ihr Häuschen zuschreiten sah.

Diese Vorsätze Emil's, der in Ulrich's Schule ein vortrefflicher Rechenmeister und Verehrer zeitlichen Gutes geworden war, erlitten heut unvermuthet einen erschütternden Stoß. Als er nämlich in die Stube der Putzmacherin trat, sah er hinter dem schneeweißen Arbeitstische von Lindenholz, der mit noch weißeren Battist, mit Spitzen, seidenen Bändern von allen Farben, mit Sammt, Gold- und Silberlahn bedeckt war, ein junges Mädchen sitzen, dessen allerliebstes Gesichtchen, das er nur im Profil sehen konnte, einen heftigen Sturm in seinem Herzen erregte. Grade die Armseligkeit der Kleidung diente ihrer anspruchslosen, von einem melancholischen Hauch umwehten Schönheit zur Folie. Sie nähte so eifrig, daß sie dem Eintretenden kaum einen flüchtigen Blick vergönnte. Allein dieser war vollkommen hinreichend, um Emil zu belehren, daß der zeitherige Gegenstand seiner Verehrung allen Reizes entbehre und daß die Armuth doch wenigstens hinsichtlich schöner Formen mit dem Reichthum kühn in die Schranken treten könne.

Früher hatte Emil Urban's Tochter häufig gesehen, sie jedoch immer noch als Kind betrachtet und deßhalb wenig auf sie geachtet. Seit sie aus der Schule entlassen worden, kam sie zwar noch zuweilen im Auftrage Urban's zu dem Fabrikanten, doch pflegte sie ihre Besuche immer sehr abzukürzen, da angeborener Tact und feines Gefühl ihr sagen mochten, daß Herr Ulrich der Feind alles Edlen und Feinen sei. Die Blicke, mit denen er sie musterte, erschreckten und machten sie beben. Darum bat sie den Vater, daß er sie künftighin mit den Gängen zu dem Fabrikanten verschonen möchte.

So war es gekommen, daß Emil die reizend erblühende Tochter des Lohnwebers fast ganz aus dem Gedächtniß verloren hatte und sie jetzt gleichsam als eine Neugeborene wieder begrüßte. Er konnte nicht umhin, seinen Besuch bei der Nähterin etwas zu verlängern und nach und nach die liebliche Renata mit in's Gespräch zu ziehen, obwohl die Meisterin des armen Mädchens dies

auf alle mögliche Weise zu verhindern suchte. Renata's Antworten entzückten den jungen Mann, die kindliche Liebe zu ihren armen Eltern, die in jedem Worte ersichtlich ward, und ihr reines, nur dem Edlen zugewandtes Herz, das selbst für Bosheit und Verleumdung nur Sanftmuth und Verzeihung kannte, zogen ihn noch mehr zu ihr hin. Bei seinem Weggange hatte er sich bereits heilig gelobt, diesem reizenden Kinde seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Die alte Putzmacherin war völlig vergessen! —

Auf dem Rückweg betrat Emil die Hütte des armen Webers. Der Werkstuhl stand still, das Spulrad war bestäubt, alles einem Weber unerläßliche Geräth in größter Unordnung, in dem schadhaften Ofen brannte kein wohlthätiges Feuer. Der feuchte Märzwind heulte im Schlot und trieb oft durch die zerspalteten Kacheln einen kältenden Zug. Auf der Ofenbank, in die Fetzen eines alten Pelzes eingewickelt, lag das jüngste Mädchen, mit blaurothem Gesicht und entzündeten Augen. Frost, Hunger und Fieber peinigten vereint das arme Geschöpf. Die Mutter saß neben dem Kinde und suchte es zu beruhigen, obwohl sie selbst keinen Trost in ihrem gebrochenen Herzen fand. Urban endlich hatte sich auf das Treibebänkchen in der entgegengesetzten Ecke der Stube niedergekauert und sah, die Arme fest verschränkt, stier nach der verräucherten Decke, von welcher die beiden Enden einer starken Schnur herabhingen. Sie hatte früher dazu gedient, eine höchst einfache Wiege mit einem kunstlosen Mechanismus zu verbinden, der von der vorüberrauschenden Welle des Bergwassers in Bewegung gesetzt wurde, eine Vorrichtung, die man häufig in Bergländern findet, am meisten bei unbemittelten Leuten, die mit vielem Kinderwiegen keine Zeit zu verlieren haben.

Emil erschrack vor dem stummen Schmerz dieser gänzlich verarmten Familie. Jedes einzelne Glied derselben schien nur mit seiner eigenen Qual beschäftigt zu sein. Niemand begrüßte ihn, Niemand regte sich! Nach einigen Secunden rief er den Weber an.

„Urban", sprach er, „kennt Ihr mich denn nicht mehr."

Der Angeredete wendete das nach Oben gerichtete Auge jetzt auf ihn. „Gott grüß' Euch", sprach er matt, „setzt Euch, wenn Ihr ein Ding findet, das einem Schemel ähnlich sieht, und sagt, was Ihr bringt."

„Wollte Gott", erwiederte Emil, „ich hätte etwas zu bringen, weil ich aber nichts besitze, als ein mitfühlendes Herz, so wollte ich Euch nur gebeten haben, auf Gottes Barmherzigkeit zu vertrauen!"

„Das will ich! das will ich!" versetzte Urban mit leidenschaftlicher Heftigkeit. „Eure Hand, Emil! — Gott, kann ich doch nicht sagen, wie sehr mich's freut, daß Ihr darin auch meinen Glauben habt!"

„Es ist ein christlicher Glaube, Urban, und ich halte dafür, daß, wer ihn besitzt, nicht verloren gehen kann."

„Meint Ihr. Nun, ich denk's auch."

„Ich habe so halb und halb Euern Wortwechsel von heut Morgen gehört. Laßt's Euch nicht anfechten, Urban, der Mensch verdient's wahrlich nicht!"

„Ja das weiß Gott!" fiel Urban dumpf lachend ein." „Wenn's aber auch allen Leuten nach Verdienst gehen sollte und zumal den faulen Vornehmen und übermüthig gewordenen Reichen, seht, Emil, da müßte unser Herrgott ganz neue Strafen und Plagen erfinden! Schade, daß keine Wunder mehr geschehen, wie zu Adams und Loths Zeiten, sonst möchte ich doch wissen, wie viele Millionen Menschen heutigen Tages in Schwefel und Pech für die Stammgäste der Hölle langsam zurecht geschmort werden müßten! Ha, ha, ha, ha, ist das ein Leben!"

„Muth, Urban, Muth! Ihr habt ja Kinder, an denen Ihr noch viel Freude erleben werdet, habt eine Frau, die treulich ausdauernd Hunger und Kummer mit Euch trägt."

„Frau und Kinder und Hunger und Kummer! — Ist das nicht, um den Verstand zu verlieren?" sagte der Weber, indem er sich mit geballter Faust vor die Stirn schlug und aufstand. „Und dabei noch gesund und kräftig, Lust und Eifer zur Arbeit, kein Dummkopf — und doch nichts zu thun! — O, o, Emil! Sagt, was Ihr wollt, aber wenn das wirthschaften und die

Welt regieren heißt, wie's ein armer unverständiger Weber nach seinen einfältigen Gedanken von einem christlichen Gott verlangen könnte, ja seht, junger Mann, dann glaube ich auch, daß Mord und Todtschlag ganz unschädliche Dinge sind!"

„Ihr seid aufgeregt, der Zorn spricht aus Euch!"

„Aufgeregt!" versetzte Urban. „Ach nein, Emil, das bin ich nicht. Aufregung ist Wohlthat für Körper und Seele, mir aber ist, als wären vier Wochen lang meine Gedanken durch das Kammrad einer Mühle gelaufen und so zerquetscht und zermalmt worden, daß im eigentlichen Sinne nichts mehr als ein farb- und kraftloser Brei davon übrig geblieben wäre! Ha, ha, ha, Frau und Kind und Hunger und Kummer! — Wie, Emil, sollte das nicht belohnt werden?"

„Was? Ich verstehe Euch nicht!" sagte Emil, jetzt wirklich über die verworrene Redeweise des unglücklichen Webers ernstlich in Schrecken gesetzt.

„Ei freilich!" erwiederte Urban. „Wie solltet Ihr auch verstehen, was Ihr nicht einmal ahnen könnt! Aber bitte, bitte, macht's Euch doch bequem!"

Emil setzte sich am Ofen auf die Bank. Es wurde dunkel und der Wind heulte immer lauter und schauerlicher im zerbrochenen Schlot.

„Kann ich Euch vielleicht einen Gefallen thun?" nahm Emil wieder das Wort. Mein Einfluß will zwar nicht viel sagen, indeß kann doch manchmal auch ein Schwacher seinen Nebenmenschen von Nutzen sein. Habt Ihr noch gar keine Aussicht auf Arbeit?"

„Herr Ulrich hat Sorge dafür getragen, daß ich selbst im glücklichsten Falle erst acht Tage, nachdem ich verhungert sein werde, wieder Glauben bei den Arbeitgebern finde. Schöne Einrichtung der Lügen!"

„Ich will mit meinem Herrn sprechen, will's ihm noch einmal vorstellen und recht an's Herz legen, in welcher Betrübniß ich Euch getroffen habe."

„Das Donnerwetter soll Euch die Seele halb verbrennen und mit der andern nichtsnutzigen Hälfte Euch als Schuhputzer

des ewigen Juden in der Welt herumhetzen, wenn Ihr für mich oder in meinem Namen bei diesem Unmenschen bittet!"

„Lieber Mann, sei nicht zu hart!" flehte die Frau schluchzend. „Denk' an die Leiden Deiner Kinder!"

Einen Augenblick schien Urban unschlüssig zu sein, bald aber verflog die Rührung, die ihn anwandelte und er entgegnete: „Ich denke ihrer und eben deßhalb fällt mir ein, daß Ihr Herrn Ulrich doch von mir ein paar Worte sagen könnt. Haben wir heute nicht Grünen Donnerstag?"

„Ganz recht", sagte Emil.

„Bald hätt' ich's vergessen vor dem Gedankenrumor, der mir keine Minute Ruhe läßt. — Nun, fuhr er nach kurzem Sinnen lächelnd fort, „so seid so gut und bittet Herrn Ulrich, er möge doch ja nicht vergessen, morgen, als am „guten Freitage" hübsch bei Zeiten Wasser im Bache zu schöpfen und meiner dabei zu gedenken! Ich weiß, daß der liebe Mann viel auf das Charfreitagswasser hält und sich einbildete, es mache ihn jung und angenehm, und weil er mir immer meine Grämlichkeit in letzter Zeit vorgeworfen hat und mein sichtliches Züsammenfallen, kann ich, als sein Feind, ihm einen angenehmeren, schmeichelhafteren Wunsch wohl nicht sagen lassen. Was meint Ihr?"

„Ich will's ausrichten", sagte Emil, „obwohl ich nicht recht einsehe, was Ihr ihm eigentlich damit in's Gedächtniß rufen wollt."

„Thut nichts", entgegnete der Weber, „Herr Ulrich wird mich schon verstehen, und wenn irgend etwas sein versteinertes Herz erweicht, so kann's dieser Gruß. Darum, ich bitt' Euch, vergeßt ihn ja nicht auszurichten."

Emil versprach es nochmals, wünschte der unglücklichen Familie von Herzen eine gute Nacht und einen glücklicheren Morgen und ließ unvermerkt ein Zweigroschenstück, das er bei sich trug, auf die Ofenbank gleiten. Das Herz voll Hoffnungen, das liebe Bild Renata's in der Seele, schlug er jodelnd den Rückweg ein, ohne zu fühlen, daß ihm der kalte Wind Schnee und Regen unaufhörlich in's Gesicht trieb.

5.

Es ist in einigen Provinzen Deutschlands Sitte, daß in den Nächten, welche dem Charfreitage und dem heiligen Ostertage vorangehen, von zwölf bis 1 Uhr alle Glocken geläutet werden, um dem Volke die Tage zu verkündigen, an denen Christus gestorben und wieder aufgestanden ist. Auch an dem Schauplatz unserer Erzählung herrschte diese Gewohnheit. Der Weber, mit der Sorge um die Zukunft der Seinigen beschäftigt, mehr noch einem finstern Gedanken nachhängend, von dem er Rettung erwartete, hatte Frau und Kind ihre ärmlichen Ruhestätten aufsuchen geheißen, und war allein in der gemeinschaftlichen Wohnstube zurückgeblieben.

Die düster brennende Lampe beschien die grauen Holzwände, in denen man das Ticken des Holzwurmes und das knisternde Geräusch eines schwarzen Käfers hörte, der mit Einbruch der Nacht seine Schlupfwinkel verläßt, um Nahrung zu suchen. Lauter und langsamer schlug der Perpendikel der Schwarzwälder Wanduhr, die Urban nach alter Gewohnheit gegen Abend mechanisch aufgezogen hatte. Schweigend, die Schwingungen der Uhr zählend, saß der arme Vater auf dem niedrigen Bänkchen am Boden, erst als der Zeiger die zwölfte Stunde schlug und draußen ungeachtet des scharf wehenden Windes der Wiederhall des Geläutes vom nächsten Kirchdorfe deutlich zu unterscheiden war, stand er auf und nahm die alte, zerlesene Bibel vom Sims. Er rückte die Lampe zurecht, kniete am Tische nieder und schlug die Erzählung des Evangelisten Johannes vom Leiden und Sterben des Herrn auf. Mit gefalteten Händen las er aufmerksam die betreffenden Kapitel durch, oft laut dabei seufzend und bis zu Thränen gerührt. Manchmal hielt er inne und horchte auf die feierlichen Klänge des nächtlichen Glockengeläutes.

Endlich hatte er die Lectüre beendigt. Er schlug das Buch zu, erhob sich und legte es wieder an seinen Platz. Eine ernste Entschlossenheit war über ihn gekommen. „Es ist meine Bestimmung," sprach er halblaut zu sich selbst, „ich muß sie erfüllen. Das Gebet aus der heiligen Schrift hat keine andere Gedanken in mir erweckt, es hat mich nur beruhigt und in meinem Vorsatze

befestigt. Die heilige Nacht verlangt ein Opfer; ich will es sein, gern und freiwillig. Die Barmherzigkeit Gottes wird mich nicht verwerfen."

Während er sich so tröstete, hatte er schnell die oben erwähnte Schnur von der Decke losgeknüpft, zusammengewickelt und in die Brusttasche seiner kurzen Jacke gesteckt. Jetzt nahm er den Stecken von den Traghölzern über dem Ofen, drückte die Pelzmütze tief in die Stirn und blies die Lampe aus. Es war eine sehr dunkle Nacht trotz des nahen Vollmondes. Schwere düstere Regenwolken lagen beinahe bis auf die Erde herab und verhüllten die Kuppen hoher und niedriger Berge. Behutsam öffnete Urban Stuben- und Hausthür und schlich, der einzige Wanderer um diese Stunde, in die Nacht hinein.

Als er die Thalwand erstiegen hatte, vernahm er von allen Seiten das Geläut der Glocken, die mit feierlichem Klange den Todestag des Weltheilandes begrüßten. Rüstig schritt der Weber fürbaß nach dem Wohnorte des Fabrikanten, durch dessen Bosheit er in's Elend gestürzt worden war. Schon nach Verlauf einer guten Viertelstunde sah er das schmucke Haus des Reichen mit seinen Nebengebäuden durch das Schneegewölk schimmern. Je näher er kam, desto mehr hemmte er seine Schritte. Der Stecken zitterte in seiner zitternden Hand, der Kopf war tief herabgebeugt auf die Brust. Er athmete schwer und abgerissene Worte eines Gebetes stammelte seine Zunge!

Jetzt hatte er das Haus des Fabrikanten erreicht. Ermattet sank er auf die Bank vor der Thür, den Stecken mit beiden Händen krampfhaft umfassend. Die Glocken läuteten noch immer. Nachdem er sich etwas erholt hatte, nahm er die Schnur aus der Tasche, knüpfte eine Schlinge und warf sie um den eisernen Haken am Thürstock. Dann lehnte er den Stecken so an die Thür, daß dieser beim Oeffnen in die Hausflur fallen mußte, stieg auf die Bank und verkürzte die verhängnißvolle Schnur, die seine Kinder so oft in süßen Schlaf gewiegt hatte. Rasch schlang er sie sich nun um den Hals, faltete die Hände und stieß mit dem lauten Seufzer: „Wiege mich ein zum ewigen Schlummer!" die Bank um. Der schwere Körper fiel herab bis

an den Boden, der Unglückliche zuckte einigemale und schlug gleich einem Gewicht hin und her. Unter den letzten Glockenschlägen sanken die fest verschränkten Hände langsam herab bis auf den Schooß. Der Weber war todt! —

Emil hatte den wunderlichen Gruß an den Fabrikanten, den er sich nicht erklären konnte, wörtlich ausgerichtet, und Ulrich war davon betroffen worden. So groß aber auch die Furcht vor dem armen Weber im ersten Augenblick gewesen, so schnell machte sie der Ueberzeugung Platz, daß er ein zu ohnmächtiges Werkzeug seinem Reichthum und seinen Verbindungen gegenüber sei. Deshalb lachte er der Drohungen des Verzweifelnden und kümmerte sich nicht weiter darum. Ruhig verging ihm die Nacht, er hatte nicht einmal das Geläut gehört, das doch Niemand gern verschläft. Erst als der Morgen zu grauen begann, wachte er auf. Sein erster Gedanke war der Gruß des Webers und da er wirklich die Gewohnheit hatte, am Charfreitage vor Sonnenaufgang Wasser zu schöpfen, so wollte er auch heut dem Weber zu Gefallen einen so alten Gebrauch nicht unterlassen. Nur bewaffnete er sich mit einem tüchtigen Knittel, da er irgend einen Schabernack des Verarmten besorgte. Mit diesem und dem Kruge in der Hand schloß er am Charfreitage zuerst die Hausthür auf. Klappernd fiel des Webers Dornstecken ihm vor die Füße. Als er ihn sah, mußte er lächeln, doch traute er noch nicht und zog deshalb die Thür nur ganz langsam zurück. Dabei fiel ihm der Schatten von dem Körper des Erhenkten in's Auge. Neugierig stieß er, den Stock schwingend, die Thür vollends auf, aber erbleichend, laut aufschreiend, taumelte er zurück in's Haus bei dem Anblick des todten Webers. —

Bald versammelte sich das ganze Hausgesinde um den entsetzten Fabrikanten, die Nachbarn kamen herbei, um sich von dem Unglück zu überzeugen. Am meisten erschrack Emil, der Färber. Er wollte den Unglücklichen abschneiden, allein dem widersetzte sich Ulrich entschieden, indem er behauptete, daß nur der Henkersknecht ein Recht dazu habe und er Jeden, der den Entleibten nur berühre, als einen Ehrlosen, sogleich aus dem Hause jagen werde!

Darüber entspann sich ein heftiger Wortwechsel zwischen Emil und dem Fabrikanten, der zuletzt damit endigte, daß der Färber dem Unbarmherzigen freiwillig den Dienst kündigte und nun rasch den Strick durchschnitt.

Inzwischen war das Gerücht von der unseligen That schnell von Ort zu Ort geflogen. Die Gerichte kamen nach einigen Stunden an, mit diesen eine Anzahl Neugieriger nebst der erschütterten Frau und den weinenden Kindern des Selbstmörders. Mit größtem Widerwillen mußte Ulrich bei der Besichtigung und Aufhebung des Leichnams zugegen sein und schon hier konnte selbst der Respekt vor den Gerichtspersonen nicht hindern, daß von vielen Seiten Verwünschungen über die Herzlosigkeit des Fabrikanten laut ausgestoßen wurden. Ueber die Veranlassung zur That des Webers war Niemand in Zweifel. Die raffinirte Bosheit des reichen Mannes hatte die unselige Katastrophe herbeigeführt. Das sprachen die Weber unverholen aus, daran konnte die Behörde nicht zweifeln. Indeß war dies kein Fall, der irgend einer weltlichen Behörde das Recht gegeben hätte, strafend einzuschreiten. Sie befahl, nach aufgenommenem Protokoll, die Beerdigung des Todten und zwar durch den Henkersknecht! —

So groß auch der Abscheu des gemeinen Mannes vor einem Selbstmörder ist: die Mehrzahl urtheilte über den Tod des Webers milder als gewöhnlich. Viele, wo nicht Alle, mochten es fühlen, daß sie unter ähnlichen Umständen zu einem ganz gleichen Schritt getrieben werden könnten, und weil sie so dachten und urtheilten, fanden sie es nicht entehrend, dem Todten verstohlen die Hand zu drücken und mit Thränen im Auge, wie von einem Märtyrer, Abschied zu nehmen. Das Haus dagegen, über dessen Schwelle die That geschehen war und dessen Besitzer sie veranlaßt hatte, sahen alle wie einen vervehmten Ort an und jeder Einzelne faßte für sich den Entschluß, es sobald wie möglich und zwar auf immer zu verlassen. Niemand theilte diesen Entschluß dem Andern, am wenigsten dem Fabrikanten, mit, aber Jeder bereitete sich im Stillen zu dessen Ausführung vor.

Ulrich war furchtbar ergrimmt über die Schmach, die der rachsüchtige Weber seinem Hause angethan hatte und sein Zorn

ging so weit, daß er die Familie des Entleibten mit den gemeinsten Schmähworten überhäufte und mehrmals von seiner Schwelle trieb, wo er den Todten so lange lassen mußte, bis der Freiknecht erschien.

Emil hatte inzwischen seine Habe zusammengepackt, seinen Lohn empfangen und noch vor Mittag das Haus verlassen. Ein mitleidiger Nachbar öffnete den betrübten, ganz niedergeschlagenen und in dumpfe Verzweiflung versunkenen Hinterlassenen des Webers sein Haus, erquickte sie mit Speise und Trank und nahm auch den Färber bei sich auf. Mit diesem besprach er die Lage der Armen und die Mittel und Wege, vermöge welcher neues Unglück von ihnen abzuwenden sein möchte. Befreundete des braven Mannes schossen zusammen, um für das Allernöthigste zu sorgen und schon am nächsten Tage ward der Wittwe Unterkommen und Verdienst zugesichert.

Es ward beinahe Abend, ehe der Weber begraben werden konnte. Die Zeit bis dahin benützte Emil, die tiefbetrübte Renata zu beruhigen. Das Mädchen hörte dem jungen Manne treuherzig zu und dankte ihm wiederholt durch einen Händedruck. Emil ward dadurch so beglückt, daß er sich Gewalt anthun mußte, um nicht in unschickliche Lustigkeit auszubrechen. In der Freude seines Herzens gelobte er der armen Waise immerwährenden Schutz, versprach, sich oft nach ihr zu erkundigen und ihre Mutter wie seine eigene zu lieben und zu ehren. Selbst auf Walters grimmiges Temparement wirkte er wohlthätig besänftigend ein. Der Knabe versprach ihm feierlich mit Wort und Handschlag, daß er keinerlei Rache an dem Urheber ihres Familienunglücks nehmen, sondern Gott allein die Vergeltung anheimstellen wolle.

Selbstmörder wurden damals nie auf dem Gottesacker begraben. Fern von jeder menschlichen Wohnung, auf ödem Anger scharrte sie der Henker ein. Dieses Schicksal stand auch dem unglücklichen Urban bevor und es zu verhindern, hatte Niemand ein Recht. Die Hinterlassenen mußten es daher geschehen lassen, daß der Weber wie jeder andere Selbstmörder in trüber Abendstunde fortgeschafft wurde nach einem hochgelegenen Kreuzwege. Hier aber umstanden Alle, die ihn im Leben geliebt und geehrt

hatten, den Todten, eine zahlreiche, zu Thränen gerührte Schaar, alles Kinder des Mangels, Zöglinge der Noth und jahrelangen Kummers. In ihrer Mitte Frau und Kinder Urbans, begleitet von Emil.

Ein Gemurmel lief durch die Reihen der Armen, dann traten Einige auf den Freiknecht zu, entrissen ihm Spaten und Hacke und gruben das Grab für den Todten. Die Hacke ging von Hand zu Hand, denn Jeder wollte einige Erdschollen ausgraben. Behutsam senkte man den Weber in die Grube und mehr als hundert Hände waren geschäftig, die Erde über ihn aufzuhäufen. Einen Hügel über dem Grabe des Selbstmörders zu wölben, war nicht erlaubt, auch Blumen und Kränze würde die Obrigkeit nicht geduldet haben. Deshalb bepflanzte es Emil und Renata mit Hauswurz, ein Gewächs, das der Todte sehr geliebt hatte, und so beschien der aufgehende Mond eine saftig grüne Fläche auf dem braunen Anger.

Unter stillem Gebet entfernte sich die Weberschaar. Die Trauernden in ihre Mitte nehmend, zogen sie allesammt an der Wohnung des Fabrikanten vorüber. Ein Tischler kniete vor der Thür und hobelte die Schwelle ab, auf welcher das Haupt des Todten gelegen hatte, der Haken war ausgebrochen und ein Maurer sehr emsig beschäftigt, das Gestein mit frischer Oelfarbe zu bestreichen.

„Er will den Fluch Urbans verscheuchen, der an seinem Hause haftet,“ sagte Emil zu seiner Umgebung, „aber wenn er auch jeden einzelnen Balken abhobeln, jede Latte mit neuer Farbe bestreichen ließ, das Wort des Verzweifelten: „Mit meiner Seele will ich Dich vernichten,“ nimmt weder Pinsel, noch Hobel, noch Meissel von seinem Haupte! Möge ihn Gott gerecht richten!“

Die Weber begleiteten die trauernde Familie bis an die Thür ihrer niedrigen Hütte. Hier wünschten ihr Alle den Segen des Herrn und zerstreuten sich dann nach allen Himmelsgegenden. Emil brachte Renata nach Hause und ging mit Walter zu dessen Brodherrn und theilte für diese Nacht mit ihm das duftige Heulager.

6.

Sechs Jahre später erregten in einem entlegenen Gebirgsdorfe ein paar junge Leute, die noch kaum zwei Jahre verheirathet waren, die Aufmerksamkeit und wohl auch die Mißgunst aller derer, die keine zufriedene Ehe führten. Der junge, stets heitere und äußerst arbeitsame Mann betrieb auf eigene Rechnung ein Färbergeschäft. Er hatte sehr klein angefangen, es aber sehr bald durch Sparsamkeit und Ordnungsliebe dahin gebracht, daß er das Häuschen, welches er anfangs nur zur Miethe bewohnte, kaufen konnte. Seitdem hatte er es für sein Geschäft höchst zweckmäßig einrichten lassen und kurz darauf ein sehr hübsches, bescheidenes Mädchen von einem Nachbardorfe als Frau heimgeführt. Diese junge Frau kündigte sich nach der Heirath als Plätterin an, und es währte gar nicht lange, so hatte sie so großen Zulauf, daß sie sich noch eine Gehülfin halten mußte, um ihre zahlreichen Kunden pünktlich bedienen zu können.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß diese glücklichen Eheleute Emil und Renata waren. Der Färber hatte schon am Tage nach dem unglücklichen Ende des Lohnwebers den Schauplatz so trüber Erinnerungen verlassen, war einige Zeit von Ort zu Ort gewandert, ohne ein bleibendes Unterkommen finden zu können und hatte sich erst mehrere Meilen weit tiefer im Gebirge häuslich niedergelassen. Auch Renata mit ihrer Mutter und jüngeren Schwester vertauschten ihren Geburts- und Wohnort mit einem andern, den Emil ihnen vorschlug, selbst Walter suchte sich los zu machen und nahm in der Nähe seiner Geschwister einen vortheilhaften Dienst an.

Nunmehr war Emil wöchentlich mehrmals ein regelmäßiger Gast bei Urbans Wittwe. Der Zweck seiner Besuche blieb nicht lange verborgen. Der junge Färber war zu glücklich um hinter dem Berge halten zu können und ohnedies lag ihm viel daran, zu erfahren, ob er Renata als seine Braut betrachten dürfe. Er hielt demnach um das Mädchen an, die Mutter gab ihre Einwilligung und Renata mit züchtigem Erröthen freudig ihre Hand. Indeß verzögerte sich die Heirath doch noch um mehrere Jahre, da beide mittellos waren und sich erst etwas erwerben wollten,

um mit weniger Sorgen einen Bund schließen zu können, der so Vielen aus Mangel an dem Nöthigsten verderblich wird und Leib und Seele gefährdet.

Die Mutter, seit Urbans Tode leidend, kränkelte und starb wenige Wochen nach der Hochzeit. Renata nahm ihre jüngere Schwester zu sich, um ihr das Haubenplätten zu lehren. An Sonn- und Feiertagen erschien der kräftige Walter, der sich durch Fleiß und Ordnungsliebe die Achtung sowohl seiner Herrschaft, wie seiner Kameraden erworben hatte.

In dieser Familienabgeschlossenheit erblaßten nach und nach die traurigen Bilder der Vergangenheit, und erinnerte man sich auch noch jener schweren Tage der Prüfung, so geschah es ruhig und nicht ohne lebhaftes Dankgefühl gegen den Höchsten, der Allen ein, wenn auch kleines, doch zufriedenes Glücksloos zugetheilt hatte. Von der Außenwelt erfuhr diese in enge Grenzen eingeschlossene Familie freilich nur sehr wenig. Bekannte und Verwandte starben, ohne daß sie Kunde davon erhielten. Sogar Ereignisse, die in größeren Kreisen Aufsehen erregten und ihrer Wichtigkeit wegen viel besprochen wurden, gingen spurlos an dem Stillleben Emil's und Renata's vorüber.

Es war im Spätsommer. Renata saß mit ihrer Schwester am offenen Fenster und nähte an einem Brautkittel. Zwischen den Schwestern auf dem Tisch spielte ein Knabe mit den raschelnden und blitzenden Silberflittern, die auf glatten Bandreschen zerstreut umher lagen. Das einjährige muntere Kind lachte so glückselig über den Glanz der zarten Flittern, daß die Schwestern wiederholt die Freude des Kleinen theilten und die junge Mutter ihn oft an's Herz drückte. Jenseits des grünen Thales, in das sich das Dorf gelagert hatte, führte ein zackiger, sehr steiniger Fuß- und Fahrweg den nicht hohen, mit Kieferholz bewachsenen Berg hinan. Dieser Weg war stets belebt und häufig das Augenmerk der arbeitenden Plätterinnen. Auch heute stiegen Wanderer hinauf und herunter, Holzfuhrleute quälten sich über das steinige Getrümmer mühsam fort und Kärner mußten oft rasten, um mit ihrem gebrechlichen Fuhrwerk nicht Schaden zu nehmen.

Unter diesen Letzteren gab es viele, die weit herkamen und mit irgend einem Artikel Handel trieben. Es waren meist sehr arme Leute, denen nichts übrig blieb, als auf so mühsame Weise ein karges Stück Brod zu verdienen. Die Landleute nannten sie Wegfuhrer, weil sie von Ort zu Ort zogen und auf Schiebkarren ihr ganzes Waarenlager mit sich schleppten. Dies bestand immer aus Grünzeug oder Obst, wie es gerade die Jahrzeit darbot, und die herumziehenden Kleinhändler holten Beides immer aus Einem Orte, um es in zwanzig andern mit geringem Gewinn abzusetzen.

Die Sonne vergoldete schon die schlanken Wipfel der Bäume, als die Schwestern von jenem steinigen Wege herüber den häufig wiederholten Ruf: „Birnen, Birnen! Kauft Birnen! Süße, süße Birnen!" vernahmen. Renata sah auf und bemerkte, daß ein Kärner mühsam den Weg herunterfahre und häufig, wie es ihr schien, aus Mangel an Kraft ruhe.

„Ach," sagte sie, „das ist sicher ein „Gatschinkelmann." *) Ich habe seit Jahren keine mehr gegessen; den rufe ich herein, wenn er über den Bach herüberkommt."

Die Schwester nickte bejahend und der kleine Knabe streckte sein Händchen aus und sagte, auf den Kärner deutend: „Da! Da!"

Nach einiger Zeit betrat der Birnenhändler das Thal. Es war ein Mann mit grauem Haar und struppigem Bart. Er trug eine verschossene, fadenscheinige und sehr beschmutzte Pikesche von grünem Tuche, eine Schirmmütze von gleichem Stoff und grobe Leinwandhosen, die ebenfalls sehr unreinlich aussahen. Seine Stiefeln waren so zerrissen, daß die nackten Füße an vielen Stellen sichtbar wurden. In der Nähe von Emils Hause setzte er den Schiebekarren nieder und rief mit heiserer Stirne sein: „Birnen, Birnen! Kauft Birnen! Süße, süße Birnen!"

Renata winkte, worauf der Alte seinen Karren wieder aufhob und ihn bis vor die Thür des Färbers schob. In der Haus-

*) Gatschinkel heißt bei den Deutsch-Böhmen eine Birnart, die der Muskatellerbirn ähnelt. Ihr wahrer Name ist mir unbekannt geblieben.

flur begegnete sie Emil, der frischgefärbtes Garn in den Hof trug, um es zum Trocknen aufzuhängen. „'s gibt Gatschinkel," sagte sie lächelnd, „Du bist's doch zufrieden, daß ich ein Schock kaufe?"

„Immerhin. Wenn sie recht süß sind und keine Würmer haben, helfe ich mit essen."

Renata warf Emil eine Kußhand zu und trat vor die Thür. Der Birnenhändler saß auf der Bank und sah bekümmert vor sich nieder. Das Gesicht kam Renata bekannt vor, doch konnte sie sich nicht besinnen wo sie es früher einmal mochte gesehen haben.

„Guten Abend, Alter! Sind Eure Birnen auch recht frisch und reif?"

„Ganz reif, liebe junge Frau," versetzte der Händler aufstehend und die Leinwand zurückschlagend, die er über den Flechtkorb gebreitet hatte. „Belieben Sie zu kosten, mein Herzchen! Süß wie Honig!"

Auch die Stimme schien Renata zu kennen. Sie biß mit ihren weißen Perlenzähnen in eine der hellgelben Birnen und sah dabei dem Verkäufer gerad' in's Gesicht. Wieder stand er da mit zu Boden geschlagenen Augen. Es ward ihr ganz unheimlich bei dem Alten. Sie fragte nach dem Preise und als ihn der Händler nannte, bebte ihr Herz vor dem Klange dieser Stimme. Das Blut stockte in ihren Adern, sie fühlte, daß sie eine Ohnmacht anwandelte. Um nicht niederzustürzen, ergriff sie den Flechtkorb und rief mit matter Stimme ihren Gatten. Wie der Alte das junge, schöne Weib umsinken sah, fing er sie in seinen Armen auf. Zugleich sprang Emil herbei, gefolgt von Renata's Schwester mit dem Kinde auf dem Arm.

„Was ist Dir, Renata?" fragte Emil erschrocken und entriß die Erblassende den Armen des Händlers.

„Renata?" wiederholte der Alte, „Emil?"

Der Färber sah auf. Beide blickten einander scharf in's Auge, dann schlug der Händler beide Hände über sein Gesicht und stürzte zitternd und mit dem Ausrufe: „Es ist Emil, der Färber, und Urban's Tochter!" neben dem Schiebkarren auf die

Kniee. Der reiche Fabrikant Ulrich war ein hausirender Birnenhändler geworden! —

Emil nöthigte seinen ehemaligen Brodherrn, nachdem er sich vom ersten Schreck etwas erholt hatte, in sein Haus. Er speiste den Hungernden und Renata war sorgend um ihn beschäftigt, wie eine Tochter. Ein solches Vergelten des Bösen mit Gutem erweichte das auch noch im Unglück verhärtete Herz Ulrichs. Er reichte den Glücklichen dankend die Hand und erzählte ihnen freiwillig sein Geschick, nach dem zu fragen, angeborner Zartsinn sie abhielt.

„Die Hand des Herrn liegt schwer auf mir," sagte Ulrich, „ach! und ich darf nicht klagen und wimmern und das Mitleid der Menschen anflehen! Euer verstorbener Vater, Frau Renata — Gott schenke ihm die ewige Ruhe! — hat mir's am Tage vor seinem Tode prophezeit. Mit seiner Seele, die ich zur Verzweiflung getrieben, wollte er mich zu Grunde richten! O, die Seele hat er gerettet, ich aber bin zu Grunde gegangen! — Es war der Fluch der an meinem Hause klebte. Seit sie ihn fortgeschafft hatten, den Armen, seitdem wollte Niemand mehr meine Schwelle überschreiten. Die Arbeiter kündigten mir freiwillig; nicht einmal verdoppelter Lohn konnte sie halten. Dadurch kam mein Geschäft in's Stocken. Ich konnte meine Kunden nicht befriedigen und verlor sie dadurch. Was ich in zehn Jahren erworben, mußte ich in den nächsten zweien zusetzen. Mein Vermögen schmolz sichtlich dahin und was ich auch unternahm, oft mit großen Kosten, Alles mißglückte! Dazu nistete sich das Unglück auch in meinem Hause ein. Die Kinder wurden aufsätzig, meine Frau, mit der ich nie in glücklicher Ehe gelebt hatte, drang auf Scheidung, da ich mir in toller Verblendung eine nicht abzuläugnende Untreue hatte zu Schulden kommen lassen. Nach ausgesprochener Scheidung mußte ich das Vermögen meiner Frau herausgeben. Es war mehr als zwei Dritttheile meiner Habe! Ich war bereits zu Grunde gerichtet, aber ich wollte den Schein retten und durch neue große Speculationen die Menge verblenden. Das Glück floh mich — ich verlor Alles! — Aus Verzweiflung ergab ich mich dem Trunke. — Nun brach der Bankerott aus.

Mir blieb nur so viel, um mir einen Schiebkarren und einen Hund zum Ziehen zu kaufen. Auch der Hund verließ mich, weil ich ihm nicht hinlängliches Futter geben konnte. So bin ich denn nun allein, allein mit meinem Unglück und meinen Gewissensbissen, und nur, wenn ich rastlos von Dorf zu Dorf ziehe, fühle ich die Pein weniger. Es ist der Geist Urban's, der mich ruft! —

Der Unglückliche schwieg. Keine Thräne erleichterte die Last, die auf seinem Herzen ruhte. Seine Züge blieben unbeweglich, sein Auge kalt. Er stand auf, pfiff vor sich hin und reichte Renata dankend die Hand.

„Seid glücklich, wie Ihr es verdient und betet für die Ruhe eines Elenden!"

Emil wollte ihn halten, Ulrich aber lehnte es ab.

„Laßt mich," sagte er, „meine Gegenwart bringt Unglück. Es wird nicht mehr lange dauern, so schlägt mir die Stunde der Erlösung oder — der Verdammniß!"

Ein fürchterliches Funkeln belebte sein Auge, nur auf ein Paar Secunden, dann erstarrte es wieder zu kalter Gefühllosigkeit.

Seinen Karren aufhebend, verschwand er in den Krümmungen der im Thal sich fortziehenden Straße.

Einige Wochen später fanden Holzschläger einen Verunglückten im Gebirge. Er mußte von einer Felsenhöhe herabgestürzt sein, über die ein Pfad führte. Ein Karn, mit Obst beladen, stand im Gebüsch. Der Gerichtsarzt wollte an dem Leichnam Spuren entdecken, die unverkennbar darauf hindeuteten, daß der Verunglückte sehr berauscht gewesen sein mußte. Der Todte war Ulrich, der Fabrikant.

Die Armen in der Senne.

Mitgetheilt von Georg Weerth.

Von den Höhen des Teutoburger Waldes sieht man in eine weite Ebene, die Senne genannt, deren ödester Theil sich zwischen Paderborn, Bielefeld und dem Fürstenthum Lippe hinzieht. Sie gewährt einen eigenthümlichen Anblick, der sich wohl am besten mit der Aussicht vergleichen läßt, die man in der Abenddämmerung, von einem höhern Punkte des Strandes, auf die See hat. Die Täuschung wird noch größer, wenn in den Strahlen der untergehenden Sonne, oder im Mondlicht, die dunklen Wasserflächen einiger Teiche zu leuchten beginnen, die hin und wieder den Sand durchschneiden, und gewöhnlich von kleinen Fichtengehölzen umgeben sind. In solchen Augenblicken gewinnt die Gegend, keineswegs einen schönen, vielmehr einen höchst unheimlichen und wahrhaft geisterhaften Anstrich. — Die Umrisse einiger Meierhöfe und zerstreuter Baumgruppen verschwinden und bald gewahrt das Auge nur noch den schwarzblauen Farbenton der Ebne, über welche die Nebel in weißen Wogen hereinbrechen.

Dem Beschauenden scheint dann der geheimnißvolle Geist jener Wüste vorüberzuschweben, — jener Wüste, in welcher schon so vieles auf und nieder ging, — in deren Sand die Waffen der Römer verrosteten, in der Franken und Sachsen im Kampf aneinander rannten, in welcher der tollste Hexenspuk sein Wesen trieb, und — die jetzt wohl die unglücklichsten Bewohner des einst so gewaltigen Westphalens bevölkern. —

Wir wollen von den Bergen hinuntersteigen und uns auf dem eigentlichen Terrain näher umsehen. — Eine Wüste nannten wir jenen Landstrich, und dennoch bevölkert! Leider ist dieß nur zu wahr; — denn auch hier, wo die Natur dem Menschen geradezu untersagt zu haben scheint, sich anzubauen, hat der Arme, dem kein besserer Boden zu Theil wurde, sein Korn der Erde anvertraut. Hier und dort, wo der Sand fester und feuchter ist, sieht man Buchwaizen und Hafer in dünnen Halmen aufschießen; gleich daneben, hinter einem Zaun, aus Birken geflochten, weidet eine magre buntgefleckte Kuh, wohl die einzige Trösterin des Bauers, der nicht weit davon aus Lehm und Baumzweigen seine niedrige Hütte aufgeschlagen hat. Treten wir an die Thür derselben, da schlägt uns ein dichter Rauch entgegen, denn für einen Schornstein hat man nicht gesorgt. Ist im Winter der Heerd erloschen, da muß der in der Hütte zurückgebliebene Rauch und Dunst noch wärmen. Gehen wir vorüber, da laufen uns einige zerlumpte Kinder nach; sie halten die Hände gefalten und murmeln eine Sprache, welche Niemand versteht. Aber in den kümmerlichen Blicken kann man lesen, was sie wollen, und gebt ihr einem kleinen Mädchen mit hellblonden Haaren, eine Silbermünze, da ist es mehr als sie je besaß, mehr als sie in mehreren Wochen durch Flachsspinnen verdienen kann. — Es ist so rührend-komisch, wenn man mit einem Bauer spricht, welcher eben aus Friesland zurückkommt, wo er einige Monate für Lohn arbeitete. Seine Augen blitzen vor Freude; er bringt Geld mit, Geld in dem kleinen ledernen Beutel; das kleine Feld ist unterdeß leidlich gediehen; — die Kuh ist noch am Leben; er dünkt sich reich und glücklich! Da sieht er plötzlich seine Kinder herbei laufen und er wird ernst und still; es fällt ihm ein, daß Alles vielleicht nicht hinreicht, um die junge Brut durch den Winter zu bringen.

„Aber, beim Teufel, lieber Mann, weßhalb hat er auch so viele Kinder!“ Ja, sagt der Bauer dann, die Obrigkeit ist auch gar nicht damit zufrieden. Seh'n Sie, wenn unser Eins heirathen will, da muß er erst auf dem Amt 150 harte Thaler vorzeigen können, und kann er dieß nicht, da mag er gehn, — er wird nicht copulirt. Wenn ich nun unsers Nachbars junge Liese

gern leiden mag und kein Geld habe, was thue ich dann? Entweder muß ich bei einem Paderborner Juden das Geld borgen und abscheuliche Procente bezahlen; oder — und dann sieht mancher junge Bauer verschämt zur Erde. —

Am schlimmsten sind die Leute daran, welche sich durch irgend einen günstigen Ackerfleck verleiten ließen, mitten in die eigentliche Senne zu ziehen, denn dort sind sie, wenn im Winter die ohnehin ungangbaren Wege ganz verschneien, von aller Welt abgeschnitten. Der Vorrath von Kartoffeln geht bald zu Ende; durch die schlechte Witterung, welche die Lehmwände der Hütten naß und feucht macht, brechen Krankheiten in's Haus herein; — mehrere Glieder der Familie liegen schon, die Alten an der Gicht, die Jungen am Nervenfieber darnieder, — da macht der Gesundeste sich auf und eilt zu dem Prediger des nächsten Dorfes. Der soll trösten, helfen, retten. Man sagt ihm, ein Sterbender wünsche die Sacramente. Er kommt an Ort und Stelle, sieht den Jammer und die Noth, sieht aber auch ein, daß das Heiligthum hier weniger helfen kann, als eine wollene Decke, als ein gutes Brod. Ist es in seiner Macht, so unterstützt er aus eignen Mitteln, bescheinigt aber gewiß den kläglichen Zustand jener Armen, damit sie aus der nächsten Ortschaft ihren Pfennig von der Behörde und die Hülfe eines Arztes bekommen.

Leider sind manchmal die Einkünfte einer Gemeinde aber nicht so groß, um jedem unglücklichen Einlieger helfen zu können, und, was noch schlimmer ist, oft findet sich auch, daß ein Bauer, nachdem er bei dem Gemeinde-Vorstand um Unterstützung angehalten hat, gar nicht zu dieser gehört, also kein Recht darauf hat. — Die Gränzen der Länder, in jener Ebene durch nichts Hervorstechendes markirt, waren ihm nicht bekannt; er weiß nicht, ob er ein Preuße, ein Lipper, oder was sonst ist und ehe er sich von der einen Behörde an die andere wenden konnte, ist der Tod in seine Hütte hereingebrochen, und hat mit seinem kalten Kuß allem Leid ein Ende gemacht.

Vor nicht gar langer Zeit fuhren wir von der Lippe'schen Gränze in's Preußische hinüber und wurden auf dieser Postwagen-

reise durch den Sand mehr hin und hergeworfen, als in dem lustigsten Sturm auf dem Kanal. Hinter uns lagen die altsassischen Wälder, in denen wir noch am Morgen einen der größten Hirsche ventre à terre vorüber rennen sahen, — vor uns dehnte sich die Ebene mit ihrem rothblühenden Haidekraut, das immer höher aufwuchert wo ein Teich den Boden feuchter macht. — Einige Kibitze, die schlanken Bewohner der Haiden, hüpften über das Moor und ergötzten uns durch ihr helles Geschrei, in das bisweilen ein alter Frosch mit verständiger, ernster Stimme einfiel. Nebenbei lenkte ein alter Förster unsre Aufmerksamkeit auf einige Fichten, in deren Umzäunung wir die Trümmer einer Hütte bemerkten, die das Feuer jüngst zerstört zu haben schien. Die Geschichte, welche der alte Mann darauf erzählte, machte bald unserer heitren Stimmung ein Ende. —

„Im letzten Winter, als abwechselnd durch Schnee und Regen, alle Wege durch die Senne ungangbar gemacht waren, hatte in jener Hütte, welche jetzt als Trümmer vor uns lag, die Noth ihren Gipfel erreicht. — Ein junger Bauer verlor sein Weib, was ihm sechs kleine Kinder hinterließ. Sie zu ernähren, war das wenige Geld, was er aus Friesland mitbrachte, bald drauf gegangen und eine gänzliche Mißerndte machte, daß seine Scheune diesen Winter ohne den gehörigen Vorrath von Früchten blieb. Dazu kam noch das lange Darniederliegen des Leinen-Handels, der von England aus mit so großem Erfolg betrieben wird, und der den Bauern jener Gegend, welche früher das Garn mit Nutzen zu Markte trugen, jetzt jede Möglichkeit nimmt, ihr Leben dadurch zu fristen. — Alles hätte den jungen Bauer indeß noch nicht niederbeugen können, denn noch blieben ihm ja zwei tüchtige Fäuste, die zu jeder Arbeit bereit waren, und bei dem Bau des Armin-Denkmals in jener Zeit, gerade die beste Gelegenheit dazu fanden. — Aber, wie durfte er sich Tagelang von seiner Hütte entfernen, — sechs Kinder kauerten halb nackt am Feuer und im Winkel der Stube lag auf hartem Strohlager der alte Vater, krummgezogen von der Gicht, von den fürchterlichsten Schmerzen geplagt, — der weinend seine Knie umfaßte und ihn bat, nicht

davon zu gehen. — Mehrere Male war schon das größeste der Kinder in das nächste Dorf geschickt zu dem Prediger. „Der Vater sei so krank," ließ man ihm sagen, „er möge doch mit den Sterbesakramenten kommen."

Der Pastor war jedesmal erschienen, — aber wozu der Trost schöner Worte? — Man ließ ihn rufen, weniger der Gottseligkeit wegen, als daß er noch ein Mal die Noth sähe, noch ein Mal eine Unterstützung auswirkte, oder vielleicht noch ein Mal in die eigne Tasche griffe; denn der kranke Vater machte noch keine Sterbemiene; — sechszehn Wochen lag er schon am Boden, er war an Schmerzen gewöhnt, er wollte leider noch nicht sterben. — So ging der halbe Winter vorüber, die Gegend war von dichtem Nebel umhüllt; — bald konnte man kein Kind mehr hinausschicken, — es wäre in den sumpfigen Wegen, im Schnee, auf den unsichern Sandschichten unrettbar verloren gewesen; — die Hülfe der Nachbarn wurde durch die vielen Armen immer kleiner, manchmal blieb sie ganz aus, und vom Hunger gestachelt, jammerten dann die Kinder in der Hütte umher. —

Als die Sonne wieder einmal roth hinter den fernen Bergen hinabgesunken war, und in und um die Hütte das tiefste Dunkel lag, schleicht der junge Bauer aus der Thür, geht an die Wand, hinter welcher der kranke Vater lag, er schauert zusammen, zerdrückt noch eine Thräne im Auge — und mit kräftigem Stoß reißt er die morsche Lehmwand auseinander. — Der Kranke, gänzlich erschöpft, ist gerade in festen Schlaf versunken, er merkt nicht, daß ihm der kalte Nachtwind über das Gesicht streicht, und als er endlich wach wird, sich nicht von der Stelle bewegen kann und um Hülfe wimmert, — da hört ihn Niemand, — man ist an das Jammern gewöhnt; — der Sohn verbirgt sein Gesicht im Stroh, — die Kinder schlafen. — Der Nebel ist indeß verschwunden, — in der Nacht wird es sternhell, — es wird bitter kalt. — Um Mitternacht ist der Alte schon besinnungslos — als der Morgen kommt ist er todt. —

Jetzt hat der junge Bauer nur noch für die Kinder zu sorgen. Nach einigen Tagen sieht man die Hütte in Flammen auf-

gehn. — Der Eigenthümer steckte sie selbst in Brand, und zieht mit den Kindern auf die nächsten Dörfer um zu betteln. —

Wir schreiben dies in einer Fabrikstadt Englands, in einem ächt chartistischen Loch, in dem Armuth und Unheil zu Hause ist; man hat uns manche Sachen erzählt, die das Herz beben machen können, aber Geschichten, wie die erzählte aus der lieben Heimath, sind doch auch des Schauderns werth. —

Ein Selbstmörder im Wupperthale.

An den Herausgeber.

Lieber Freund! Du warst gerade im Wupperthale anwesend, als sich vor Kurzem (in der Pfingstwoche dieses Jahrs) im Rathhaussaale ein Fabrikarbeiter erschoß und da Dich der Fall sehr interessirte, so batest Du mich um nähere Mittheilung der Umstände. Ein Zufall hat mir einige hinterlassene Papiere jenes Unglücklichen in die Hände geführt, die ich Dir hierbei mittheile. Sie werden Dir die beste Aufklärung verschaffen.

Als Motiv zu diesem Selbstmorde wurden hier ehelicher Unfriede und längere Arbeitslosigkeit angegeben. Die öffentliche Stimme bemitleidete den Mann einige Augenblicke, hin und wieder schalt man ihn auch einen Narren, einen überspannten Kopf, meinte er *müsse* wohl *selbst* die Schuld seiner Arbeitslosigkeit tragen, nahm auch keinen Anstand, ihn unter die Zahl der Liederlichen zu rechnen, weil er nicht dem Mäßigkeitsvereine angehörte, von seiner Frau getrennt lebte u. s. f.; — kurz, man warf ihn unter die Selbstmörder gewöhnlichen Schlages und die Auserwählten gar bekreuzigten sich. Ich aber bin anderer Meinung, nachdem ich einen Blick in seine hinterlassenen Papiere geworfen habe. Ach, wer den Mann gesehen, wie er mit zerschmettertem Hirne da lag im Gewande der Armuth, die Arme über der Brust gekreuzt, in der einen Hand die abgeschossene Mordwaffe, in der andern noch ein übergezogenes Pistol haltend; wer gesehen, wie sein Blut den gebohnten Fußboden des Sessionszimmers tränkte, sein Hirn die prächtigen Tapeten bespritzt,

und wer seine unglücklichen Verhältnisse gekannt, gewiß, der kann kein Anathema über ihn ausrufen. — „Er ward verscharret in stiller Stund'!" Nun hat er Ruhe gefunden. Gewiß hat auch er, wie einst Chatterton, einsam grübelnd auf dem Dachstübchen gesessen, das einzige Asyl, das ihm die Güte eines braven Mannes bereitet hatte und mit leeren Gründen seine Furcht oder auch sein Gewissen einzulullen versucht. Vergebens sein Gedanke: „Ist es doch kaum eine Aenderung, ob dir die Wände noch einige Zoll enger werden, desto ruhiger magst du liegen und das tobende Herz in der Brust peinigt dich auch nicht mehr." Gewiß ist auch er ungern gestorben und wenn vor seinem letzten Augenblicke sich ein Retter genaht hätte, er wäre ihm auch dankend zu Füßen gefallen. Aber der Retter nahte nicht — und bittere Ironie liegt in der Wahl des Ortes, an dem er Abschied vom Leben nahm.

Und nun, lieber P., lies mit mir die Gedanken und Empfindungen eines mit dem Geschicke kämpfenden, schlichten Menschen. Zuerst beginne ich mit der Mittheilung einer biographischen Skizze, die schon vor längerer Zeit und ehe der Gedanke an Selbstmord erwacht, von dem Unglücklichen verfaßt worden ist und das Datum des 24. Februar 1840 trägt. Sie führt die Ueberschrift:

Bruchstücke aus meiner Lebensgeschichte.

„In meiner Kindheit that ich einen unglücklichen Fall, wodurch mein linker Arm zerbrach. Es wurde zu dessen Herstellung ein in der Nähe wohnender Wundarzt, W. gerufen, ein Mann der selten nüchtern war, er war ein Branntweintrinker. Mein Arm war im Ellenbogengelenk so verletzt, daß man den Unterarm rückwärts und vorwärts lenken konnte. Der genannte Wundarzt richtete meinen Arm wieder ein, verband ihn nach den Regeln der Kunst. Nachdem der Arm für heil erklärt wurde, war er steif und krumm. Ich war nicht im Stande etwas Schweres damit zu heben, noch ihn bis zum Munde zu biegen. Wiewohl ich ein schwächlicher Junge war, war ich doch munter und gesund; aber der verkrüppelte Arm machte es nothwendig, daß meine Eltern mich einer Bestimmung entgegenführten, die ihrer Meinung nach für mich zweckmäßig sein würde. Durch Prüfung ergab es

sich, daß ich nicht einmal ein leichtes Handwerk lernen konnte, denn mein Arm war ein stetes Hinderniß. Meine Eltern glaubten also, es sei am Besten gerathen, mich dem Schullehreramt zu widmen. Aber wenn ich zu einem tüchtigen Schulmanne herangebildet werden sollte, mußten sie auch die rechten Mittel dazu anwenden. Doch sie waren arm, und ihre Unvermögenheit gestattete ihnen nicht, mich einer Anstalt zu übergeben, welche für meine Bildung paßte. Ich wurde daher in eine nahe Elementarschule geschickt, wo ich zugleich Gelegenheit fand, gegen billige Vergütung Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und Musik zu genießen. Wie gering diese Unterrichtskosten auch waren, so überstiegen sie doch im Laufe der Zeit die Kräfte meiner Eltern, ich wurde wieder zurückgenommen und so auf gut Glück genöthigt zu Hause zu bleiben. Die Bemühungen meiner Eltern, um Unterstützung für mich, waren umsonst. Dazu kam die Ueberzeugung, daß ich nicht einmal vermögend war, meinen linken Arm willkürlich oder nach Erforderniß zu gebrauchen. Beim Klavierspielen empfand ich beständig an diesem Arm Schmerzen. Er hatte nicht Kraft auszudauern in den Uebungsstunden. Geige, Flöte, Klavier, Instrumente, die heutiges Tages ein Elementarlehrer zu gebrauchen verstehen muß, wenigstens eins von ihnen, um beim Gesangunterricht selbige anzuwenden. So verflossen mehrere Jahre in ungewissen Hoffnungen und endlich, als ich 14 Jahre alt war, starb mein Vater, die, obwol geringe, Stütze der Familie. Durch den Tod meines Vaters gewann mein Zustand einen Zuwachs von Vernachlässigung. Meine Mutter, umgeben von 3 Kindern, gerieth in eine solche Lage, daß sie mir gar nicht helfen konnte; durch Geldnoth genöthigt, mußte ich auf Berggruben gehen, um durch Erzsortiren, wozu der rechte Arm fast allein hinreichte, einiges Geld zu verdienen. Bei dem Allen aber gerieth meine Mutter in angstvolle Besorgnisse und sie bot alle ihre Kraft auf, Unterstützungsmittel zu meiner Fortbildung auszuspähen. Allein wenn es ihr auch gelingen konnte, solche, wenn auch unbedeutend, zu ermitteln, so war dies doch dann gewöhnlich umsonst, wenn man von der Beschaffenheit meiner Schwächlichkeit und meines Armes Kenntniß erlangt hatte; denn, sprachen solche, was kann

es nutzen, daß euer Sohn Eins lernt und das Andere wegen Gebrechlichkeit nicht treiben kann. — Es war Forderung der Behörden, daß diejenigen, welche sich dem Lehrstande widmen wollten, auch in allen den vorgeschriebenen Gegenständen, wie Musik ꝛc., bewandert sein mußten. Da ich nun keine Instrumente spielen konnte, wurden die Gesuche meiner Mutter, um Aufnahme in ein Schullehrerseminar abgewiesen. Unter solchen Umständen erreichte ich ein Alter von 16 Jahren. Um diese Zeit verwendete sich ein gewisser Pfarrer auf Bitten meiner Mutter bei der königlichen Regierung zu Arnsberg, und es gelang ihm, eine kleine Unterstützungssumme zu meiner Bildung zu bekommen. Demnach genoß ich dann einen halbjährigen Unterricht bei einem alten Schulmanne. Nach Ablauf dieser Zeit wurde die Lehrerstelle einer kleinen Gemeinde vakant. Man trug bei mir an, solche zu bekleiden. Es wurde mir gerathen, sie anzutreten, weil ich dadurch an Kenntniß gewinnen und zugleich eines sichern Unterhalts theilhaftig würde. Diesem Antrage und Rathe folgend, trat ich denn die Stelle an. Zu Sch. war sie. Mein Antritt in diese Gemeinde geschah mit Bewilligung beider Geistlichen zu D., zu deren Kirchsprengel Sch. gehörte, und zur Zeit des Herbstes. Als der Winter verflossen war, hörte die Schule daselbst auf, denn es war eine Winter-, keine Sommerschule. Genöthigt hierdurch, wieder zur Mutter zurückzukehren, hatte ich wenig dort gewonnen. Die fortwährende Dürftigkeit, in der sich meine verwittwete Mutter und ihre halbverwaisten Kinder befanden, war die Veranlassung, daß ich mich den bergmännischen Arbeiten wieder auf's Neue unterziehen mußte. Mein Arm war nicht mehr so steif wie vor 5 Jahren, jedoch schwach. Doch war ich im Stande solche Arbeiten zu verrichten, die schon mehr Kraft erheischen wie die des Erzsonderns, und erwarb also etwas mehr Geld, als ehedem. Mittlerweile wurde wieder eine Stelle in der Pfarrei F. F. vakant, zu deren Besetzung ich gleichfalls berufen wurde und die ich antrat. Diese Schulgemeinde zählte bei meinem Antritt 13 Schüler, die mir anvertraut wurden. Im Verlauf von 9 Jahren die ich da lehrte, nahm die Schülerzahl bald zu bald ab. Zur Zeit meines Austritts zählte ich noch eilfe. Der Lohn wurde

auf die Schulpflichtigen ausgeschlagen. Der Arme hatte denselben Quotenweise wie der Begüterte zu leisten. In meinem letzten Dienstjahr daselbst waren, wie schon gesagt, nur 11 Kinder und diese meistens armen Eltern gehörend. Ich bezog damals 30 Thlr. baar, neben freiem Wandeltisch, jährlich. Es war den Eltern dieser Kinder unmöglich, ihre Beiträge zu diesem Lohn zu geben, die Reichen wollten sie nicht unterstützen, die Armenkommission, meistens katholische Mitglieder, weigerte sich ebenfalls mehr Unterstützungen zu bewilligen, die Mildenkasse in St. war zerfallen und diese Umstände veranlaßten mich neben denen des beschwerlichen Wandeltisches, auszuscheiden. Wer es wissen wollte, was es heiße, dort seine Beköstigung als Lehrer am Reihenumgang zu nehmen, der kann sich von den Unannehmlichkeiten desselben erst dann einen Begriff machen, wenn er hört, daß die Schule ohngefähr im Mittelpunkt des Bezirks liegt und von da aus die Wohnungen der Interessenten einzeln und entfernt liegen. Traf z. B. die Reihe nach dem „B.", so mußte der Lehrer sich Morgens zeitig auf den Weg dahin begeben, wenn er wieder um 8 Uhr in der Schule sein wollte. Der Weg nach dem Hof „B." führt über 3 Bergrücken und 3 Thäler, erstere hoch, mithin letztere tief und bei Regenzeit waren die Uebergänge unter Wasser. Die Entfernung betrug von der Schule bis dahin ½ Stunde, wohl noch mehr. So ist es auch nach dem Hof „G." — D., W., Sch. liegen näher. Aber nicht allein die Verschiedenheit der Entfernungen dieser Orte vom Schulhause bringen die Summe der Beschwerden hervor, sondern auch die Jahreszeiten. Das Unangenehme in unreinlichen Haushaltungen der Bauern erweckt oft großen Eckel. —

Da ich also in dieser Schulgemeinde mein baares Einkommen verringert sahe, und dieses Verringerte meist noch erpreßt werden mußte von den Armen, ich auf keine Beförderung hoffen konnte, weil ich kein Seminarist war, keine musikalischen Kenntnisse besaß, so entschloß ich mich, das Amt für immer niederzulegen und mein Fortkommen andernorts und anderer Art zu suchen. Durch Hörensagen empfänglich gemacht, die fabrikreiche Gegend Elberfeld und Barmens zu betreten und in denselben leichte Beschäfti-

gung zu finden, machte ich mich auf den Weg. Ich trat bei lachendem Himmel die Reise hierher an und endete sie im Sturm und erschrecklichem Regenwetter. Nach sechstägigem Marsch langte ich in Elberfeld an. Ach, wie ganz anders gestaltete sich meine Aussicht bei dem Anblick der Menschen und ihren Redensarten in der Herberge. Jede Frage, die ich um ein Unterkommen an sie richtete, erhielt eine hoffnungslose Antwort. Tief nagte der Kummer und der Geldmangel an mir. Am dritten Morgen erblickte ich die Zeitung und lese, daß ein Fabrikherr einen sechszehnjährigen Knaben zum Ausschicken und sonstigen Arbeiten suche. Was, dachte ich? Du kannst des Geldmangels und schlechten Novemberwetters wegen nicht weiter, die Füße haben entsetzlich gelitten, Du willst versuchen ob es Dir nicht glückt, den Dienst zu erlangen. Es glückte. Ich erhielt den Dienst und 2½ Thlr. Wochenlohn."

Hier endet leider die autobiographische Skizze. Ich will sie mit Hülfe der eingezogenen Erkundigungen vollenden.

Der Unglückliche wurde nun theils zum Ausschicken, theils zum Verpacken von Waaren gebraucht und da seine Herrschaft mit ihm zufrieden war, so wurde auch sein Lohn bald etwas erhöht. Im Jahre 1837 heirathete er die Tochter eines ordentlichen hiesigen Bürgers, die ihm zwei Kinder gebar, von denen das jüngste noch lebt. Die Ehe scheint in den letzten Jahren nicht vergnügt gewesen zu sein. In seinen letzten Briefen, die später folgen, ist der Grund zu finden; möglich aber auch ist es, daß der eheliche Unfriede entstand, als seine Frau entdeckte, daß er in seinem früheren Lehrerstande eine Liebschaft gehabt. — Bis zum Anfange des vorigen Jahres blieb er fast ununterbrochen in Diensten desselben Handlungshauses, in dem er zuerst ein Unterkommen gefunden und erhielt bei seinem freiwilligen Austritte das Zeugniß eines „treuen und ordentlichen Arbeiters, mit dessen Leistungen man zufrieden" gewesen sei.

Die Ursache seines freiwilligen Austritts war, daß ein Concurrent jenes Handlungshauses in dem benachbarten D. ein ähnliches Geschäft errichtete und ihm wöchentlich einen halben Thaler Lohn mehr geboten hatte. Um diese Zeit hatte er sich von seiner Frau getrennt, die er nicht bewegen konnte mit nach D. zu

verziehen. Hier fand er sich in seinen Hoffnungen getäuscht, er vermochte den Anforderungen seines neuen Brodherrn nicht zu entsprechen und wurde schon nach wenigen Wochen entlassen. Nach Barmen zurückgekehrt, fand er leider seine frühere Stelle schon besetzt und seine Brodherrn wohl nicht mit Unrecht über seinen plötzlichen Austritt erzürnt. Vergebens wandte er sich seit dieser Zeit bald hier, bald dorthin, um Beschäftigung zu erhalten; überall zuckte man die Achseln, überall wies man ihn zurück. Von seiner Frau getrennt, die der Unterstützung begüterter Verwandten ihre Subsistenzmittel verdankte, die man ihr zu entziehen drohete, wenn sie ihren Mann wieder bei sich aufnehme, war er hülf- und obdachlos. Ein braver Wirth erbarmte sich seiner und nahm ihn, ohne alle andere Bürgschaft, als die Hoffnung auf baldige Beschäftigung, in seinem Hause auf. Allein immer und immer nicht wollte sich seine Hoffnung verwirklichen. Dazu befiel ihn ein Schleimfieber, das mehrere Wochen anhielt. Tagelöhnerarbeit konnte er eines Theils seines Armfehlers halber nicht wohl verrichten und anderntheils mag sich auch etwas Stolz dagegen gesträubt haben, auf der Straße Steine zu zerschlagen oder dergleichen. Und das ist am Ende auch wohl verzeihlich. Denn, daß ein Mann, der 9 Jahre lang, nach den vorliegenden Zeugnissen einer Schule „mit lobenswerthem Eifer, mit pünktlicher Treue und nicht ohne segensreichen Erfolg" vorgestanden, der sich „die ungetheilte Liebe der Schulinteressenten, so wie die Zufriedenheit der Vorgesetzten zu erwerben und zu erhalten" gewußt hat und den der Pfarrer als einen „treufleißigen Jugendlehrer" aus dem Kreise seiner Wirksamkeit scheiden sieht und dem Wohlwollen aller Menschenfreunde innigst empfiehlt, durch die Noth gezwungen und dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, sich bequemt das Amt eines Auslaufers und Packknechtes zu übernehmen, ist ein Beweis seines guten Willens und seiner Charakterstärke, wobei es sich leicht erklären läßt, daß es alle Ueberwindung kosten muß, um nun auch noch zur niedrigsten Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft herabzusteigen. Ich will nicht dem Einzelnen an den der Bittende sich gewandt, den Vorwurf der Hartherzigkeit machen. Um so weniger, als sich darunter Männer

befinden, deren Wohlthätigkeitssinn sich oft auf rühmliche Weise bethätigt hat. Nein, ich beklage es nur, daß Fälle, wie der gegenwärtige möglich sind, wo ein mit Kraft und gutem Willen ausgerüsteter Mensch vergebens die Mittel aufsucht, seine Existenz zu fristen. Ich behaupte, daß die bürgerliche Gesellschaft im Allgemeinen verpflichtet ist, Mittel aufzufinden, die solche Fälle unmöglich machen. Die Noth zwingt zur Erniedrigung der Bettelei, zum Diebstahl oder zum — Selbstmord. Es ist nicht genug, daß Verbrecher gebessert werden. Nein, man muß auch verhüten, daß sie Verbrecher werden. Was nutzt es uns, wenn wir den kranken Ast vom Baume schneiden und den nagenden Wurm an der Wurzel lassen! — Doch weiter in der Mittheilung seines Nachlasses:

Schreiben an seinen Hauswirth.

Gemarke, am 12. Dez. 1843.

„Mein lieber St., Sie werden sich wenig wundern, wenn Sie meinen Tod erfahren, indem ich so manche Veranlassung habe, mein Leben geendigt zu sehen. Denn Sie wissen ja wohl, und besser als jeder Andere, wie meine Verhältnisse gestellt sind; Sie wissen, daß ich lange ohne Arbeit und Verdienst, lange krank gewesen bin; wissen, daß meine Habseligkeiten bis auf wenige ein Opfer der Selbsterhaltung geworden, ja, daß ich völlig arm bin. Sie wissen, daß ich keine Mühe gescheut habe, um ein Unterkommen zu finden. Persönlich und schriftlich ließ ich mir es angelegen sein, einen Platz zu erspähen, doch umsonst. Die Fabriken bieten bei ihrem schlaffen Betrieb wenig Aussichten für mein Anliegen. Der Winter ist vor der Thür. Ich habe nichts mehr zu verpfänden. Sie haben keine Sicherheit durch meine noch vorhandenen Effekten, die Gewißheit einer Ausgleichung meiner Schuld bei Ihnen. Von Gott und Menschen scheine ich verlassen zu sein. Und sollte ich Sie guten Mann, den besten dieser Stadt, durch Täuschungen bei gutem Muth erhalten, Ihnen falsche Versprechungen geben — nein, das kann ich nicht. Ich gestehe es Ihnen frei, ich kann die Schuldsumme bei Ihnen nicht mehren, ich kann Ihre Langmuth nicht betrügen. Was ich

zurücklasse, davon machen Sie sich nach meinem Tode bezahlt. Sie haben sich menschenfreundlicher an mir bewiesen, als vielleicht Eltern würden gethan haben. Nehmen Sie außerdem meinen tausendfachen Dank für die vielen Wohlthaten, deren ich durch Ihre Güte theilhaftig geworden bin. — Sie sind auch nicht ganz unwissend über meine betrübten ehelichen Zustände und werden mich, wenn ich nicht mehr bin, hoffentlich in Etwas darüber entschuldigen. Ich habe bis zum letzten Augenblicke mit einer innigen Liebe an meinem unverständigen, dem Luxus und der Eitelkeit ergebenen, Weibe gehangen, ohne daß solches dieses glaubte. Ich war bei meinem Ehestande gewiß für das Beste desselben besorgt; aber der Unverstand meiner Frau konnte solches nicht einsehen. Ich mußte mich als einen kargen, lieblosen Mann bezüchtigt sehn. — Die Reichen dieser Stadt — sie wissen meist meinen Kummer, doch helfen — dazu fehlt ihnen die Lust, und bei aller ihrer Menschenkenntniß können sie den Unterschied zwischen Verdienst und Werth nicht finden. Daher kommt es, daß sie einen würdigen Menschen mit Verachtung dem Geschicke des Verderbens Preis geben und lieber ein Menschenleben vermissen, als ihre Schooshunde, Pferde und Wagen. — Die Pfaffen habe ich auch Gelegenheit gefunden, besser kennen zu lernen. Viele sind Schufte. Auf der Kanzel genügend, aber in ihren Herzen sind sie voll Tücke und List. Sie verdienen Dank für Tröstungen, aber weniger für aus der Nothhelfung. —

Den Tag meines Todes verhehle ich. Und wenn ich nicht mehr unter den Herbergs-Brüdern bin, dann grüßen Sie mir dieselben gefälligst und sagen ihnen sämmtlich für mich ein Lebewohl. Ja, diese Freunde sollen leben. Keiner unter ihnen ist, ich bin in meinem Herzen mit ihm völlig ausgesöhnt. Mögen sie mich weder bedauern oder beschuldigen, ich war gern in ihrer Mitte, und das glaube ich fest, die Verzweiflung oder der Wahnsinn hätten mich längst ergriffen, hätte ich nicht durch diese lebensfrohe, muntere Gäste Zerstreuung und Unterhaltung gefunden. Den lieben K. vergesse ich besonders um so weniger, weil er so rege Theilnahme an meinem Schicksal genommen. Schwer wird mir die Trennung von Euch allen und ich muß gestehen, weinend

verlasse ich dieses Ihr Haus, Vater St.; doch wie meine Lage im übrigen ist, so nehme ich gerne Abschied von einer Welt voll Jammer und Ungerechtigkeit, verlasse gerne die Stadt, wo solche Unglückliche wie ich bin, keine Hülfse finden können. Die in den Pallästen wohnen, kennen die Härte des Kampfes mit der Armuth nicht, sonst würden sie eher Anstalten treffen, Asyle für Arme, Arbeitslose, Rechtliche und Unglückliche, anstatt Freudenhäuser zu dulden und Gesellschaftsgebäude aufzuführen, die große Summen erheischen. Wer neben der prächtigen Karosse den schmachtenden armen Familienvater betrachtet, und den Unterschied vergleicht und bemerken muß, wie jener stolz durch die Brille schaut, während dieser Arme vor Elend kaum sehen kann, dem kann leicht, wie mir, der Wunsch aufsteigen: „Himmel erbarme dich und nimm dich der Verlassenen an.

III.

Am 10. Januar 1844.

Alle, die dieses lesen, bitte ich, es öffentlich bekannt werden zu lassen, daß ich Jedem, auch meinem ärgsten Feinde völlig vergeben habe. Besonders möge es meiner Schwiegermutter sammt ihren Kindern und Angehörigen gesagt sein. Du, mein Weib, glaubst nicht, daß ich dich geliebt hätte. Du irrst hierin sehr. Gott ist mein Zeuge, ich liebte dich zu leidenschaftlich. Du warst mein Alles. Mein Benehmen gegen dich hat zwar oft den Anschein von Haß oder Erbitterung gehabt, allein es war mir nie möglich dich zu hassen, und jede Betrübung die du von mir, aus dir fremden Ursachen, hast erleiden müssen, schmerzte mich mehr als vielleicht dich selbst. Doch du bist nicht glücklich an meiner Seite gewesen. Hätte ich dich glücklich machen können, so würde ich solches gern gethan haben. Es fehlten mir die äußerlichen Mittel und Vorzüge dazu.

Ein Leben, wie das der Menschen, das von so kurzer Dauer ist, haben wir uns gegenseitig verbittert, theils aus Verblendung, theils aus Eigensinn. Wüßte ich, daß mein Tod dich künftig in

den Zustand eines frohen Lebens versetzen könnte, so wollt ich ihm mit Freuden entgegen eilen.

Wo ich dich aber beleidigt habe und welcher Art die Beleidigung sein möge, ich bitte dich um Gotteswillen, vergib sie mir und fluche mir nicht noch im Grabe, in die Ewigkeit. Dir verzeihte ich ja längst, und niemals habe ich dich gehaßt. Ich scheide mit Schmerz von dir und dem lieben Kinde, das du mir zwar neulich nicht gezeigt, sondern verborgen hast. Ich hätte so gerne sein Angesicht gesehen, so gerne geküßt. Traure nicht um mich. Freue dich, daß der aus dem Wege ist, der dich nicht glücklich machen konnte. Du wirst vielleicht bald einen zweiten Gatten haben, lebe mit ihm innig liebend, sei glücklich an seiner Seite und betrübet Euch nicht. Ich wäre noch gerne hier unten geblieben, hätte ich wissen können, daß du willig mit mir in Noth und Trübsal hättest gehen mögen.

Meiner lieben Tochter wünsche ich den Schutz des Allerhöchsten, daß sie wachse und gedeihe, fromm und nützlich werde, der Eitelkeit, der Hoffarth und dem verweichelten Leben nicht zugethan werde: lieber sonst bei ihrem vorangegangenen Brüderchen. — Ist sie also groß herangewachsen und zur Jungfrau gereift, so möge sie nicht so unvergnügt mit ihrer Wahl leben, wie ihre Mutter. Arm sein macht die Größe des Unglücks nicht, wohl aber die Unzufriedenheit über die Armuth. Das lehre sie. Ich hätte noch Vieles zu sagen, allein ich sehe nicht ein, daß ich damit was Besonderes ausrichte und darum schließe ich.

IV.

Schreiben an einen hochgestellten Mann.

Am 18. April 1844.

Bei meinem auf das Höchste gestiegenen Nothstande, der nichts weiter, als eine Folge des Mangels an Beschäftigung und Verdienstes ist, kann ich mich nicht enthalten E. H. wiederholt davon in Kenntniß zu setzen und Hochdieselben in tiefster devotion zu bitten, mir wo möglich einen Ausweg zu meiner Rettung zeigen zu wollen, denn ich weiß keinen zu finden, welcher mich zu dem gewünschten Ziele führt. Mit dem nächsten Maimonat ist

schon ein volles Jahr verflossen, seit wo ich nichts verdiente. Der Vorwurf, daß ich mir keine oder zu wenig Mühe gegeben habe, Arbeit zu bekommen, kann mich mit Recht nicht treffen, und eben so wenig der der Neigung zu Müßiggang und Untreue. Und dennoch kommt es mir vor, als habe sich die ganze hiesige Menschheit verschworen, mich tiefer, ja in den rettungslosesten Abgrund versinken lassen zu wollen. E. H. dürfen fest und sicher glauben, daß ein von allen Existenzmitteln entblößter, mithin gänzlich Armer, wie ich bin, durch die Last des Verhängnisses schwer versucht wird den Weg der Tugend zu verlassen; ich rechne zu dessen Folge den Uebergang zum Verbrechen.

Trotz eines beinahe vollen, langen Jahres habe ich, wie schon oben einmal ausgesprochen, kein Einkommen gehabt, wurde inzwischen dazu von einer lang anhaltenden Schleimfieberkrankheit befallen und schon in der ersten Hälfte des Jahres meine ersparten Habseligkeiten sämmtlich ein Opfer der Noth; trotz diesem allem aber bewahrte mich das herrliche Sprichwort: „Ehrlich währt am längsten" vor dem Falle und der Theilnahme an gesetzwidrigen Handlungen. Wie hätte ich vor 12 Monaten denken können, daß mich das Laster durch einen seiner Knechte, würde in Anspruch nehmen und zur Theilnahme an seiner Wirksamkeit auffordern? Dieses Subject machte mir ins Angesicht den Schluß, ich müßte einen mit ihm in Parallele stehenden Fonds haben, vermittelst dessen ich ohne Arbeit und Verdienst existiren könnte, und wenn das der Fall seie, möchte ich mich seinem reichlich lohnenden Gewerbe als Theilnehmer anschließen. Ist so etwas nicht Grund zum Verzweifeln und Weinen? Und doch weiß ich nicht, wozu mich die Noth noch führen wird: denn würde mir nicht, bald auf eine Art geholfen, so wäre ich gezwungen Handlungen zu begehen, vor denen ich mit Abscheu zittere und die nichts weniger, als einen schrecklichen Untergang nach sich ziehen müßten. Bin ich genöthigt noch ferner im Kampfe mit dem Mißgeschicke zu ringen, muß ich sehen, daß Niemand mich retten mag, dann kann ein brandmarkender Schritt von mir geschehen, der traurig, ja fürchterlich ist. Er könnte Menschenleben kosten. — Manche angesehene Männer dieser Stadt sind längst nicht mehr fremd mit

meinen Umständen, Kaufleute, Fabrikanten, Rentinire — sie wissen mein Begehr nach Arbeit oder Unterstützung, doch haben sie alle ihr Herz meinen Bitten verschlossen, ich bleibe unberücksichtigt. So ist z. B. ein Herr P. B., S., H., W. und W., Sch., B., B., sogar der Pastor Herr R. und viele andere, längst mit einem Theil meiner Lage vertraut. Wie wäre es mir übel zu nehmen, wenn ich dem Rachegefühl nicht den Rest meiner Kraft aufböte. Wo meine Freunde mir nicht helfen können, da ziehen sich reiche Feinde absichtlich, ja strafend in Blick und Wort zurück. Was hab' ich denn eigentlich Uebels gethan, wodurch ich verdient hätte, als Schaum der Gesellschaft betrachtet und weggeworfen zu werden?

Das Irrenhaus bedarf meiner noch nicht und das Zuchthaus hat bis Dato keine Ursache gefunden, seine Geißel über mich zu schwingen. Aber verläßt mich die retten könnende Welt, die mir es schuldig ist, beizustehn; müssen Schamgefühl, Tugend und Religiösität mir nicht mehr als zu befolgende Principien gelten — dann läßt sich das Kommende wohl errathen. Ich will nicht mißverstanden sein, wohl aber mich gerettet sehen. E. H. Einfluß auf die Großen dieser Stadt wäre für mich auszuüben noch mein letzter Wunsch. Möchten Hochdieselben die Mühe übernehmen wollen, ein gutes Wort an jene Herrn zu richten; das Resultat würde gewiß von gewünschten Folgen für mich sein.

V.

Letzter Brief.

Sie, mein lieber St., Sie, meinen Wohlthäter bedaure ich; denn Sie verlieren durch Ihre Güte so viel. Sie werden belogen und betrogen von denen, denen Sie Gutes thaten. Mir thut es unbeschreiblich leid, daß ich Ihre Güte nicht nach Verdienst habe belohnen können. Sie haben eine so große Langmuth und Geduld an mir bewiesen, daß Sie es verdienten von mir auf den Händen getragen zu werden. Was Sie also zu meinem Schmerz an mir verlieren, dafür segne Sie der reiche Gott, der es vermag auszugleichen. Er lasse Sie und Ihre herzensgute Gattin noch lange in Gesundheit und Frieden zum Besten ihrer

unmündigen, hoffnungsvollen Kinder, die ich auch so lieb gewonnen. Ich reiche Ihnen allen zum Abschiede eine dankbare Hand, mit thränenvollem Auge und gepreßtem Herzen.

Den Herbergsbrüdern sagen Sie, lieber St., in meinem Namen ein herzliches Lebewohl. Allen meinen Dank für ihre Freundschaft.

Lieber H. Sch., mein guter Schlafkamerad, Ihnen sage ich besonders hiermit Adjeu und wünsche Ihnen und Ihrer Braut Glück und Segen zu Ihrem Vorhaben. Nehmen Sie sich ein ernstes Beispiel an meiner traurigen Ehe. Befolgen Sie diese Andeutung. Es geht nichts über eine friedsame Ehe. Sie hat nebst ihren traurigen Seiten auch viel Gutes. Meinen Rock behalten Sie zum Andenken an mich. Auch dem A. Pf. wünsche ich Glück. Auch ihn grüße ich.

Die Frau M. hat die große Bahn des langen Lebens bald überschritten, sie empfehle ich dem Gott, der sie gesättiget mit langem Leben und ihr geschenkt hat den Schmuck der Alten, nämlich graue Haare. Leben Sie wohl, Frau M.

Endlich sage ich den übrigen Hausbewohnern allesammt Adjeu und bitte Sie um Verzeihung und Entschuldigung.

Die Behörden bitte ich, mich so begraben zu lassen in meinem Sterbekleide.

Sein letzter Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Der Kittel, unter dem ein gefühlvolles Herz schlug, war sein Todtenkleid. — Eine Menge Briefe an viele hochgestellte Personen, worin fortwährend die Bitte um Arbeit ausgesprochen ist, finden sich in seinem Nachlasse; aber nur eine Antwort, in der man bedauerte aus Mangel an Gelegenheit zur Zeit nicht helfen zu können und Einen Thaler als Vorschuß sandte! Großer Gott: nicht Zeit! um einen Menschen vor Verzweiflung zu wahren! — Lange 6

Monate hat der Arme mit ihr gekämpft und den Vorsatz zum Selbstmord in seiner Brust getragen. Wie oft mag er die Mordwaffe in Händen gehabt haben — und dann wieder der kleinste Hoffnungsschimmer, ein Gedanke an die Möglichkeit der nahen Rettung. „Ich wäre noch so gerne hier unten geblieben" schreibt er. Der liebliche Frühling ist erwacht; ringsum alles in frischem Grün, Blumen und Bäume mit Blüthen geschmückt. Der Himmel lacht so freundlich, hoch in das azurne Blau steigt die Lerche mit freudigem Gesange, überall, überall neues frisches frohes Leben. Und nirgends ein Hoffnungsstern für dich. Schwarz die Blätter und Blumen wie dein Sarg, roth der Himmel wie dein Blut! — Basiliskenblicke ringsum! — Der Gesang der Lerche dein Grabgesang!! — — In der letzten Zeit durchkreuzten sich seine Pläne. Er griff nach jedem Strohhalme um sich daran zu halten. Bald wollte er in die weite Welt; dann wieder hoffte er als Aufseher u. s. w. eine Stelle zu finden. Ein Concert, das zum Besten der Armen gegeben wird, läßt in ihm die Hoffnung finden, daß man bewogen werden könne, ihm den Ertrag zu behändigen. Er schreibt, setzt verzweiflungsvoll seine Lage auseinander. Keine Antwort. — Nun setzt er all' seine Hoffnung auf den König. Er will hin zu ihm, persönlich ihm seine Lage schildern. Aber der Weg ist weit, woher das Reisegeld nehmen? Er fleht die Vorstände der Gesellschaften an, zu diesem Zwecke für ihn zu kollectiren. Keine Antwort. Da will er sich schriftlich dem Throne nahen. Aber er fürchtet, nicht die nöthigen Kenntnisse zu besitzen. In einem Briefe bittet er einen gefeierten Kanzelredner ihm die Bittschrift zu entwerfen. „Ich weiß, wie sehr es oft von einem Worte abhängt, um bei den Großen einen günstigen Eindruck zu machen", schreibt er, „Sie besitzen die Gabe der Rede, „entwerfen Sie mir die Bittschrift." Keine Antwort. — Da tritt die Verzweiflung mit allen ihren Furien im Gefolge auf und packt ihn. Ein Druck — und das Herz hört auf zu schlagen.

H.

Sechs Wochen im Gefängniß.*)

> Es läßt sich gut von Gefängnissen sprechen, wenn die freie Luft Einem umweht, wenn man auf frischen Rasen tritt und in den blauen Himmel sieht — aber nicht durch Stangen von rostigem Eisen. O es ist ein tödtendes Gefühl, wenn man denkt, daß man nicht zur Thüre hinaus darf.
>
> S. B. Hall.

Der gute Engländer hat wahrlich Recht. Gefangenschaft ist der unglückseligste Zustand für den Menschen. Da streiten sich die Leute über die Abschaffung oder Beibehaltung der Todesstrafe, indem die Einen behaupten, es liege nicht in der menschlichen Befugniß, seinem Mitmenschen das Leben, welches ein Geschenk Gottes sei, zu nehmen; aber sie bedenken nicht, daß eine lebenslängliche Beschränkung der Freiheit, zumal unter den Umständen, wie sie bei Zwangsarbeitern obwalten, eine Folter ist, welche ebensowenig gegen ein Geschöpf Gottes angewendet werden darf, wie die Todesstrafe; sie kennen die Lage eines solchen Verurtheilten nicht, hören nicht seine stündlichen Gebete um Befreiung von der irdischen Qual durch den Tod; ja, sie werden nichts gewahr von den unzähligen Versuchen zum Selbstmord, die nur durch die strengste Aufsicht verhindert werden können. In der That, jeder sogenannter Baugefangene, der eine längere Strafe als eine fünfjährige abzubüßen hat, würde unbedenklich, nachdem er einen Monat im Gefängnisse zugebracht, bei einer ihm freigestellten Wahl, um die Todesstrafe bitten. Aber auch jeder andere Detinirte, dessen

---

*) Man wird es nicht unpassend finden, an dieser Stelle eine Beschreibung des Kölner Arresthauses zu finden. Der Herausgeber glaubt durch diese einfache und getreue Schilderung einen nützlichen Beitrag zur Gefängnißliteratur zu liefern, und wünscht, daß dem Beispiele des hier erzählenden „Freigängers" bald andere folgen mögen. Nur auf solche Art kommen gewisse „Kerkergeheimnisse" an's Tageslicht. P.

Lage, je nach Verhältniß der Strafe oder seiner Individualität, ungleich besser ist, als die eines Zwangsarbeiters, wird sich nie zuvor so unglücklich gefühlt haben. Ein Paar Wochen Arrest sind schnell ausgesprochen oder decretirt, aber die Herren, in deren Amtsgewalt eine solche Befugniß liegt, haben keinen Begriff von der Gefangenschaft, sonst würden sie gewiß sparsamer mit dieser Strafe umgehen. Wie oft habe ich selbst auf Gefängniß lautende Urtheile contrasignirt oder Auszüge zur Vollstreckung unterzeichnet, ohne daß auch nur das geringste Gefühl für meinen verurtheilten Mitmenschen in mir rege geworden, oder daß ich überhaupt nur daran gedacht hätte, in welche Lage derselbe auf Grund der amtlichen Bescheinigungen versetzt würde. Ein Rechtsgelehrter, der ebenfalls das Unglück gehabt, für einige Zeit seiner Freiheit beraubt zu werden, bemerkte ganz richtig, daß alle Personen, welchen die richterliche oder eine andere Gewalt zum Erkennen der Freiheitsstrafe verliehen werden sollte, zuvor selbst erst, wenn auch als Gefangene der besten Klasse, eine gewisse Zeit, jedoch ohne die mindesten, besonderen Vorzüge, im Arresthause eingesperrt bleiben müßten, damit sie aus eigner Erfahrung die Strafe würdigen könnten. Doch genug hievon.

Das Landgericht hatte mich überführt, den Friedensrichter *** beleidigt zu haben. Nun muß man aber wissen, daß ein solches Vergehen vor den Richtern, wie eigenthümlich auch die Umstände dabei gewesen sein mögen, keine Gnade findet. Das richterliche Ansehen muß stets aufrecht erhalten werden, und wenn man in allen sonstigen Fällen mildernde Verhältnisse annehmen würde, so dürfte doch hier niemals von solchen die Rede sein. Mit den Beleidigungen ist es, nach unseren Gesetzen, überhaupt eine ganz sonderbare Sache. Wenn z. B. in meiner Abwesenheit jemand meinen Geldkasten aufschließt, die sämmtlichen Beutel mit Geld herausnimmt und in s e i n e n Kasten schließt, und später beim Nachzählen des Geldes einige Beutel fehlen; so darf ich nicht sagen, jener habe das Geld weggenommen; weil ich nämlich nicht das Urtheil sofort produciren kann, demzufolge er der Wegnahme überwiesen erklärt worden. — Selbst dann verfiele ich in Strafe, wenn es sich wirklich am nächsten Tage herausgestellt hätte, daß die fehlenden Beutel noch in seinem Kasten gelegen.

Worin die von mir dem Friedensrichter zugefügte Beleidigung bestanden, gehört nicht hierher; es reicht hin zu bemerken, daß das Landgericht mich zu einer sechswöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilte. Anfangs weigerte ich mich, die Strafe im Arresthause abzubüßen, und trat solche erst an, nachdem mir bei der letzten Aufforderung mit Gendarmen-Requisition gedroht wurde.

An einem Sonnabende begab ich mich daher auf die Ober-Prokuratur, veranlaßte dort noch die Rectification des betreffenden Urtheils-Auszugs

welcher irrthümlich der Strafe ein ganz andres Vergehen zum Grunde gelegt hatte, und erhielt die Erlaubniß, allein nach dem Arresthause gehen zu dürfen, während der, die Eintragung in die dasigen Listen bewirkende Gerichtsvollzieher nach einer halben Stunde mir folgen sollte. Es war fünf Uhr Nachmittags, als ich am Thore der Anstalt die Glocke zog, und ein Schauer durchrieselte mich, wie ich die schwere Thüre nach meinem Eintritt wieder zuschlagen hörte. So öffnet sich denn, sprach ich zu mir selbst, diese verhängnißvolle Pforte für Dich nicht mehr in sechs langen Wochen! und zum ersten Mal beschlich mich der Kleinmuth über einen Verlust, den ich sonst gar nicht hoch angeschlagen hatte, ich meine den der Freiheit. Mein Selbstgespräch jedoch wurde durch den Ruf des Pförtners nach einem jungen Menschen unterbrochen, der mich zum Polizei-Inspektor hinführen sollte.

Das Arresthaus in Köln nimmt einen bedeutenden Flächenraum ein, ist ringsum von hohen Mauern umgeben und hat die Gestalt einer niedergelegten Windmühle, daher vielleicht auch die eigentlichen Gebäude, worin sich die Gefangenen aufhalten „Flügel" genannt werden. Den Mittelpunkt bildet ein zweistöckiges Haus, gewöhnlich das Achteck genannt. Es hat einen niedrigen, aber ziemlich umfangreichen, achteckigen Thurm auf dem Dache, durch dessen Fenster das nöthige Licht ins Innere des Gebäudes fällt. Zur Erde befinden sich das Büreau des Polizei-Inspectors, die Küche und das Sprechzimmer; im ersten Stock die Büreau's des Directors und das Secretariat, und im zweiten Stock das Instructions- und das Advokaten-Zimmer.

Der südliche Flügel ist noch im Bau begriffen, er wird als Gefängniß nach dem Pensylvanischen System eingerichtet. Man sieht jetzt schon die Fenster von 180 Zellen in vier Stockwerken, ohne die Keller. Die Fenster sind klein, hoch in der Zelle angebracht, stark vergittert und erhalten eine Art gewundenen oder gedrückten Glases, welches zwar das Tageslicht durchläßt, aber keine Aussicht gewährt. Der Gedanke an die armen Opfer der Verzweiflung, welche hier dem Wahnsinn entgegenreifen werden, ist ganz geeignet, die traurigsten Gefühle rege zu machen.

Im östlichen Flügel befinden sich die Zwangsarbeiter, auch Baugefangene genannt.

Der nördliche Flügel beherbergt die männlichen Inquisiten und Correctionssträflinge. Männliche Zuchthaussträflinge sind nicht in dieser Anstalt.

Die weiblichen Inhaftirten aller Gattungen endlich bewohnen den westlichen Flügel.

Ein besonderes, zweistöckiges Gebäude, hat zur Erde die Wacht-, die Pförtnerstube und noch einige Räume und im ersten Stock sowohl, als

im zweiten einen Gang mit 11 (folglich zusammen 22) nach dem Innern der Anstalt gelegenen Zimmern. Hier ist der Aufenthalt der sogenannten Freigänger.

In dem Raume, der zwischen der äußersten und der zweiten Ringmauer gebildet wird, befinden sich noch andere, einzelne Gebäude.

Der Inspector empfing mich sehr freundlich und, indem er mich zum Sitzen einlud, ersuchte er mich die Ankunft des Gerichtsvollziehers abzuwarten. Diese erfolgte auch schneller als ich dachte; der Inspector sprach mit einem, im Büreau anwesenden Aufseher leise einige Worte und trug mir auf, demselben zu folgen. Es ging die Treppe in die Höhe zum Büreau des Secretärs, welcher, gleichfalls sehr artig, mich fragte: ob ich meine Verpflegung bezahlen wollte? Diese Frage bejahend, mußte ich nun eine gewisse Summe für meinen Unterhalt deponiren, der, wie man mir früher gesagt hatte, mit 10 Thlr. für einen Monat bestritten werden konnte. Nachdem ich also 10 Thlr. hinterlegt, hatte ich die Qualification eines sogenannten Freigängers erlangt.

Die Beamten.

Sämmtlichen Strafanstalten im Orte und der, worin ich mich befand insbesondere, steht der Director vor. Unter ihm fungiren der Oekonomie- und der Polizei-Inspector. Der Secretär ist ebenfalls Staatsbeamter; die Büreau-Gehülfen nimmt man jedoch aus der Zahl der befähigten Condemnaten aller Klassen. Aufseher, worunter ein Ober-Aufseher, waren in dem Augenblick 26 vorhanden, doch ist die erforderliche Zahl noch immer nicht vollständig. Sie werden durch die versorgungsberechtigten Unteroffiziere ergänzt, vorerst auf Kündigung angestellt, und beziehen, im Verhältniß zu ihrem sehr schweren Dienste, einen geringen Gehalt. Deshalb nehmen die gedachten Unteroffiziere auch jede andere Anstellung lieber an, und Viele verlassen den Dienst nach kurzer Zeit wieder, indem sie entweder zu ihrem Truppentheile zurückkehren oder anderswo ein Unterkommen finden, welches ihnen mehr zusagt. So ist es begreiflich, daß immer noch Aufseher fehlen und die Vorhandenen zum großen Theil aus Neulingen bestehen. Man sieht Militär-Uniformen verschiedener Regimenter, ein Zeichen, daß die sie tragenden Aufseher entweder ihre Probezeit noch nicht beendet haben, oder nicht Willens sind, lange mehr zu bleiben.

Für den Dienst beim weiblichen Gefangnen-Personale sind vier Aufseherinnen, Frauen oder Wittwen, angestellt. Daß diese Personen eine gewaltige Energie besitzen müssen, braucht wohl nicht in Zweifel gezogen zu werden.

Die Anstalt hat einen Arzt und einen Wundarzt, welche täglich die Kranken besuchen und über den Gesundheitszustand im Allgemeinen wachen.

Zur Wahrnehmung der Seelsorge für die Katholiken ist ein eigner Pfarrer angestellt, der jeden Sonntag zwei Mal und an jedem Freitage des Morgens, den Gottesdienst abhält. Der evangelische Gottesdienst wird alle vierzehn Tage, abwechselnd, von einem Pfarrer der Stadtgemeinde, verwaltet. Die Anstalt besitzt auch einen Schullehrer.

Im Allgemeinen ist das Benehmen sämmtlicher Beamten lobenswerth. Strenge in der Beobachtung der Hausordnung, behandeln sie die Gefangenen mit Nachsicht und Milde, sind in ihren Reden gegen den gebildeteren Theil äußerst artig und überall gefällig, wo eine Gefälligkeit mit den Vorschriften ihres Dienstes nicht in Widerspruch geräth.

Ausnahmen findet man allenthalben, und so herrscht über den jetzigen, schon neun Jahre hier im Dienste stehenden Ober-Aufseher nur eine Stimme zu seinem Nachtheil. Wirklich dürfte in der ganzen Anstalt, den Director und die Inspectoren nicht mit begriffen, schwerlich ein Individuum sein, das jenen Menschen nicht in der Seele haßte, theils wegen seiner Kriecherei gegen die Vorgesetzten, theils wegen des steten Denuncirens seiner Collegen, theils wegen der äußerst rauhen Behandlung der Gefangenen. Man spricht sogar von Faustschlägen, welche, ungeachtet des Verbots, heimlich nach allen Seiten hin ausgetheilt werden sollen. Gewiß ist, daß der Ober-Aufseher der ruhmvolle Erfinder des militärischen Tritthaltens beim Erholungsgange der Zwangsarbeiter, und die Ursache der Entfernung manches tüchtigen Beamten ist. Freigewordene Condemnaten sollen ihm wiederholt gedroht haben, die empfangenen Schläge heimzahlen zu wollen, welcher Umstand ihn denn auch veranlaßt hätte, so wenig als möglich sich außerhalb der Anstalt begegnen zu lassen. Ich selbst kam wenig mit ihm in Berührung.

Die Freigänger.

Ist es Satyre, daß man diese Art der Gefangenen so nennt, und das Local, das sie bewohnen, freien Gang bezeichnet, oder rührt der Name von dem Umstande her, daß die Inhaftirten, während ihre Zimmer gekehrt werden, auf dem Gange vor demselben, im Beisein des Aufsehers, hin- und hergehen dürfen? Früher sollen die Freigänger befugt gewesen sein, den Tag über im ganzen Raume der Anstalt, nach Gefallen sich bewegen zu dürfen, und nur ihr Einschließen während der Nacht die eigentliche Haft dargethan haben; gegenwärtig erfreut sich der Freigänger keines andern Vorzugs, als den der bessern Behandlung, der bessern Wohnung und Speise (welche er indeß bezahlen muß) und des Müßigganges, der aber auch nur der erzwungenen Arbeit gegenüber, als Vorzug betrachtet werden kann.

Der ganze erste Stock war besetzt, weshalb man mich in ein, so eben

eingerichtetes Zimmer des zweiten Stockes bringen mußte. Es war möblirt mit einem kleinen Tische, einem hölzernen Stuhl und einer solchen Bettstelle. Der Aufseher forderte mir nun, den Vorschriften der Hausordnung gemäß, sämmtliche Baarschaft und Pretiosen, wie geringfügig solche auch sein möchten, ab, um sie im Büreau aufbewahren zu lassen. Gutwillig trennte ich mich von den wenigen Gegenständen, die ich nur des Bedürfnisses wegen bei mir führte und nicht füglich entbehren konnte. Er bemerkte zugleich, daß, wenn ich zu schreiben wünschte, dieses in einem besonders dazu bestimmten Zimmer geschehen müsse; daß ich mithin weder Federmesser, noch Scheere oder Schreibmaterial besitzen dürfe; daß alle Briefe, bevor sie an die Adresse abgingen, dem Polizei-Inspektor zum Durchlesen eingehändigt, ebenso alle an mich gerichteten Schreiben zuvor von Jenem gelesen würden; daß ich ferner weder zu rauchen, noch Licht zu brennen befugt sei u. s. w.; daß aber Lesen unter allen Umständen gestattet wäre. Hierauf entfernte sich der Aufseher, verschloß die Thüre und verriegelte dieselbe vorsichtig.

Da saß ich nun, ein Gefangener; zum ersten Mal in meinem Leben der Freiheit beraubt, eines Gutes, dessen Werth ich bis dahin noch nicht schätzen gelernt hatte, Die trüben Gedanken, die in mir aufstiegen, waren keineswegs geeignet, mich über meine Lage zu erheben, wie denn überhaupt eine gewaltsame Trennung von Weib und Kind die schmerzlichsten Gefühle hervorruft. Mir wurde auch körperlich unwohl, und dieser Zustand führte mich erst darauf: daß ich in der Eile und aus Mangel an Appetit sehr wenig zu Mittag, seit jener Zeit aber nichts mehr gegessen hatte. Die Lieferungsstunde mußte bei meinem Eintritt schon vorüber gewesen sein, und so war ich denn genöthigt, hungrig und selbst durstig schlafen zu gehen, indem nicht einmal Wasser sich vorfand. Das Ungewohnte der Lage und die wirren Gedanken, der leere Magen und die brennenden Lippen vereinigten sich natürlich, die ganze Nacht hindurch den Schlaf fern zu halten, so daß ich den anbrechenden Tag mit Freuden begrüßte.

Nach genommener Rücksprache mit dem Aufseher, der sich äußerst höflich nach meinem Befinden erkundigte, ließ ich mir die nöthige Wäsche, Hauskleidung, Porzellan-Geschirre rc., aus meiner Wohnung bringen und richtete mich so gut als möglich ein, in dem bedeutenden Vorrath unterhaltener Bücher die einzige mögliche Unterhaltung suchend.

Der Tag wird nun von den Freigängern folgendermaßen zugebracht:

Um halb sieben Uhr des Morgens schließt der Aufseher die Gang- und sämmtliche, mit Nummern versehene Stubenthüren, der Reihe nach, auf.

Es erscheinen sodann diejenigen Baugefangenen, welchen das Reinigen der Freigänger-Stuben obliegt. Sie kehren, putzen, schütteln das Bette und füllen die Krüge oder Karaffen mit frischem Wasser, während die

Stuben-Bewohner sich unterhalten und auf dem Gange spazieren. Das Stiefelputzen übernehmen jene Leute auch, wenn man ihnen dann und wann ein Sauerbrod oder sonstige Lebensbedürfnisse, welche gestattet werden, durch die Lieferantin zukommen läßt. Für das Reinigen des Zimmers, Bettmachen und Wasserholen wird für jeden von ihnen (es sind ihrer zwei) aus dem Deposito des Freigängers monatlich 2½ Sgr. abgehalten und ihnen gutgeschrieben. — Dann erscheint der Barbier, ebenfalls ein Zwangsarbeits-Sträfling, welcher das ganze männliche Personal in der Anstalt, Gefangne und Beamte, mithin ungefähr 170 Menschen, allein rasirt. Den Freigängern ist er zweimal wöchentlich den Bart abzunehmen verpflichtet und erhält dafür ebenfalls 2½ Sgr. monatlich gutgeschrieben.

Aller Augen sind jetzt auf die Gangthüre gerichtet, sie öffnet sich und, o Freude! das Factotum der Lieferantin, d. h. deren gewandte Schwester, welche leider von dem anhaltenden Körbetragen sehr zur linken Seite herabneigt und den Rücken etwas krümmt, sonst aber eine recht muntere alte Jungfrau ist — bringt das Frühstück, Kaffee mit Milch und zwei Brödchen.

Dann frägt der Aufseher wer austreten wolle? Diesen rein militärischen Ausdruck versteht Jeder, und, mit wenigen Ausnahmen, geht Alles hinunter. Jener Theil der Verrichtungen im Arresthause ist aber der lästigste und in jeder Hinsicht Unangenehmste für die Freigänger. Denn es ist völlig unzureichend, eines einzigen Secrets für Alle sich zu bedienen, von denen ein großer Theil sein körperliches Bedürfniß nach der festgesetzten Stunde nicht zu regeln vermag, so währt der dadurch verursachte Aufenthalt oft eine Stunde lang, innerhalb welcher die Harrenden oder bereits Abgefertigten, um unter den Augen des dabeistehenden Aufsehers zu bleiben, lediglich auf die Promenade der kleinen Strecke in der Nähe des, keineswegs mit einer duftenden Rosenhecke versehenen, Ortes beschränkt sind.

Man schließt hierauf die Freigänger, deren in einem Zimmer je zwei, zuweilen Einer, im Saale aber Vier, wohnen, wieder ein, bis es Zeit zum Spazierengehen ist. Diese war auf 10 Uhr festgesetzt. Unter der Aufsicht des Stationsbeamten begibt sich das ganze Freigängerpersonal auf den Holzhof oder auf den Platz zwischen der äußern und innern Ringmauer, wo die Kirche steht. Hier können alle Gangarten ausgeführt werden, indem die Länge des Platzes circa 170 Schritte beträgt und derselbe hinreichend breit ist, das Auf- und Abgehen der, nach Wahl zu zwei, drei und mehreren, sich unterhaltenden Personen, so wie das Ausbiegen der sich Begegnenden, zu gestatten.

Um halb zwölf Uhr rasseln wieder Schloß und Riegel der Thüren, die Ermüdeten zu sichern; doch wird ihr Schall um halb ein Uhr als ein angenehmer begrüßt, weil er den Essenträgern den Zutritt erlaubt. Die

Mahlzeit besteht an sechs Tagen aus Fleischsuppe mit Rindfleisch, Gemüse und Kartoffeln. Das Aufgetragene muß rasch verzehrt werden, denn schon nach einer halben Stunde öffnet der Aufseher die Thüre, damit seitens der Lieferantin das Speisegeschirr in Empfang genommen werden könne.

Nachdem man wieder eingeschlossen, mag man die Zeit bis halb fünf Uhr, so gut als möglich, hinzubringen suchen. Um diese Stunde bringt man das Abendbrod oder die Vesperkost, wie man es zu nennen beliebe. Man begnügt sich gewöhnlich mit einem, auf einem Weinblatte sauber präsentirten Stückchen Käse und mit einem Glase Bier.

Alsdann beginnt die Promenade wie am Vormittage, einschließlich des unangenehmen Harrens an der Bequemlichkeit. Sie endigt nach 7 Uhr Abends, wo der Aufseher, beim Zumachen der Stubenthüre, freundlich gute Nacht wünscht. Die Zeit bis zum Schlafengehen ist nun die schrecklichste für den Freigänger, insbesondere für den, der in einem Zimmer allein wohnt, um so mehr, als (in den Sommermonaten) kein Licht angezündet werden durfte, bis es der Verwendung eines, dem Director persönlich befreundeten Mitgefangenen gelang, bei demselben die Erlaubniß, bis um 10 Uhr Licht brennen zu dürfen, auszuwirken.

Sonnabends ist die Nachmittagspromenade eine Stunde früher und demzufolge wird auch das Einschließen der Gefangnen so viel früher vollführt.

An Sonntagen unterbricht der Kirchgang, für die Katholiken zwei, für die Evangelischen alle vierzehn Tage ein Mal, die Gleichförmigkeit des Arrestes, und mit wahrer Freude, mit inniger Sehnsucht hofft jeder unter diesen Umständen auf den Beginn des Gottesdienstes.

Es ist den Freigängern verboten mit den Gefangenen andrer Gattung zu verkehren.

Unter den Freigängern befinden sich Inquisiten, insofern das ihnen zu Last gelegte Verbrechen nicht etwa eine engere Haft nöthig macht; Correctionsbestrafte wegen Verbal-, Real-Injurien und sonstiger Vergehen, die in der Regel keinen längern Freiheitsverlust als den, von höchstens einem Jahre nach sich gezogen; und zahlungssäumige Schuldner. Letztere bilden, selbst unter den Freigängern, eine eigene Abtheilung. Ihnen wird jederzeit ein Besuch gestattet und, weil der Gläubiger, auf dessen Ansteht sie verhaftet werden, für sie monatlich 5 Thlr. 10 Sgr. deponiren muß, so haben sie nur das, was über diese Summe hinausgeht, aus eignen Mitteln zu bestreiten. Sie erhalten für den gedachten Betrag Morgens ein Brödchen und das Mittagessen, weiter nichts. Da es unmöglich ist, mit dem Wenigen sich zu begnügen, und man ihnen nicht gewöhnliches Schwarzbrod, geschweige denn Kaffee oder Bier zukommen läßt, so bleibt den vielen, ganz unvermögenden Schuldnern nichts anders übrig, als mit der Lieferantin sich dahin zu vereinbaren, daß statt des Fleisches Schwarz-

brod verabreicht werde. Ihr Unterhalt wird also von dem Gläubiger auf die noch nicht einmal nothdürftigste Weise bestritten, und dennoch gibt es Leute, die, obgleich recht gut wissend, daß sie, so lange der Schuldner verhaftet bleibt, niemals zu ihrem Guthaben gelangen können, Jahre lang ihr Müthchen an ihren Mitmenschen kühlen. Viele, auf solche Weise verhaftete Personen haben mir wiederholt erklärt, daß sie mit vollkommner Resignation die gesetzlich vorgeschriebenen fünf Jahre auszuhalten gedächten, alsdann aber sich in solche Lage und an solche Orte versetzen würden, daß ein neuer Verhaftsbefehl unwirksam bleibe. Andre freuten sich ohne die neueren Bestimmungen zu kennen, auf den nicht mehr fernen Tag, an welchem sie ihr siebenzigstes Lebensjahr zurücklegen würden, und der Gläubiger sie demnach entlassen müsse. Endlich gaben Alle genau auf den letzten Tag des Monats acht, wenn bis dahin das Kostgeld von dem Gläubiger nicht hinterlegt war, um den ersten Tag im neuen Monat, so früh als möglich, den Arrest verlassen zu können. Bei Einem trat, während meiner Anwesenheit, der Fall wirklich ein, daß um 7 Uhr Abends, am letzten Tage des Verhaftsmonats die Gelder noch nicht angekommen waren. Schon ließ man den Schuldner voraus die Bittschrift unterzeichnen, in Folge deren, wegen Ermangelung hinterlegter Verpflegungsgelder, früh am folgenden Tage die Freilassung des Schuldners verfügt werden mußte, als — um halb 8 Uhr das Geld richtig anlangte. Nun war die Freude wieder in Trauer verwandelt. — Ueberhaupt hatte es mit diesem Schuldner eine eigene Bewandtniß. Seine Frau war mit seiner Aufführung (denn er besaß wirklich eine seltene Portion Phlegma) nicht zufrieden, und da er mit ihr (einer schon hoch betagten Person) ein nicht unbedeutendes Vermögen erheirathet hatte, das mit jeder Woche abzunehmen schien; so soll sie, wie man sich erzählte, dem Gläubiger ihres Mannes die Kostgelder mit 5 Thlr. 10 Sgr. vorschießen, indem sie dabei geäußert hätte: „für so wohlfeilen Preis sei sie nicht im Stande, ihren Ehemann zu Hause zu unterhalten.“

Merkwürdig sind die Klagen der Freigänger bei ihren kurzen Zusammenkünften über das ihnen gewordene Loos. Alle wollen unschuldig zu leiden haben; besonders sind es aber wieder die Schuldner, welche hier das große Wort führen. Nicht selten beschweren sie sich über die Kunstgriffe, deren sich die Gerichtsvollzieher bei der Verhaftung gegen sie bedient, und leider ist es nur zu wahr, daß die, von diesen Beamten angewendeten Mittel, einen Schuldner zu arretiren, nicht immer solche sind, die mit der Ehre ihres Amtes im Einklange zu sein scheinen. Der Schuldner ist ganz zufrieden, wenn der Friedensrichter mit dem Gerichtsvollzieher in seine Wohnung eintritt und ihn verhaftet; warum mag nun dieses Verfahren nicht das zweckmäßigste sein? — Ein Kaufmann, den ich

schon im Arrest vorfand, wurde, indem er sich aus seiner Wohnung nach dem Comptoir begeben wollte, auf der Straße verhaftet; gegen seinen Compagnon lautete das Urtheil ebenfalls auf Körperhaft. Dieser verließ aber seine Wohnung (gleichzeitig das Geschäftslocal) nicht, und nun schickte der Gerichtsvollzieher einen, dem Compagnon ganz unbekannten Menschen zu ihm, mit der eilig zu bestellenden Erklärung: Herr *** sei arretirt und harre ganz in der Nähe in einer Droschke auf ihn (den Compagnon) um ihm noch etwas sehr Nöthiges mitzutheilen. Ohne Argwohn eilt Letzter, wie er steht und geht, vor die Thüre und findet hier — den Gerichtsvollzieher, der nun zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen hat. Ein anderer, noch jetzt inhaftirter Schuldner, seines Gewerbes Schenkwirth, auf der andern Rheinseite wohnhaft, war, aus Furcht den Gerichtsvollziehern in die Hände zu fallen, schon lange nicht mehr aus seinen vier Pfählen hinausgegangen; höchstens blieb er in der Thüre stehen. Da fährt eines Tages eine Chaise vor, ein unbekannter Herr winkt ihm, etwa in der Art, als wünsche er, der Eile halber, schnell ein Glas Bier herausgebracht zu haben; er eilt mit Wirthseifer an den Kutschenschlag, sich nach den Befehlen des Herrn zu erkundigen, und wird von demselben, einem Gerichtsvollzieher, sofort verhaftet, zum Einsteigen eingeladen und in das Arresthaus gebracht. So wurde auch ein Dritter, der bis dahin nicht gewagt hatte, vor die Thüre zu gehen, in dem Moment von dem Gerichtsvollzieher beim Kragen ergriffen, als er einer Dame, die seine Gattin besuchen wollte, ein Paar Schritte das Geleit gab. Man gewährte ihm nicht einmal die Bitte, sein Comptoir erst verschließen zu dürfen, da Niemand anders, als seine kleinen Kinder und eine Dienstmagd im Hause wären. Er kam im Hausrock, mit der Pfeife noch in der Hand, an.

Diese Thatsachen habe ich aus dem Munde der Betheiligten selbst und es sind noch lange nicht Alle der Art, welche von den Schuldnern erzählt werden.

Acht Tage nach dem Antritt meiner Gefängnißstrafe wurde ich in den ersten Stock einquartirt und erhielt einen so gebildeten Mann zum Mitbewohner des Zimmers, daß ich mit dem Tausche wohl zufrieden war. Schon nach ferneren vierzehn Tagen wurde derselbe jedoch aus seiner Haft befreit und ich blieb wieder allein, um mit Muße zu beobachten, zu grübeln und — zu lesen.

Ein früherer Bewohner dieses Zimmers, der sich durch Einkratzen seines Namens in der Fensterscheibe verewigt hatte, muß wohl über seine Unterhaltung weniger verlegen gewesen sein, denn er knüpfte bald ein süßes Verhältniß mit der recht hübschen Tochter des Oekonomie-Inspectors an, welches durch gegenseitige, zärtliche Blicke vom Fenster aus einge-

leitet, durch Briefwechsel fortgesetzt, und, obgleich die jungen Leutchen bis dahin noch kein Wort mit einander gesprochen, nach erhaltener Freiheit des Gefangnen, mit der Einwilligung beiderseitiger Eltern zur Heirath, die nächstens stattfinden soll, geschlossen wurde. Niemand, selbst die Mitgefangenen nicht, aus deren Munde ich die Geschichte hörte, ist jemals so glücklich gewesen, zu erfahren, wer hier zum postillon d'amour gebraucht worden.

Die Inquisiten und Corrections-Bestraften.

Von dieser Gattung Detinirter kann ich nur sehr wenig sagen, weil sie den Freigängern selten zu Gesicht kommen. Alle werden sie zu leichter Arbeit, als Wollzupfen und dergl., auch zum Weben, angehalten und was sie mehr verdienen, als der Lohn für das jedesmalige Pensum beträgt, wird ihnen gutgeschrieben und aufgehoben.

Die Inhaftirten gehen in ihren eigenen Kleidern, bei deren Verschleiß aber in grobleinenen Jacken und langen Hosen.

Die Inquisiten, die man hier aufzubewahren nöthig hält, und die sich dennoch selbst beköstigen wollen, bezahlen die Taxe wie die Freigänger und brauchen nicht zu arbeiten. Auch Hauptverbrecher, gegen welche z. B. die Todesstrafe erkannt worden, sitzen ohne Arbeit, isolirt. Bei unsrer Promenade pflegte gewöhnlich ein solches Individuum am Fenster zu erscheinen und durch ein Sägen mit seinem Zeigefinger am Halse, die Pantomime des Kopfabschneidens zu bezeichnen, um anzudeuten, daß man ihm den seinigen sehr bald abschneiden werde. Dieser junge Mensch ist, wegen wiederholter, vorsätzlicher Brandstiftung zum Tode verurtheilt worden und hat weder den Cassationsrecurs gegen das Erkenntniß des Assissenhofes ergriffen, noch die Gnade des Königs nachgesucht, im Gegentheil soll er wiederholt erklärt haben, auch eine unerbetene Gnade nicht annehmen zu wollen.

Solche Gefangne wie dieser, promeniren nicht mit den Uebrigen, was zu gewissen Stunden im Innern des Hofes geschieht, sondern von ihnen durchaus getrennt, zu ganz andrer Tageszeit, und ohne ein Wort mit den wenigen Gesellschaftern gleicher Gattung sprechen, ja, sich diesen nur einmal nähern zu dürfen. Ihr Spaziergang soll dem früher üblich gewesenen, sogenannten Storchenmarsch von vier bis sechs Rekruten, nicht unähnlich sehen.

Ueber sämmtliche Inquisiten führt der zeitliche Instructionsrichter bei dem Landgerichte die Oberaufsicht. Bei seinen zufälligen oder bestimmten Besuchen der Anstalt (die Verhöre geschehen meistens im Locale selbst) darf jeder verhaftete Inquisit Bitten und Beschwerden vorbringen.

Die Baugefangnen oder Zwangsarbeiter.

Diese sind die ehemaligen Kettenmänner, die nun aus der ganzen Provinz hier ihre Strafe abbüßen. Der Name: Zwangsarbeiter, zeigt schon an, daß sie weder die Art der Arbeit zu wählen, noch ein beliebiges Quantum derselben zu verrichten haben, vielmehr wird Jedem von Hause aus die Beschäftigung, der er seine Zeit und Kräfte zu widmen habe, angewiesen, und, sobald er Fertigkeit darin erlangt hat, auch das Maaß aufgegeben, welches er täglich liefern muß.

Es befinden sich gegenwärtig 320 Zwangsarbeiter hier.

Sie schneiden Holz, weben Leinwand, schmieden Nägel, machen Drahtstiften, Schuhe, Stiefel und Kleider ꝛc., und erhalten den Mehrverdienst ebenfalls notirt und zurückgelegt. Derselbe ist jedoch nicht so groß, wie bei den Correctionsbestraften, weil sie mehr fertig zu liefern haben als diese.

Viele Holzhändler lassen hier ihren Bedarf an Balken, Kreuzholz, Bohlen ꝛc. schneiden. Die Arbeit wird prompt, mit Accuratesse und wohlfeil geliefert. Das praktische Schneiden leitet ein Zwangsarbeiter auf Lebenszeit, der das Unglück gehabt hatte, Jemand zu tödten. Er genießt das Vertrauen, sowohl der Vorsteher der Anstalt, als der Kaufleute und seiner Mitgefangenen. Dieser Mensch darf im Bezirke seines Flügels, während der Arbeitszeit frei umhergehen, um Alles nachzusehen, zu messen, die Schnur zu richten u. s. w. Es gewährt einen sonderbaren Anblick, wenn man 30 bis 40 jener Holzschneider einen ungeheuer dicken Baum auf die Schultern nehmen und auf den Schneideplatz hintragen sieht. Die schwere Arbeit überhaupt muß sehr angreifend sein, denn die Leute sehen alle wie die Schatten aus, sind mager wie die Skelette und zur Schwindsucht geneigt, an welcher Krankheit auch schon Mancher gestorben ist. Sie erhalten zwar täglich ein halbes Quart Bier, aber wie kann dieses Getränk allein das Fleisch ihnen ersetzen, welches ihnen nur vier Mal im Jahre verabreicht wird? Zur Winterszeit beschäftigt man die Leute, welche im Freien den Sommer hindurch gearbeitet, auch mit Haarspinnen, einem der Gesundheit höchst nachtheiligen Unternehmen, indem der entsetzliche Staub, der dadurch verursacht wird, aus lauter kleinen Haartheilchen besteht und sich, beim Einathmen, auf die Lungenflügel setzt, wodurch die Spinner sehr bald die ohnehin große Zahl der Schwindsüchtigen vermehren.

Die Weber sitzen im Gebäude trocken, magern aber auch ab.

Außer den Genannten liefern die Baugefangenen noch das Personal für die Reinigung sämmtlicher Gebäude im Innern und der Höfe, drei Maler und Anstreicher und einen Maler, der zugleich als Klempner arbeitet, überhaupt ein sogenannter Tausendkünstler ist. Zwei Büreaugehülfen gehören ebenfalls der Klasse der Baugefangenen an. Sämmtliche

genannte Leute gehen in der ganzen Anstalt frei umher. — Der eine unsrer Stubenkehrer, ein ehemaliger Achener Fabrikarbeiter, hatte versucht, 1830 die Stelle des, vom Wagen herabgeschossenen Müller mit der rothen Fahne, einzunehmen; der Andere, ein wirklich gebildeter Mensch, Kunstgärtner seiner Zeit, der unter anderen ein feines Französisch, wie seine Muttersprache, redet, war so unglücklich, einen ihm ganz unbekannten Mann mit einem Steine zu tödten, der einem Feinde zugedacht werden sollte. Beide Sträflinge sind auf Lebenszeit verurtheilt und haben mehrere, ja viele Jahre die Ketten und die halb grau, halb gelbe Kleidung getragen.

Der Barbirer war, wegen Hehlerei, zu 5 Jahren verurtheilt worden.

Ein Hofkehrer, sehr starker Constitution, lebte hier als Zwangsarbeiter wegen dreimaliger Desertion vom Militär.

Der Mann, welcher das Zusammengekehrte auf den bestimmten Platz mit einem Schubkarren fährt, hatte früher auch Ketten getragen, ist bereits, nachdem er lebenslänglich verurtheilt worden, 28 Jahre Gefangener, und circa 50 Jahre alt. Er tödtete seine Frau, schnitt derselben aber zuvor die Brüste ab, weil er sie in verbotenem Umgange mit einem Anderen betroffen.

Der Tausendkünstler, auch zu lebenswieriger Zwangsarbeit verurtheilt, hatte einen, wüthend auf ihn eindringenden, Kerl, der betrunken in dem Zimmer (bei Gelegenheit einer Landkirmes) erschien, wo der Unglückliche gerade am Tische saß und mit dem Messer ein Stück Schinken schneiden wollte, blos durch Vorhalten des Messers, erstochen.

Die Burschen des Directors und der Inspectoren, die Gärtner, Küchen- und Krankenwärter sind ebenfalls Zwangsarbeiter, wie die Maurer und Handlanger, die in der Anstalt allenthalben nachsehen, repariren, kalken, weißen und theeren.

Was die Kleidung der Baugefangenen betrifft, so besteht dieselbe in einer grobleinenen, kurzen Jacke, dergleichen kurzen Hosen, grauwollenen Strümpfen, einer braunen Weste, blau und weiß gewürfeltem Halstuche, und Lederschuhen. Sonntags ist die Kleidung neu und rein, das Halstuch braun, ein blaugewürfeltes Taschentuch steckt in der Jacke, und den Kopf bedeckt eine Feldmütze von braunem Tuch ohne Schirm. Bei der Arbeit haben sie auch eine Art leinener Gamaschen über den Strümpfen oder ohne dieselben. Im Winter sollen Jacken und Hosen von braunem oder grauem Tuche sein.

Disciplinarstrafen sind das Cachot und **Schläge**. Letztere werden dem Gefangnen, mittelst einer Riemenpeitsche, durch einen Aufseher ertheilt, während der zu Bestrafende auf einem Holze, dem sogenannten Bock,

festgeschnallt sich befindet. Auch kann der Direktor Ketten anlegen lassen, was gewöhnlich eine Strafe für versuchten Ausbruch ist. Zu meiner Zeit trug ein einziger, und zwar ein noch sehr junger Mensch, wegen des gedachten Vergehens, die Ketten.

Eines Tages sollten zwei, wegen Falschmünzerei verurtheilte Baugefangene, die ihre Strafzeit beendet hatten, entlassen werden. Abends vorher hatten diese Leute sich, im Vorgefühl baldiger Freiheit, durch Gesang und Lärmen dermaßen ausgezeichnet, daß die Behörde den Einen ins Cachot werfen lassen mußte. Gegen 10 Uhr Morgens sah ich nun Beide, in ihrer eignen Kleidung, vom Aufseher bis zum Straßenthore begleitet, über den Hof gehen. Sie schlichen so trübe einher, waren so niedergedrückt und sahen so ermattet aus, daß man glauben sollte, der Abschied aus der Anstalt würde ihnen schwer, und daß sie vorzögen, noch länger darin zu verweilen, wenn man sie nur behalten wollte. Lange erkundigte ich mich nach der Ursache, keiner wußte mir Aufklärung zu geben; da hörte ich beim Vorübergehen, zwei Soldaten von der Wache sich dahin aussprechen, daß die beiden Entlassenen am frühen Morgen jeder 10 Hiebe auf dem Bock aufgezählt erhalten hätte. Das war also wahrscheinlich ein, im Urtheil ausgesprochener Abschied, dessen Aeußerungen sie schon, unter dem Namen „Willkomm" bei ihrem Eintritte kennen gelernt. Wenigstens erzählte man mir von solchen, durch das Allgemeine Landrecht vorgeschriebenen, Strafen.

Die Tageseintheilung ist bei den Zwangsarbeitern nachstehende:

Um fünf Uhr Morgens erschallt die Hausglocke in lautem, aber schrillerndem Tone. Aus der geöffneten Thüre eilen die vorbezeichneten, frei umhergehenden Arbeiter an ihre Tagesgeschäfte, während die Holzschneider zur Hinterthüre in den Holzhof gehen und die Weber sich an ihre Stühle setzen. Das Geklapper der letzteren verkündet auch bald der ganzen Anstalt ihre Thätigkeit. Dann hat ein Auffseher von der Wachtmannschaft die nöthige Escorte geholt, welche zuvörderst die Nagelschmiede und Drahtstiftenmacher in ihr Arbeitslocal transportiren und nachher zurückkehren, um die Tischler, Schneider und Schuster ins Commissionshaus zu begleiten. Der Oberauffseher und noch drei andre Auffseher gehen mit, die Bewegung findet lautlos, aber in militärisch geordneten Reihen und im Tritt, statt. Die Wollarbeiter begeben sich von innen zu ihrem Keller.

Um sechs Uhr läutet die Glocke zum Frühstück, welches aus Mehlsuppe und ½ Pfd. Brod besteht.

Um zwölf Uhr wird das Mittagsessen auf dieselbe Art eingenommen. Die Speisen, wie bemerkt, kein Fleisch, wohl aber in dicker, kräftiger und äußerst nahrhafter, wohlschmeckender Suppe von Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Linsen u. dergl. bestehend, habe ich zuweilen gekostet und gut zube-

reitet gefunden. Auch ist die Kumpe, welche die Portion eines Jeden faßt, nicht klein. Brod, in obigem Gewicht, erfolgt abermals dabei. Dennoch beklagen sich viele Leute, namentlich die Holzschneider, darüber, daß sie mit der Portion ihren Hunger nicht stillen könnten, was jeder Beobachter ihnen gern glauben wird, da die Quantität der Speise mit der fast übermenschlichen Arbeit in keinem Verhältniß steht und den Stärksten herunter bringen muß. Die Leute, die sich von einer so schwierigen Verpflegungsart einerseits, wie von ihrer Lage als Zwangsarbeiter andrerseits, keinen Begriff machen können, behaupten steif und fest: sie erhalten blos deshalb so wenig, damit sie recht bald durch ihren Tod den Staat von einer drückenden Last befreiten. Solche Ansichten trifft man bei jedem Baugefangenen.

Nachmittags um 4 Uhr wird den Holzschneidern, aber auch nur diesen, das Bier verabreicht, an Alle sodann wieder Brod in obigem Gewichte, und was des Mittags von der Speise etwa übrig geblieben sein möchte, zu einer dünnen Suppe gemacht, vertheilt.

Hierauf holt man die Arbeiter aus dem Commissionshause ab, damit sie auf dem Hofe des Baugefangenenflügels, mit den anderen Kameraden, welche sitzend oder stillstehend arbeiten müssen, einige Zeit promenirend, sich erholen können. Eine solche Promenade kann aber schwerlich eine Erholung genannt werden, denn ein completter Reisemarsch, in dem sie, Tritthaltend, langsamen Schrittes und keinen Laut von sich gebend, im nicht gar weiten Raume sich rundbewegen, kann die beabsichtigte Wirkung nicht hervorbringen. Beim Militär selbst wird der Zustand erst Erholung genannt, der den Soldaten erlaubt, ohne Tritt mit Bequemlichkeit und miteinander redend, zu marschiren.

Nach einer halben Stunde sieht man die Arbeiter wieder zurückführen, bis um 8 Uhr die Abendglocke alle Gefangenen zur Ruhe ruft. Jetzt werden, auf die oben beschriebene Art, erst die Leute aus der Schmiede, dann jene aus dem Commissionshause abgeholt. Dieses Mal besteht aber die Escorte aus 10 Mann Soldaten, dem Oberaufseher und drei Aufsehern von der Nachtwache, letztere vier Personen sämmtlich mit geladenen kleinen Gewehren und vorgeschnallten Kartuschen versehen. Während des Transports sind alle offene Ausgänge der innern Räume mit Soldaten besetzt, und dennoch werden die Gefangenen, beim Austritt aus den Arbeitsgebäuden und bei dem Eintritt in den Flügel, von dem Oberaufseher gezählt. Die frei umher einzeln arbeitenden Leute müssen sämmtlich, mit Ausnahme der Burschen und Köche, welche erst später durch die Nachtaufseher (ich glaube um 10 Uhr) eingeschlossen werden, wenn der Glockenton verhallt ist, im Flügel sein.

Einer der Köche zündet, von einem Nachtbeamten beaufsichtigt, so-

bald es dunkel geworden, die Gaslaternen in der ganzen Anstalt an. Die Gegenwart eines Aufsehers ist dabei nöthig, weil der Gefangene sich einer langen Leiter bedienen muß, die ihm leicht über die Mauer verhelfen könnte.

Sonntags führt man am Vormittage die Arbeiter nicht ins Arbeitslocal, wenigstens nicht vor dem Gottesdienste, welcher nach 8 Uhr beginnt und wozu durch die Hausglocke das Zeichen gegeben wird.

Vorher rücken die Baugefangenen im Sonntagsanzuge heraus und stellen sich, in abgeschwenkten Zügen zu drei Gliedern, im Hofe auf. Jeden Zug, der zugleich die Station bildet, commandirt der betreffende Aufseher. Dieser sieht auf Reinlichkeit und Ordnung im Anzuge und hält Alles zur Special-Revüe bereit. Wenn der Director und der Polizeiinspector am Eingange des Hofes erscheinen, kommandirt der Oberaufseher: „stillgestanden!" und wenn die Vorgesetzten am linken Flügel des ersten Gliedes vom ersten Zuge, den sie musternd herabgehen, angekommen sind: „erstes Glied, drei Schritte vorwärts marsch!", um den Inspicienten die Besichtigung des ersten Gliedes von hinten und des zweiten von vorn möglich zu machen. So geht es fort, alle Züge und Glieder durch. Die Zugführer, welche die Vorgesetzten bei ihrer Ankunft am Zuge, indem sie den Schirm ihrer Dienstmütze militärisch berühren, gegrüßt, folgen denselben beim Herabgehen an ihrem Zuge. Ist die Revüe beendet, treten die Leute bis zum Glockenschall ins Haus, werden dann aber in Frontlinie, zu zwei Gliedern, auf dem Hofe aufgestellt und treten, auf das Kommando des Oberaufsehers: „rechts um, marsch!" im Geschwindschritt, durch die, ihrer vor dem Hofe harrende Escorte der Wachtmannschaft begleitet, den Gang zur Kirche an, aus welcher sie, in gleicher Weise zurückgeführt werden. Nun beginnt abtheilungsweise (weil am Sonntage die Zahl größer ist) die Promenade; die Tischler, Schneider und Schuster begeben sich, um im Flügel Platz zu gewinnen, in das Commissionshaus und die einzeln beschäftigten Leute an ihre Arbeit.

Die evangelischen Baugefangenen, deren Zahl jedoch bedeutend geringer, als jene der Katholiken ist, ziehen auf die nämliche Art, an den betreffenden Sonntagen, gewöhnlich gegen 11 Uhr Vormittags, in die Kirche.

Die Katholiken werden an jedem Sonntage, Nachmittags um 2 Uhr, abermals zum Gottesdienst hin- und aus der Kirche wieder zurückgeführt. Um 4 Uhr ist Promenade und, wie Eingangs erwähnt, um 5 Uhr Jeder in seinem Flügel wohlverwahrt und eingeschlossen.

Bei allen Bewegungen der Zwangsarbeiter herrscht eine so ausgezeichnete Stille, ein solcher Appell und so genaue Ausführung des Kommando's, daß unsre jungen Soldaten darüber erstaunen würden.

Die Weiber.

Alles was die in der Anstalt detinirten Frauenzimmer betrifft, ist fast einem Jeden Geheimniß, weil nur die Vorsteher und Aufseherinnen den Flügel betreten dürfen, die Geistlichen und der Arzt ausgenommen. Hin und wieder sieht man wohl Einige, aber da man sie nicht anreden darf, so geht wahrscheinlich das Interessanteste über sie, besonders was auf ihre Lebensgeschichte sich bezieht, verloren.

In den Stationen des Weiberflügels befinden sich Inquisiten, Correctionsbestrafte, Züchtlinge und Zwangsarbeiterinnen durcheinander. Die beiden ersten Klassen tragen ihre eignen Kleider oder, gleich denen der beiden letzten Klassen, im Sommer, ein langes Kleid von grober Leinwand mit kurzen Aermeln, die jedoch aufgepauscht sind. Als Abzeichen sieht man bei den Züchtlingen einen, bei den Zwangsarbeiterinnen dagegen zwei Bandstreifen von rother Farbe. An Werktagen haben sie ein blau und weißgewürfeltes, an Sonntagen aber ein braunes Halstuch um. Alte oder kränkliche Personen tragen den Kopf mit einer Mütze von braunem Tuche, geziert mit einem weißen Strich, bedeckt; die Uebrigen sämmtlich das Haar glatt gescheitelt und, in zwei geflochtenen Zöpfen, den Rücken herabhängend. Ein Taschentuch führt Jede bei sich, wie die männlichen Gefangenen.

Sie beschäftigen sich größtentheils mit Stricken und Nähen auf Bestellung der Fabrikanten und Händler. Blau leinene Kittel werden hier sehr sauber und billig gefertigt. Ein Theil besorgt die Wäsche für das ganze Gefangnenpersonal in der Anstalt. Auch den Frauenzimmern wird der Mehrverdienst gutgeschrieben und eine Quote desselben wöchentlich zu verzehren erlaubt.

Zuweilen kommt der Fall vor, daß Inquisiten oder Correctionsbestrafte ihre Verpflegung bezahlen, deshalb besondere Zimmer erhalten und nicht zu arbeiten brauchen, überhaupt wie Freigänger behandelt werden.

Die Aufseherinnen klagen sehr über die Bosheit der Detinirten, die nur durch die äußerste Strenge im Zaum gehalten werden könnten. Complotte gegen sie (die Aufseherinnen) wären an der Tagesordnung, unzeitige und ungegründete Beschwerden bei dem Inspector nichts Neues. Der unmögliche Umgang mit Männern steigre oft ihre Liebeswuth zum halben Wahnsinn, so daß, wenn es einer Mannsperson gestattet wäre, plötzlich unter ihnen zu erscheinen, dieselbe kaum ihres Lebens sicher sein möchte. Wirklich durfte man nur den verstohlenen Blicken begegnen, die sie beim Herausgehen aus der Kirche von weitem zuweilen den, vor ihnen sich entfernenden, männlichen Sträflingen zuzuwerfen Gelegenheit ergreifen, um von der in ihnen herrschenden, durch Zusammenleben mit den Auswürfen ihres Geschlechts noch mehr aufgeregten Leidenschaft überzeugt zu sein.

deshalb die nöthige Strenge, deshalb die ununterbrochene Aufsicht, deshalb die stete Trennung der Geschlechter. — Man erzählt sich aus früheren Zeiten scheußliche Dinge, die in der Anstalt verübt worden, Dinge, bei deren Anhörung nicht allein das Schamgefühl sich empört, sondern auch die menschliche Verworfenheit auf einer kaum denkbaren Höhe erscheint. Eine der Aufseherinnen, eine nicht mehr junge, aber sehr behende Frau von sehr kleiner Statur, schien mir vor den Uebrigen am kräftigsten und summarischsten zu verfahren. Wehe dem Kopfe, der es wagte, in der Kirche eine verbotene Wendung zu machen; ehe er sichs versah, fuhr ihm von unten herauf (denn die Detinirten waren fast alle größer als die Aufseherin) eine Hand auf die entgegengesetzte Backe, und brachte auf electrische Weise den Kopf sofort in die vorgeschriebene Richtung. Hier traf ein Verbot das Andre.

Ein Beispiel seltener Bosheit ereignete sich neulich. Es saß nämlich in der Anstalt eine Frauensperson, auf die man, ihres störrigen Betragens wegen, ein besonders wachsames Auge haben mußte. Derselben wurden, wie schon oft geschehen, mehrere zugeschnittene Kittel zu nähen übergeben, als sie plötzlich, durch einen geringfügigen Umstand zur Wuth gebracht, die Scheere ergriff und sämmtliche Stoffe in kleine Fetzen zerschnitt. Ihre Strafe war das Cachot, aber sie ist noch nicht gebessert.

Die Küchen=, Haus=, Kinder= und Wasch=Mägde des Direktors und der Inspektoren können aus der Zahl der detinirten Frauenzimmer genommen werden, jedoch muß die Herrschaft für die etwaigen Folgen des freieren Bewegens der Gefangnen einstehen. So wohlfeil man nun auch auf solche Art eine weibliche Dienerschaft, deren Beköstigung von der Anstalt ausgeht, halten kann, so ist die Verantwortung doch eine gefährliche Sache. Die Inspektoren begnügen sich z. B. seit einiger Zeit mit Burschen, weil Einer von ihnen sich genöthigt sah, Entbindungs= und Kindverpflegungskosten für seine Gefangnen=Magd zu bezahlen.

Daß auch die Weiber zu gewissen Tageszeiten eine beschränkte Promenade auf dem Hofe ihres Flügels haben, ist wohl nicht erst zu erwähnen nöthig. Ich sah ein Mal, durch die offenstehende Thüre, einer solchen Promenade zu, ohne bemerkt werden zu können. Die Aufseherin der Abtheilung saß auf einem Brunnen, strickend, und ließ die unglücklichen Geschöpfe, paarweise und stumm, wie die Vorschrift lautet, vorbeidefiliren. Einige strickten im Gehen, Andre hatten die Hände auf dem Rücken. Man denke sich nun die Qual, die mit jener der männlichen Gefangenen gar nicht verglichen werden kann, Frauenzimmer, in so großer Gesellschaft versammelt zu wissen, die — schweigen müssen. —

Die Kirche.

Ein, für das Bedürfniß der Anstalt ziemlich räumliches, in einfachem Styl errichtetes Gebäude ist die Kirche. Sie hat einen Altar, Kanzel, Beichtstuhl und Orgel. Der untere Raum, in welchem sich keine Sitze befinden, ist durch zwei, nach dem Eingange hin spitz zulaufende, hölzerne Wände in drei Theile geschieden. Beim katholischen Gottesdienst nehmen die Weiber, die zuerst eintreten müssen, die beiden Seitenräume ein, den mittleren, größern Raum füllen, zunächst dem Altare, die Inquisiten und Correctionsbestraften. Hinter diesen stehen die Baugefangenen bis zur Thüre, welche innerhalb von den diensthabenden Soldaten besetzt ist. Aufseher befinden sich unter den Detinirten vertheilt und Aufseherinnen bewachen hier doppelt sorgfältig jede Bewegung ihres Stationspersonals, das ohnehin durch die Bretterwände keine Beobachtungen anstellen kann, so wenig die Männer ihrerseits dazu im Stande sind. Nur vom Orgelchor aus, wo die Freigänger und die höheren Beamten ihre Plätze haben, ist die ganze Kirche zu übersehen. Dagegen ist hier der widerliche Geruch, den die Gefangnen in der Kirche verbreiten, kaum erträglich.

Der Messediener ist ein Zwangsarbeiter in seinem Sträflingsanzuge, wie der Balkentreter; und der Organist ein dem gebildeten Stande angehörender Züchtling. Ein vollständiger Chor junger Leute aus der Klasse der Baugefangenen, der von einem talentvollen Sänger ihres Gleichen dirigirt wird, leistet, in seinen musikalischen Produktionen in der That Bewundernswerthes; ja es befinden sich die reinsten und wohltönendsten Stimmen darunter. Der Lehrer der Anstalt beobachtet die Sänger vom Orgelchor.

Mit der Messe ist eine Predigt verbunden, die der Pastor nach den allgemeinen Verhältnissen der Detinirten einrichtet und die jedesmal sichtlich den vortheilhaftesten Eindruck auf die Gemüther hervorbringt. Der Pfarrer kennt das Betragen jedes Einzelnen genau, und seine Anrede an diejenigen, welche in der laufenden Woche, nach beendigter Strafzeit, die Anstalt verlassen, und die er aus der Gemeinde namentlich vorruft, beweisen vollkommen jene Kenntniß. Er lobt, tadelt, ermahnt, je nach Umständen; so daß Freude, Zerknirschung oder Reue auf dem Antlitz des Vorgerufenen sichtbar wird, indeß die Uebrigen mit Aufmerksamkeit hören und sich die Lehren und Ermahnungen aufrichtig zu Herzen zu nehmen scheinen.

Die evangelische Gemeinde hat ebenfalls ihren eigenen Organisten in der Person eines Züchtlings aus dem gebildeten Stande, und einen Baugefangenen zum Balkentreter.

Das Kranken- und Badehaus.

Nur männliche Kranke bewohnen dieses Gebäude in verschiedenen Sälen, worin Reinlichkeit und die beste Ordnung herrschen. Die Einrichtung ist im Allgemeinen die der öffentlichen Hospitäler. Besondere Krankenwärter, aus der Zahl der Gefangenen entnommen, versehen den Dienst. Das zeitweise und besonders Abends sehr frühe Verschließen des Hauses ist jedoch für die Kranken keineswegs heilbringend, indem sie sich selbst überlassen, vielleicht gerade im entscheidenden Augenblick der ärztlichen Hülfe und der Unterstützung des Wärters bedürfen, ohne daß ihnen geholfen werden kann. Nur bei einem ganz gefährlichen Kranken schließt man den Wärter mit Jenem in dasselbe Zimmer ein.

Die Behandlung und Verpflegung der kranken Frauenzimmer geschieht in besonderen Sälen des Weiberflügels.

Im Krankenhause sind zwei Badezimmer, wovon eines zunächst für die Frauen bestimmt ist. Außer den Kranken, die nach der ärztlichen Vorschrift ein Bad nehmen müssen, baden auch die Schmiede und Nadelarbeiter jeden Samstag Abends, und sämmtliche Detinirte, in Abtheilungen, zu gewissen Zeiten. Wenn alsdann die Frauenzimmer baden, darf in der Nähe des Hauses keine Mannsperson sich aufhalten; sogar die Wasserpumper müssen beim Vorübergehen der Damen hinter das Haus treten.

Eine Einrichtung beim Baden, welche mir so wenig mit dem Schamgefühl und der Sittlichkeit, als mit der Wachsamkeit über Beides und selbst mit der Gesundheitspolizei unverträglich zu sein scheint, ist die: daß, um schneller fertig zu werden, je zwei Personen in einer Wanne, und die zwei Folgenden im nämlichen Wasser, das ihre Vorgänger gebraucht, baden müssen; so daß immer vier Personen ein und dasselbe Wasser benutzen.

Jeder Gefangene, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, der zuerst in die Anstalt eintritt, muß, wenn er transportirt worden, oder schon in einem örtlichen Locale vorläufig gesessen, ein Bad nehmen, und darf seine Kleider nicht eher wieder anziehen, bis dieselben gehörig ausgeräuchert und gereinigt worden. Bei unserm Spaziergange sah ich sehr oft in Seide gekleidete, mit Shawls behangene Damen, die Stroh- oder Sammethüte trugen, ins Badehaus führen, und nicht selten im groben Leinenwandrock wieder zurückkommen.

Stirbt ein Gefangener, so wird die Leiche in einen dazu für alle Fälle bestimmten Sarg gelegt und im Leichenhause so lange beigesetzt, bis, im Sommer der städtische Armenwagen zum Begraben auf dem Kirchhofe, im Winter aber der Karren zum Transport nach der

Anatomie in Bonn, sie abholt. Dieser Karren ist, beiläufig bemerkt, der nämliche, der für die Gefangenen das Brod anfährt, den Delinquenten mit dem Scharfrichterknecht zum Platz der Guillotine, und den Leichnam nebst Kopf zur Anatomie resp. auf den Kirchhof bringt. Unter den ersten Umständen läßt die Anstalt durch die Gefangnentischler einen Sarg fertigen, für den Transport nach Bonn muß indeß der mobile, allgemeine Sarg dienen, welchen der Fuhrmann wieder leer zurückbringt. Während meines Aufenthalts starben nur zwei Detinirte, ein Mann und ein Mädchen. Das ist zwar nicht viel für einen Zeitraum von sechs Wochen, aber die Sterblichkeit unter den Gefangenen soll zu andrer Zeit auch bedeutend größer sein. Nächst der schweren Arbeit, der die Unglücklichen unterliegen, oder neben dieser, werden Krankheiten und in ihrem Gefolge der Tod durch jene Laster herbeigeführt, welche die unterdrückten Geschlechtstriebe bei so großen Männergesellschaften gewöhnlich hervorbringen. Aller Aufsicht ungeachtet fröhnen die Armen jener unnatürlichen Sünde, die man leider in den meisten Knabeninstituten antrifft, und die sie, beim Betreten des Krankenhauses, dem Arzte, der ihnen das Vergehen gegen ihren Körper, ins Gesicht sagt, zu bekennen keinen Anstand nehmen, zuweilen bemerkend: „sie wüßten, daß sie sterben müßten, und hätten deshalb mit Willen sich den Genuß bereitet.“ — O Jammer! wie tief kann der Mensch, bei verlorner Freiheit sinken! —

Die Schule.

Alle gefangenen Individuen unter zwanzig Jahren müssen, die Aelteren können, versteht sich, die Geschlechter getrennt, an dem Unterrichte in der Anstalt theilnehmen. Derselbe findet an den Wochentagen, und zwar Vormittags, in einem besondern Locale des Achtecks statt. Er erstreckt sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, Gesang u. dergl. Im Letztern scheinen die jungen Leute besonders Fortschritte zu machen. Oft vernahmen wir Arndt's vortreffliches Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland.“ Es wurde vierstimmig recht gut executirt.

Das Besuchzimmer.

Kaum war ich acht Tage Gefangener, als der Oberaufseher mich abrief, mit dem Bemerken: meine Kinder wollten mich besuchen. Er schloß ein großes Zimmer auf, in welchem bereits viele Menschen versammelt waren und worin man das eigenthümliche Geräusch vernahm, das zu entstehen pflegt, wenn viele Personen, jede etwas Anderes, zu gleicher Zeit, laut sprechen. Ein hohes Drathgitter fiel mir sofort in die Augen. „Aha!“ rief ich laut aus: „die Geheimnisse von Paris! Aber wo ist Lachtaube?“ — Doch kaum hatte ich diese Worte ausgestoßen, als zwei, vor Freuden

entzückte Geschöpfe an meinem Halse hingen und mich mit ihren kindlichen Küssen fast erstickten. Es waren mein dritter Sohn und meine älteste Tochter von 11 und 9 Jahren, denen der Inspector, aus lobenswerther Aufmerksamkeit verstattet hatte, mit mir in dem nämlichen Zimmer sprechen zu dürfen. Freilich dachte ich jetzt nicht mehr an Lachtaube oder deren Humor, denn das wehmüthigste Gefühl überraschte mich bei der Freude, mit welcher meine Kinder, nach so kurzer Trennung, mich umarmten. Es scheint, als ob ihre junge Herzen den Zustand des Gefangenen mitempfänden, denn sie hatten kurz vorher ihren Vater während acht Monate nicht gesehen und jetzt entbehrten sie ihn erst wenige Tage. Der Seelenschmerz war andauernd und ließ mich fast kein Wort hervorbringen, noch weniger daran denken, was ich ihnen zu besorgen auftragen wollte. Als sie mir nun gar erzählten: sie hätten ein Körbchen der schönsten Johannisbeeren im Garten selbst gepflückt und sie mir bringen wollen, um mir eine Freude zu machen; daß sie aber vom Pförtner damit zurückgewiesen worden seien, und man ihnen nun das große Vergnügen verdorben habe; da — was soll ich's läugnen — drängte das Auge die lang zurückgepreßte Thräne heraus, die Kinder weinten mit, und dieser Umstand erinnerte mich erst daran, daß wir uns nicht allein hier befanden. Nachdem ich mich zu sammeln gesucht, bemühte ich mich, die Kleinen zu beruhigen, ihnen bemerkend, daß die Wochen, die ich noch hier zubringen müsse, bald vorüber gehen würden; und sie bittend, so oft es gestattet wäre, mich zu sehen. Gewaltsam mußte ich mich beim Abschiede von ihnen losreißen.

Sie hielten Wort und kamen noch mehrmals wieder. Auch meine älteren Söhne und ein biederer Freund besuchten mich. Jedes Mal war aber der Eindruck, den der Besuch auf mich machte, derselbe; nur daß ich im Verlauf der Unterhaltung die Personen und Gegenstände um mich her näher zu betrachten vermochte.

Es ist in diesem Saale ein doppeltes Drathgitter vorhanden und zwischen beiden ein, etwa zwei Fuß breiter Zwischenraum. Die Unterhaltung der Gefangenen mit ihrem Besuche wird daher sehr erschwert und bei tauben Personen fast unmöglich. Gairmain würde umsonst versuchen, seiner Lachtaube, auf Verlangen, die Stirne zu küssen.

Mehrere Aufseher, welche die Gefangenen begleiten, und immer der Oberaufseher, sind bei den Unterredungen zugegen. Letzterer entwickelt stets einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen in allen Geschäften und Verhältnissen des Lebens, eine Ueberlegenheit, die sehr bald entweder den Besuchenden oder den Besuchten verstummen läßt. Beide schämen sich alsdann, ein Wort ferner anzubringen, das hier auch, bei der Unterhaltung zu Dreien, überflüssig erscheint. So wird denn nicht gesagt, was

hätte gesagt werden müssen, und wieder gesagt, was nicht gesagt zu werden brauchte. Sapienti sat.

Besuchstage für sämmtliche Condemnaten sind eigentlich nur alle 14 Tage, Dienstags und Freitags. Der Oberaufseher, der die Namen der Besuchenden notirt und sie in Massen zum Besuchzimmer führt, leitet das ganze Geschäft.

Die Wache.

Sie besteht aus einem Unteroffizier, einem Spielmann und 30 Mann, hat einen sehr schweren Dienst und große Verantwortlichkeit. Zu Wachtcommandanten werden die im Dienst erfahrensten Unteroffiziere gewählt, deren Umsicht denn auch durchaus erforderlich ist, die vielseitigen Instructionen auszuführen. Die ganze Nacht hindurch visitiren Patrouillen die Posten, worüber genaue Controle geführt wird, und das viertelstündliche Anrufen der ganzen Schildwachenkette (das sogenannte lange „wer da?") zeigt an, daß alle Posten munter und auf der Huth seien. Wenn ich, was in der Regel geschah, mehrere Stunden schlaflos zubrachte, mußte ich oft herzlich lachen über die Art und Weise der Dehnung jenes Anrufs, oder gar über die Abänderungen, welche die lustigen Krieger mit dem Ausdruck desselben vornahmen. Sie begnügten sich nicht allein damit, auf den Ruf, we — — — r d — — — a? fünf bis sechs Tacte zu verwenden, sondern riefen auch „we — — — r ist" d — — — a?, wi — — — e viel Schna — — — ps", wi — — — e lang no — — — ch? worauf denn der nächste Posten antwortete: „i — — ch bin d — — — a!, e'n h — — alber Sch — — — opp'n!, l — — — etzte W — — — ach!" Die Wachtstube befand sich gerade unter meinem Zimmer, so daß ich die Schläge auf den Tisch beim Kartenspiel, das Lärmen, Streiten, Lachen, vor Allem aber die befehlende Stimme des Unteroffiziers, nur zu deutlich für meine Ruhe, vernehmen konnte. Noch bleibt mir zu bemerken übrig, daß die Gewehre der Schildwachen geladen sind, und die Posten nach Numern von 1 bis 10 (welche man auch an den Mauern mit weißer Farbe groß bezeichnet hat) benannt werden. Der Bewachung zum Trotz, sind doch schon sehr häufig Entweichungen vorgekommen, deren Plan ebensowohl mit großer Schlauheit als mit seltener Kühnheit entworfen war, und vom besten Erfolge gekrönt wurde. So hatte ein berüchtigter, gefährlicher Verbrecher sich, Gott weiß wie, auf den Speicher des Inquisitenflügels, in welchem er saß, zu manövriren gewußt. Von hier aus warf er eine Garnkette (vom Webstuhl), deren Ende er in der Hand behielt, zum Fenster über den Platz und die äußere Ringmauer der Anstalt hinaus, mithin über einen Raum von etwa 40 Fuß weg, so daß eine, mit ihm im Verständniß gewesene Person das andere Ende der Kette jenseits der Mauer befestigen konnte. Auch er

machte sein Ende fest an seinem Standpunkt, und nun, ohne sich zu bedenken, zum Fenster hinaus, auf die gespannte Kette, rittlings bis zur Mauer. Während des Rutschens schoß die, unmittelbar unter der Kette stehende Schildwache ihr Gewehr ab, traf ihn aber nicht, und als der Lärm in der Anstalt sich verbreitete, war der Entwichene längst über alle Berge. Man hat seiner auch nie mehr habhaft werden können. Wenn man die Höhe des Fensters und der Mauer, so wie die Strecke betrachtet, die der Kühne, Angesichts der Wache, rutschend zurücklegen mußte, so wird es erst recht begreiflich, welche Wagestücke unternommen werden können, die verlorne Freiheit wieder zu erlangen.

Im Allgemeinen ist noch anzuführen: daß kein Gefangener, ohne Unterschied, Tabak rauchen darf, und nur den Freigängern das Schnupfen, den Uebrigen aber weder dieses, noch das Tabakkauen gestattet ist. Uebertretungen der Vorschrift werden geahndet. Dennoch konnten wir beim Spazierengehen, uns kaum der leise bittenden Holzschneider erwehren, die die Gabe einer Prise als das köstlichste Geschenk betrachteten, und wenn es ihnen abgeschlagen wurde, eine sehr kummervolle Miene machten.

Schon im Eingange ist die Art und Weise des Schreibens und Briefempfangens erwähnt. Nicht allein, daß man jeden Brief eröffnet empfängt, muß man denselben auch, wenn man ihn gelesen, dem Inspector wieder, bis zum Abgange aus der Anstalt, aushändigen. Bei Inquisiten wird jedes gleichgültige Schreiben, in welchem irgend ein, dem Inspector wichtigscheinendes Wort vorkommt, sofort dem Instructionsrichter übergeben. Was im Allgemeinen dem Vorstande des Hauses nicht correspondenzfähig oder gemäß ist, wird nicht abgesendet; oft streicht man auch blos einzelne Stellen oder macht Randbemerkungen mit der Unterschrift des Directors versehen, wodurch dann der Zweck des Schreibens nicht selten verfehlt wird. Die Gefangnen aller Klassen suchen daher vertraute schriftliche Mittheilungen heimlich aus der Anstalt abgehen zu lassen, wozu, bei aller strengen Aufsicht, sich jederzeit Gelegenheit darbieten möchte. Begnadigungsgesuche, selbst die der lebenslänglich Verurtheilten, sind verboten. Warum ein Freigänger für einen Andern (einen Schuldner) sich bei einem Freunde zu Gunsten des Letztern nicht verwenden, und weshalb ein solcher, der die Freiheit erlangt, für seinen Mitgefangenen nicht eine Vollmacht zu irgend einer erlaubten Handlung mitnehmen darf, bleibt unerklärlich. Man verweist unaufhörlich auf die Hausordnung, aber Niemand bekommt diese zu Gesicht, so sehr man auch bittet, sie lesen zu dürfen.

Wer seine Strafzeit beendet hat, wird schon am frühen Morgen des Tages, an welchem sie abläuft, entlassen. Man rechnet auf dem Büreau mit ihm ab, er nimmt seinen Schein in Empfang und der Aufseher resp.

Aufseherin, begleitet ihn bis zur Hauspforte, deren Geräusch beim Oeffnen und Zuschlagen ganz anders in den Ohren klingt, wie beim Eintritt.

Es waren zu meiner Zeit im Ganzen nahe an 700 Detinirte in der Anstalt.

Um sich einen Begriff davon machen zu können, wie drückend der Zustand des Gefangnen, selbst des Freigängers ist, und wie er die Zeit in ihrem, für ihn nur zu langsamen Lauf, beobachtet, darf ich zu sagen nicht vergessen, wie fast Jeder die bestimmten Arrestwochen oder Tage, gleich bei seinem Eintritt, auf Stunden reducirt und nun jeden Abend 24 Stunden subtrahirt, damit nur alle Tage recht viele Stunden abgehen, was nach Tagen berechnet, langsamer fortzurücken scheinen würde. Als ich erst von 1008 auf 168 Stunden gekommen war, schwand mit jedem Tage meine Trauer; der Augenblick der erlangten Freiheit schwebte mir beständig im Geiste vor und mein Gemüth belebte eine ungewohnte Heiterkeit. Dennoch konnte ich mein Mitleid den vielen Opfern der Gerechtigkeit, welche in der letzten Woche meiner Detention aus den Assisensitzungen an meinem Fenster vorüber geführt wurden, und deren an jedem Morgen Neue den schweren Gang antraten, ihr Loos zu ziehen, nicht versagen. Schuldig oder nichtschuldig, der Mensch bleibt Mensch! Die gesellschaftliche Ordnung fordert die Bestrafung des Verbrechers, aber die Humanität gebietet Milde; das Gesetz muß überall seine Anwendung finden, wo es übertreten worden; aber nicht immer ist die äußerste Strenge desselben geeignet, die von ihm beabsichtigte Wirkung hervorzubringen! —

Die letzte Nacht verbrachte ich schlaflos; früher schon hatte ich bereits meine sämmtlichen Effekten nach Hause befördert und von meinen Mitgefangenen Abschied genommen. Um diese Zeit dachte ich schon daran, das, was ich hier mit eigenen Augen beobachtet und hin und wieder von Andern erfahren hatte, nebst dem, was mir in der Gefangenschaft persönlich begegnet war, ohne jedoch auf Vollständigkeit den geringsten Anspruch machen zu wollen, zu Papier zu bringen.

Die Morgenglocke hatte in den ganzen sechs Wochen keinen so wohlklingenden Ton von sich gegeben, wie am Tage meiner Befreiung. Der Aufseher, der mich Tags vorher schon auf's Büreau des Secretärs hingeholt, wo die Berechnung der hinterlegten Verpflegungsgelder stattfand, führte mich nun zum Inspector, der mir den Entlassungsschein einhändigte. Von beiden genannten Beamten, sowie von dem Director, nahm ich höflichen Abschied, der auf sehr freundliche Weise erwiedert wurde, und eilte dann, ohne Aufenthalt, von dem Stationsbeamten begleitet, zur Ausgangspforte, wo acht liebende Arme mich umfingen und in Gottes weite, freie Luft führten, die ich mit Wollust einathmete. Ein neuer Mensch schien ich zu sein; meine Wonne theilte sich den Meinen mit, und

zum ersten Mal seit einem, in stetem Kummer und Gram verlebten Jahre, fühlten wir uns glücklich. In diesem Augenblick schien es mir, daß die Vergebung seinem Todfeinde angedeihen zu lassen, selbst wenn er der Urheber des namenlosesten Elends einer zahlreichen Familie, die er an den Bettelstab gebracht, wäre, keine große Aufgabe sei.

Frei bin ich! Was will ich mehr?! — „Dem Gesetze seinen Lauf!" sagt der Eine; „Der historischen Nemesis die Vergeltung!" soll mein Wahlspruch sein. Habe ich doch den Werth der Freiheit kennen und schätzen gelernt. Denn:

Die goldne Freiheit ist das höchste Gut!
Der Mensch lernt Alles — nur sie nicht — entbehren.
Mit Freuden opfert er wohl Leib und Blut,
Darf er dem Kerker schnell den Rücken kehren.

— n —

Ueber die Reform der preussischen Ehegesetze.

Beleuchtung der Broschüre: „Darstellung der in den preußischen Gesetzen über die Ehescheidung unternommenen Reform. Berlin in Commission bei Veit u. Comp. 1844.“

La liberté est le pouvoir qui appartient à l'homme d'exercer à son gré toutes ses facultés; elle a la justice pour régle, les droits d'autrui pour bornes, la nature pour principe et la loi pour sauvegarde.
(Robespierre.)

„In ruhiger, unbefangener Erwägung die geschäftliche Erledigung“ der Reform der Ehescheidungsgesetze betreibend, saßen die preußischen Gesetzgeber da, als auf einmal die öffentlichen Blätter, und das Publikum der Frage sich bemächtigend, einen Sturm von verschiedenen Meinungen nicht allein in die bisherige Einigkeit der Commission hineinwarfen, sondern auch, wie der Verfasser meint, der nach den Zeitungen und dem Styl kein anderer, als der Hr. v. Savigny selbst ist, überhaupt sehr nachtheilig einwirkten. Indeß, so verbessert sich der Hr. Minister, könnten doch auch hinter diesem Widerstreite, wesentliche Schwierigkeiten der Sache selbst verborgen liegen, und so nahm er sich vor, denselben in vorliegender Broschüre zu bewältigen. — Statt aber die verschiedenen Meinungen auf eine letzte gemeinschaftliche Basis zurückzuführen, und von dieser aus weiter zu operiren, setzt er seine Voraussetzungen und Eintheilungen als anerkannte hin, und hat dann natürlich leichtes Spiel, damit seine Ausführung siegreich durchzuführen. — Diese Art zu polemisiren wäre indeß zu ministeriell, als daß wir nicht annehmen sollten, Hr. v. Savigny, der doch auch ein Gelehrter ist, habe nur die Verschiedenheit der Ansichten in der Gesetzcommission, der man eine Gemeinschaftlichkeit ihres Standpunktes schon zutrauen kann, vor Augen gehabt und deshalb auch nur für sie geschrieben. Unglücklicherweise theilen wir keine seiner

Voraussetzungen, und so wird unsre Ausführung weniger gegen den besondern, als gegen den allgemeinen Theil der Broschüre gerichtet sein, indem bei jenem schon jeder Berührungspunkt schwindet. Ob der Hr. Minister auch solchem Widerstreite „Vortheil abzugewinnen vermag", möchten wir bezweifeln, besonders da das: de principiis non est disputandum, in neuerer Zeit so oft auf polizeilichem Wege gehandhabt wird. —

Der Standpunkt Sr. Excellenz ist der abstrakt juristische: die Ehe ist ein Rechtsverhältniß, welches sich von den übrigen des Privatrechts durch eine sittliche Beimischung unterscheidet (S. 6) (das Privatrecht hat also im übrigen mit der Sittlichkeit nichts zu thun). Außer dem Gesichtspunkte des Rechtsschutzes, welchen die Ehe mit andern Rechtsverhältnissen gemein hat, bei ihr aber nur ein untergeordneter sein soll, entdeckt er noch den der individuellen Freiheit, als von dem des Rechtsschutzes verschieden. „Der dritte und wichtigste endlich besteht in der Würde der Ehe selbst, diese als Institution betrachtet, unabhängig von dem Recht in dem Willen der Individuen." —

Hiernach hat das Privatrecht an und für sich weder mit der Sittlichkeit, noch mit der individuellen Freiheit, also überhaupt mit der menschlichen Natur etwas gemein; — es ist also auch hier einmal eine Offenbarung geschehen, das corpus juris Justinianeum ist wahrscheinlich die heilige Schrift, in der sie niedergelegt worden, zu welchem sich spätere Gesetzgebungen entweder erklärend oder häretisch, immer aber auf einer ursprünglichen Offenbarung fußend, verhielten. — Titus, Cajus und Sempronius, welche miteinander Verträge schließen, sich beschenken, sich beerben rc., sind nicht etwa Römer, oder Menschen, welche die Freiheit menschlichen Handels, soweit sie dieselbe erkannt hatten, durch die Gesetze, denen sie sich unterwarfen, am besten geschützt glaubten, sondern Rechtssubjekte, bloße Schemata, in welche die menschliche Natur hineingezwängt werden soll. Wenn wir freilich bei Justinian lesen: Jus est ars boni et aequi. — Justitia est perpetua et constans voluntas jus suum cuique tribuendi — Juris praecepta sunt haec: honeste vivere, alterum non laedere, suum cuique tribuere; — so fragen wir wohl mit Recht, wie Hr. v. Savigny dazu kommt, nur in der Ehe und nicht überall im Rechte, sittliche Verhältnisse zu erblicken. — Doch sei dem wie ihm wolle, der der Ehe allein vindicirte Gesichtspunkt der Sittlichkeit, wird ihr wenig helfen, da dem Hrn. Minister die Sittlichkeit etwas ebenso außermenschliches ist, wie das Recht selbst. — Wenn er nun als zweiten Gesichtspunkt bei der Ehe, die individuelle Freiheit aufstellt, so begreift er solchen als einen besondern, in dem des Rechtsschutzes noch nicht enthaltenen, auf der andern Seite begreift dann aber der Leser nicht, wie die

individuelle Freiheit in diesem Rechtsverhältnisse einen Schutz verlangen kann, den andere ihr nicht gewähren; denn:

Vom Rechte das mit uns geboren ist,
Ist hier natürlich nicht die Frage.

Allein diese abnorme Concession, wird, wie alle andern Gesichtspunkte, von dem der Würde der Institution gänzlich verschlungen. — Dieses monstruöse Abstraktum ist der Culminationspunkt des Juristen, das Gesetz erhält die „von individueller Willkühr und Meinung, vom Recht und Willen der Individuen unabhängige“ Existenz eines sittlichen Wesens, eine „ehrfurchtgebietende Natur“ und Würde, und damit ein Recht auf freie Entfaltung, welche nicht einmal durch das jedem angebornen Recht freier menschlicher Entwicklung gehemmt wird. —

„Die Ehe ist eine wesentliche und nothwendige Form des menschlichen Daseins überhaupt, in Beziehung auf den Staat aber gehört sie unter die unentbehrlichen Grundlagen seines Bestehens. Durch diese ihre Natur erhält sie ein selbstständiges Dasein, einen Anspruch auf Anerkennung, welcher von individueller Willkühr und Meinung unabhängig ist...... Im christlichen Zeitalter insbesondere ist die Ehe, in der Form der Monogamie, die Grundlage unserer Bildung und Gesittung geworden. Die sittliche Erhebung des weiblichen Geschlechts über die unwürdige Stellung, die dasselbe bei vielen Nationen einnimmt, knüpft sich an diese Form der Ehe, welche aber mit ihren edlen Folgen nur da gegen Entartung gesichert werden kann, wo für die Erhaltung ihrer Reinheit durch Sitte und Gesetz angemessene Sorge getragen wird. Das Gesetz allein ohne die Unterstützung und Ergänzung der Sitte, wird gewiß nicht ausreichen; aber ebenso kann die Sitte das Gesetz nicht entbehren, und sie wird durch mangelhafte Gesetze unfehlbar geschwächt und heruntergezogen werden.“ — Und doch preisen es die Schüler des Professors v. Savigny allerorten, wie schön er an der formenlosen römischen Ehe einst nachwies, daß wahre Sitte keines Gesetzes bedürfe; — und doch hat sich gerade die Gesetzgebung während des größten Theiles des Mittelalters der Ehe gegenüber passiv verhalten, und die Kirche arbeitete allein an einer Umänderung der Sitten, und konnte erst spät den weltlichen Arm zur Mithülfe bewegen. — Bei der diesjährigen Ausstellung des heiligen Rockes in Trier, versenkten sich die Gläubigen zuletzt so sehr in seine Anschauung, daß sie zu beten anfingen: „Herr Jesus Christus, der du gebenedeiet wardst diesen heiligen Rock zu tragen.“ — Grade so verwirren sich dem Hrn. v. Savigny die Begriffe, wenn er unsre Bildung und Gesittung als eine Folge der nur durch sie hervorgebrachten Formen darstellt. Die Ehe, das Gesetz, ist der heilige Rock, vor dem er sich hinwirft, und wehe dem armen Eigenthümer desselben, wenn er ihm entwachsen ist, der Hr. Minister wird ihn schon

wieder hineinzwängen. — Die Sitte hat für sich keinen Halt, keine Solidität, mag sie noch so hoch emporwachsen, sie muß an die Stange des Gesetzes gebunden werden: „Es würde nicht zu rechtfertigen sein, wenn das Gesetz hinter der Sitte zurückbliebe." — Der Mensch ist eben ein so schwaches Geschöpf, daß das, was ihm in einem lichten Augenblicke als gut erschienen ist, sofort als Zwang gegenübergestellt werden muß. „In Scheidungsprozessen finden sich merkwürdige Aeußerungen, nach welchen nicht zu zweifeln ist, daß Ehegatten ihr gewiß tadelnswerthes Benehmen ehrlicherweise blos deshalb für gerechtfertigt gehalten haben, weil das Bestehende, in der That zu nachgiebige Gesetz, ihnen zur Seite stand. *) In solchen Fällen trägt gerade das Gesetz die Verantwortung und der Gesetzgeber hat die Pflicht, dasselbe zu verbessern." — Hiernach werden wir wohl in nächster Zukunft sämmtliche Pflichten der Moral in Gesetzesparagraphen verwandelt und die Polizei mit deren Handhabung beauftragt sehn. **) Sonderbar ist es, daß Hr. v. Savigny zugesteht, daß die Sitte in neuerer Zeit ohne strenges Gesetz sich selbst geholfen habe, wenn er dieses Lob auch auf die von ihm sogenannten höheren Stände beschränkt, so ist doch nicht einzusehen, warum die Stände, welche er die niedern zu nennen beliebt, da sie doch vermuthlich auch aus Menschen bestehen, diesen menschlichen Fortschritt nicht auch ohne Gesetz machen sollten. — So lange freilich eine ungeheure Anzahl Menschen physisch wie das Vieh zu leben verurtheilt ist, wird man auch an ihre Moralität keine großen Ansprüche machen dürfen. — Von einer Heiligkeit des Familienlebens zu reden bei Leuten, die ihre Kinder für die Fabriken zu erzeugen gezwungen sind, ist lächerlich, und ihnen die Sittlichkeit aufzuzwingen, eine eben so vergebliche Mühe, als dem Blinden zu befehlen, daß er sehe. — Aber freilich diese Gründe können einem Gesetzgeber nichts anhaben, welchem das Gesetz eine so selbstständige Existenz hat, „daß es nicht zu rechtfertigen wäre, wenn das Gesetz hinter der Sitte zurückbliebe." —

Verfolgen wir nun Hrn. v. Savigny in seiner besondern Erwägung der drei von ihm aufgestellten Gesichtspunkte:

1) Der Rechtsschutz. — Die Rechte des einen Menschen werden durch die des andern begränzt. Diese Gränzen festzustellen und zu schützen, ist die Aufgabe des Gesetzes, welche natürlich dann aufhört, wenn kein Schutz mehr nothwendig ist. — Wenn wir nun die Rechte des Menschen, in der Freiheit alle seine Triebe zu entwickeln, erblicken, so sehn wir freilich nicht ein, wie man außerhalb des Rechtsschutzes noch von einem besondern Gesichtspunkt der individuellen Freiheit reden kann. —

*) Da konnte sie ja der Pfarrer belehren, vor dem die Scheidungslustigen nach dem Landrecht erscheinen müssen.

**) In der neulich erschienenen Gesindeordnung ist dies theilweis schon geschehen.

Das positive Recht kann zwar oft mit der Freiheit in Widerspruch stehn, die relative Freiheit aber, welche der Gesetzgeber allein vor Augen haben kann, muß ihren Schutz in seinem Rechte finden. — „Wenn die Ehe durch eine Rechtsverletzung gestört wird, so kann die Frage entstehn, ob der verletzte Theil durch sie dennoch auch fernerhin gebunden ist, indem so eben bemerkt wurde, daß ihm ein wahrer Schutz gegen die Verletzung bald gar nicht, bald nur unzulänglich gewährt werden kann.“ — Gehört denn die Klage auf Auflösung des Rechtsverhältnisses nicht unter den Gesichtspunkt des Rechtsschutzes? — und findet sie unter gleicher Voraussetzung nicht auch im übrigen Privatrecht statt? Kann man endlich nicht aus jeder Societät die auf unbestimmte Zeit geschlossen ist, austreten wenn man will? Wir werden mithin den Gesichtspunkt der individuellen Freiheit als tautologisch mit dem des Rechtsschutzes gänzlich fallen lassen. — Es handelt sich also nur noch von

2) der Würde der Ehe als Institution. Wenn das Gesetz die Aufgabe hat, die Freiheit der menschlichen Entwickelung zu schützen, so ist die erste Voraussetzung jedes Gesetzes, ein roher, gewaltsamer, der wahren menschlichen Entwickelung feindlich entgegentretender Zustand. Das Maaß dieses Zustandes, ist auch das Maaß des Gesetzes, kurz es ist der Ausdruck desselben. Bestehen in einem Lande Gesetze gegen den Diebstahl, so kann man sicher voraussetzen, daß dort gestohlen wird, ja man kann im allgemeinen annehmen, je strenger die Strafen sind, um so größer das Uebel. *) — Für uns hat also das Gesetz an und für sich keine positiv sittliche Bedeutung, sondern nur eine relative. Wir fragen nach dem jetzigen sittlichen Zustande der menschlichen Gesellschaft und inwiefern es dennoch der Gesetze und welcher bedarf, damit in dem gesetzlichen Verhältnisse zwischen Mann und Frau, sowohl die Freiheit und menschliche Fortentwickelung dieser beiden, als auch der daraus entstehenden Kinder gesichert werde. — Die eigenthümliche Natur der Ehe, die scharfe Gränze zwischen ihr und dem Concubinate, das sind juristische Gesichtspunkte und Spielereien, die zur Aufklärung dieses rein menschlichen Verhältnisses nichts beitragen. —

Der Hauptunterschied des Savigny'schen Standpunktes von dem unsern besteht also darin, daß nach jenem dem Gesetze eine positiv sittliche Einwirkung und Bedeutung gegeben wird, es ist hiernach nicht der Ausdruck der Unmenschlichkeit, der Unsittlichkeit, sondern des Gegentheils, das Gesetz schwindet nicht mit dem Zustand der Roheit und Gewalt, den es

*) Wenn eine Stadt in Aufruhr ist, erklärt man sie in Belagerungszustand, und die Kriegsartikel setzen dann den Tod an die Stelle der meisten sonst milderen Strafen. Warum? Weil der Staat, den man bis jetzt für die höchste Garantie freier menschlicher Entwickelung hielt, in Gefahr ist. —

unterdrücken soll, sondern wächst mit der Tugend, mit der Sitte, die es erzwingen will; die Vollendung dieser Ansicht ist ein vollständiger Moralcodex, worin der ganze Prozeß unseres Seelenlebens zwingenden Gesetzen unterworfen wird. — Freilich ruft Hr. v. Savigny die Sitte zu Hülfe, ohne die das Gesetz nichts vermöge, er versteht aber unter Sitte nur die freiwillige Unterwerfung unter das Gesetz: „die vorherrschende Gesinnung, wodurch das eheliche Leben beseelt sein muß, erscheint als das lebendige Pflichtgefühl, welches wir als den eignen Willen in uns aufzunehmen haben, sehr verschieden von einer auferlegten Nothwendigkeit, der wir uns unwillig fügen. Durch diese Gesinnung wird das eheliche Leben ein Mittel der Erziehung des Menschen zu seiner wahren Bestimmung, wie es sich in keinem andern menschlichen Verhältniß findet." Das Gesetz erzieht also die Menschheit, die Sitte nur insofern sie sich diesem unterwirft, das Gesetz wird also zum Sittengesetz. — Wenn schließlich der Minister bemerkt: „Daß das Gesetz den allgemeinen Zweck, den Ernst und die Würde der Ehe mehr und mehr zur Anerkennung zu bringen, mit den Kirchenlehren gemein habe und darum ein freundlich übereinstimmendes Zusammenwirken zu diesem Zwecke auf dem Gebiet des bürgerlichen Gesetzes und auf dem der Kirche nicht blos möglich und wünschenswerth, sondern auch zur Erreichung des Zwecks ganz unentbehrlich sei." — So wird die Kirche mit ihren geistlichen Strafen nur als Supplement des weltlichen Arms aufgerufen, und zwar ist sie ein nothwendiges Supplement; denn bis jetzt war die weltliche Gesetzgebung noch nicht so kühn, gleich der Kirche, den ganzen Menschen zu dogmatisiren und unter polizeiliche Aufsicht zu stellen, bald aber wird sie auf diesem Wege die Kirche überflüssig machen. —

Der Savigny'sche Mensch ist eine wohldressirte Puppe; weltliches und geistliches Gesetz haben ihm alles Mark ausgesogen, und es bleibt ihm statt der Freiheit nur übrig, diesen Gesetzen sich zu unterwerfen: „Der gesunde oder normale Zustand der Ehe läßt sich am treffendsten als rechtschaffene Führung des ehelichen Lebens bezeichnen. — D. h. der Mensch sei ein treues Subjekt des Ehegesetzes. Die Vereinigung zweier Menschen, durch den mächtigsten Hebel der Liebe, den Geschlechtsunterschied bedingt, zu gemeinschaftlichem Leben, und gemeinschaftlicher Entwicklung, ist also nicht der erste und Hauptgesichtspunkt von dem man ausgeht, sondern die Durchführung eines abstrakten, durch Offenbarung entstandenen Moralgesetzes. — Den altersschwachen Händen der Kirche entsinken die Zügel, mit denen sie die Menschen festhielt, und da die Freiheit zu gefährlich ist, übernimmt das Gesetz ihre Stelle.

Hr. v. Savigny weiß es uns auch auszumalen, wie schön und sittlich ein strenges Ehegesetz einwirken müsse. Er unterscheidet zwischen guten und krankhaften Ehen: „Die vorhandenen guten Ehen werden überhaupt

durch kein Gesetz berührt oder gestört, da sie des Gesetzes nicht bedürfen." — Der Nachsatz ist ebenso richtig, als der Vordersatz falsch ist. — Hat der Minister denn alles menschliche Gefühl verlernt, um nicht zu wissen, daß jeder unnöthige Zwang das Gefühl empört, die Begeisterung lähmt, überhaupt den Menschen entsittlicht? — Das Gesetz hat die Aufgabe, die Freiheit des Menschen zu schützen, und es soll ihn nicht stören, wenn man ihm seine moralische Freiheit nimmt, wenn man ihn „damit die Würde der Ehe praktisch anerkannt, und dadurch ein heilsamer, moralischer Eindruck hervorgebracht werde;" — zu dem zwingen will, was allein die edle Frucht seiner Freiheit sein soll? Wahrlich, wenn schon die Kirche mit ihrer außerhalb des Menschen gesetzten und geoffenbarten Moral, diesem seine Kraft und Würde nahm, weil sie seinen eigentlichen Nerv, die Freiheit tödtete, so konnte man sich ihr doch entziehen und ihr Zwang war nie so brutal, wie der des Staates, welcher in consequenter Weise fortgesetzt, die Menschen zu solchen Geschöpfen machen würde, wie man sie in China und Japan findet. —

Bei den krankhaften Ehen unterscheidet der Minister die Zeit vor der Ehe von der nach derselben. — Im ersteren Falle soll das die Strenge des Gesetzes verhindern, daß Ehen mit gedankenlosem Leichtsinn geschlossen werden, oder daß „den neuen Ehegatten, vorzüglich in den untern Ständen der bestimmte Gedanke an die leichte Auflösung vor Augen stehe." Leichtsinnige Menschen werden immer leichtsinnig Ehen eingehen, das Gesetz wird sie nicht bessern, sondern höchstens dazu verurtheilen, ihren Fehler zeitlebens zu bereuen. Will der Hr. Minister aber die Motive bei Eingehung von Ehen prüfen, so wird er so häufig Eitelkeit, Geldgier, überhaupt den grassesten Egoismus finden, gegen den er nichts vermag, daß es ihm selbst lächerlich erscheinen muß, mit der ganzen Wucht der Gesetzesstrenge heranzurücken, gegen das weit harmlosere Motiv, wie es Göthe ausdrückt:

Was ist's denn so großes Leiden?
Geht's nicht, so lassen wir uns scheiden.

„Noch weit wichtiger," fährt Hr. v. Savigny fort, „ist der Gedanke an ein gegenüberstehendes ernstes Gesetz, während der Führung der Ehe selbst. Betrachten wir nämlich die Art, wie der Unfriede in schlechten Ehen entsteht, und endlich unerträglich wird, so werden dabei nur höchst selten mächtige Leidenschaften zum Grunde liegen, vielmehr werden zuerst Anwandlungen von übler Laune, Selbstsucht, Rohheit, böser Lust vorhanden sein, denen durch einen mäßigen Aufwand von Selbstbeherrschung begegnet werden könnte. Nur weil der Versuch dazu nicht gemacht wird, gewinnen solche Neigungen durch Nachgiebigkeit und Gewöhnung einen solchen Grad von Herrschaft über den Menschen, daß sie ihm selbst und andern verderblich

werden. Wenn nun dem Ehegatten, der auf solche Abwege kommt, der Gedanke an ein ernstes, die bloße Willkühr beschränkendes Gesetz vor Augen steht, so wird er vielleicht jene Selbstbeherrschung anwenden, und der Friede wird wieder hergestellt werden. Weiß er dagegen, daß das Gesetz die Willkühr nicht zügelt, sondern frei läßt, so wird er sich selbst jene mäßige Gewalt nicht anthun, und das Uebel wird bald unheilbar werden." — Das vielleicht des Hrn. Ministers ist ein schlechter Grund für die Umwandlung eines Gesetzes, außerdem scheint dasselbe mehr wie problematisch zu sein. — Gegen Mißhandlungen wird der Ehegatte geschützt, ohne daß es dazu eines neuen strengen Gesetzes bedarf, äußert sich die Rohheit des einen Ehegatten nicht der Art, daß man klagbar dagegen auftreten könnte, so vermag auch das strenge Gesetz des Hrn. v. Savigny nicht zu helfen. Der spezifische Unterschied desselben vom früheren, besteht in der Beschränkung und theilweisen Aufhebung der Ehescheidung. — Soll dies den brutalen Menschen zur Selbstbeherrschung bringen? Rast das wilde Thier nicht mehr im verschlossenen Käfig, als wenn man ihm die Thüre aufläßt, durch die es in's Freie kann? — „Endlich kommen nicht selten Fälle vor, in welchen geschiedene Ehegatten von Neuem die Ehe mit einander eingehen? In solchen Fällen nun wird es recht augenscheinlich, daß darin eine innere Nothwendigkeit der Scheidung nicht vorhanden war, daß also dieselbe nur durch unzeitige Nachgiebigkeit des Gesetzes möglich geworden ist, und daß ein ernsteres Gesetz diese Herabwürdigung der Ehe verhütet haben würde." Da hierdurch Niemand in seiner Freiheit, seinem Rechte verletzt wird, und das sittliche Aergerniß nicht so groß ist, daß es unser sittliches Gefühl bis zu dem Grade empörte, wo dasselbe Schutz zu verlangen berechtigt ist, vielmehr gegen das vieler bestehenden Ehen sehr gering erscheint, so kann dies für uns kein Grund sein, das Gesetz dagegen anzurufen. Der Jurist, aber nicht der Mensch, hat ein Interesse daran, daß ein Gesetz, um seiner selbst willen consequent durchgeführt werde: fiat justitia et pereat mundus! —

„Alle diese vortheilhafte Folgen eines ernsteren Ehegesetzes in Beziehung auf krankhafte Ehen, lassen sich auf den einfachen Gedanken zurückführen, daß dadurch der Ernst und die Würde der Ehe praktisch anerkannt, und dadurch ein heilsamer, moralischer Eindruck hervorgebracht wird." Omnia in majorem legis gloriam.

Nachdem wir dem Hrn. v. Savigny durch den allgemeinen Theil seiner Broschüre soweit gefolgt sind, um den Unterschied des Standpunktes gehörig in's Licht zu stellen, kommen wir zur Erwägung der einzelnen Scheidungsgründe des Landrechts und den Reformvorschlägen des Staatsraths.

Erste Klasse der Scheidungsgründe.

Willkühr der Ehegatten.

1) Gegenseitige Einwilligung. 2) Heftiger Widerwille des einen Ehegatten. 3) Ehe eines Mannes unter 18 Jahren mit dem Rechte des Widerrufs.

1. Gegenseitige Einwilligung bei kinderlosen Ehen.

Hr. v. Savigny stellt diesem Scheidungsgrund entgegen: 1) den höheren, geistigen Charakter der Ehe, also die obenerwähnte Kategorie der Würde der Institution. 2) Ist die scheinbare Einwilligung des einen Theils oft eine moralisch erzwungene, und daher der Rechtsschutz nicht gewahrt. — Da nach unserer oben ausgeführten Meinung nicht der Mensch um des Gesetzes willen da ist, kann der erste Gesichtspunkt auch hier für uns von keiner Bedeutung sein. Was die zweite Einwendung betrifft, so wird sie sich wohl nur auf die Frau allein beziehen, denn ein Mann, der von seiner Frau zur Einwilligung in die Scheidung gezwungen wird, dürfte schwerlich Mitleid und besondere Berücksichtigung bei dem Gesetzgeber finden. Bei der Frau kann es sich handeln von einem auf sie ausgeübten moralischen oder physischen Zwang. Was den ersteren betrifft, so liegt es außer der Aufgabe des Gesetzes, diesen zu verhindern, die Frau hat an und für sich soviel moralische Kraft wie der Mann, und kann deshalb in dieser Beziehung keinen Anspruch auf besondern Schutz machen. — Anders ist es mit dem physischen Zwang, hier stehen dem Manne außer seiner stärkeren Natur, seine gesetzlichen Vorrechte zur Seite. Er ist Herr im Hause, die Frau ist fast überall an seinen Willen gebunden, sie ist ihm Gehorsam schuldig, er hat fast immer das Vermögen in Händen, und kann den Ort und die Art des gemeinschaftlichen Lebens bestimmen, wie er will. — Hierin sehen wir freilich eine starke Beeinträchtigung der Frau und einen gänzlichen Mangel an Rechtsschutz.

Es wäre aber eine merkwürdige Nutzanwendung dieser Einsicht, wenn man deßhalb die Scheidung durch Einwilligung aufheben wollte, weil hier der Mann seine brutalen Vorrechte gegen die Frau mißbrauchen könnte. — Er kann diese überall in der Ehe mißbrauchen, und deshalb hebe man sie auf und mache die Frau dem Manne gleich, und wäre es nur um der Ehre des Geschlechtes willen, welches man zu lieben vorgibt. — Wahrlich, eine brutale Liebe ist es, die der Zwangsmittel gegen den geliebten Gegenstand, gegen die schwache Frau bedarf; nicht die Freiheit in ihr achtet, was doch das Vieh thut, und dann noch, wie Hr. v. Savigny, von der sittlichen Erhebung des weiblichen Geschlechts spricht, während das juristische A, B, C, sie noch immer in Gesellschaft von Wahnsinnigen, Verschwendern und Unmündigen nennt! — Das Concubinat war bei den Römern darum ein unedleres Verhältniß, als die Ehe, weil in ersterm die

Frau nicht Ehre und Stand des Mannes theilte. So lange also die Frau nicht rechtlich dem Manne gleich steht, ist die Ehe immer eine Art Concubinat und unedler in dieser Beziehung als das natürliche Geschlechtsverhältniß, selbst der Thiere, bei denen keine Ungleichheit herrscht. Es bliebe uns also nur noch der physische Zwang zur Berücksichtigung übrig; gegen diesen schützt das Gesetz überhaupt, soweit es schützen kann, und dabei können wir uns beruhigen; denn wenn das Gesetz auch oft unzureichend sein kann, so wäre es doch thöricht zur Verhütung eines Zwanges, einen andern weit größeren und umfassenderen zu Hülfe zu rufen, eine Prozedur wie die des Bären in der Fabel, der mit Felsenstücken den Leuten die Fliegen auf der Stirne tödtete. —

Der Staatsrath und mit ihm Hr. v. Savigny erwogen, daß es allerdings Ehen gebe, die innerlich so zerrüttet wären, daß eine Scheidung wünschenswerth erschiene, allein häufiger sei es, daß der eine Ehegatte eine neue Leidenschaft gefaßt habe, oder auch in Aussicht auf bequemere Verhältnisse, den andern Theil zu einer großmüthigen Aufopferung und Selbstverläugnung veranlasse, oder moralisch zwinge, mit zerrissenem Herzen und beschwertem Gewissen in die Scheidung zu willigen. — Man sieht wie hier die Gesetzgebung sich zur Aufgabe machen will, Aufopferung und Selbstverläugnung unnöthig zu machen, zerrissene Herzen zu trösten und beschwerte Gewissen zu erleichtern, d. h. sie übernimmt, wie wir bereits oben angedeutet haben, die Rolle der Religion und ist schon beim Erlöser angekommen. Schade nur, daß bei ihren Heilmitteln der Patient gewöhnlich drauf geht. — Uns kann natürlich diese Casuistik wenig kümmern, zu seinem Rechtsschutze bedarf der Mensch so lange des Rechts der Scheidung, als überhaupt eine Ehegesetzgebung nothwendig ist, und ebensowenig als wir und der Staatsrath nach den oft verwerflichen Motiven bei Eingehung der Ehen fragen, kümmern wir uns um die der Auflösung. Der Staatsrath aber trug darauf an: „die gänzliche Aufhebung der Scheidung durch gegenseitige Einwilligung in Antrag zu bringen, mit dem Vorbehalt, auf die Fälle der unheilbar zerrütteten Ehen bei der Feststellung der übrigen Scheidungsgründe die geeignete Rücksicht zu nehmen.“ Dies wird ein Gesetz werden, worin der Richter die Nieren der Menschen zu prüfen hat. — Was die Beschränkung der freiwilligen Scheidung im Landrechte auf kinderlose Ehen betrifft, so fand der Staatsrath sie ungenügend, wir finden sie unberechtigt. — Das Gesetz kann von den geschiedenen Ehegatten Garantieen für die Erziehung der Kinder fordern, die gewiß von dem Einzelnen besser besorgt werden kann, als von der durch Zwiespalt zerrissenen Gemeinschaft beider. — Darin aber stimmen wir mit dem Staatsrath überein, daß er die erschwerenden Formen der Scheidung im code Napoleon nicht adoptirte, da diese die Scheidung zu einem

Privilegium der Reichen machen. — Wir sehen zwar in der Erwägung dieses Scheidungsgrundes, wie Hr. v. Savigny sich bemüht, die Nachtheile desselben in einer reichen Casuistik darzuthun, allein er fühlt selbst, daß man derselben eine von gleicher Größe für das Gegentheil entgegensetzen kann, und deshalb ruft er dann zuletzt als einzigen und entscheidenden Grund wieder die Würde der Institution an: „Sittlichkeit zu erzwingen, ja selbst Unsittlichkeit zu verhindern, liegt außer der Macht des Gesetzgebers, und er ist dafür nicht verantwortlich. Seine Macht ist eine negative, versagende, darauf abzweckend, daß nicht die Begriffe von Recht und Unrecht, Gut und Böse, in der Nation geschwächt oder gar verkehrt werden." Wenn aber das Gesetz zwei Menschen zwingt in der Ehe zu bleiben, und ihren gemeinschaftlichen Willen dieselbe aufzulösen, geradezu unterdrückt, gebietet es dann nicht die Fortdauer der Ehe, ist es dann nicht ein Gesetz, welches den Menschen zwangsweise zur Sittlichkeit bringen will? — Und ist nicht jedes dogmatische Sittengesetz ein Moloch, dem die menschliche Natur geopfert wird? —

Wir kommen nun zum zweiten Scheidungsgrund:

II. Heftiger Widerwille des einen Ehegatten.

Der Staatsrath beschloß einstimmig auf die Aufhebung dieses Scheidungsgrundes anzutragen, was uns natürlich nach dem Vorausgegangenen gar nicht wundern kann. — Für uns ist dieser Scheidungsgrund der wichtigste, und zwar denselben ohne die Beschränkung des Landrechts genommen, die ohnehin keine ist, weil der Richter in der Unmöglichkeit, die Sympathieen oder Antipathien eines Menschen zu beurtheilen, hierin dem scheidungslustigen Ehegatten wohl auf's Wort wird glauben müssen. — Vom Standpunkt des Rechtsschutzes aus, erscheint ein Ehegesetz nur nothwendig zum Schutze der Frauen und Kinder; noch ist der Sittenzustand der Art, daß ohne schützende Gesetze, den Frauen die Kindererziehung sehr häufig allein bleiben würde, deshalb ist es nothwendig, daß die Frau in die Möglichkeit versetzt werde, die Eingehung eines geschlechtlichen Verhältnisses durch das Gesetz gehörig documentiren zu lassen, damit sie sowohl, als die Gesellschaft nach dem Satze: pater est quem nuptiae demonstrant wegen der Kinder einen bestimmten Regreß habe. Hiernach kann gegen den einseitigen Rücktritt aus der Ehe nichts eingewandt werden, da das Gesetz die gehörigen Garantieen für die Kinder, hier ebenso zu nehmen haben würde, wie bei der Scheidung durch Uebereinkunft. Im Uebrigen würde das Verhältniß sich nach den Grundsätzen der Gesellschaft regeln, bei welcher es ja auch jedem socius freisteht, auszutreten, wenigstens in dem Falle, wo sie auf unbestimmte Dauer geschlossen war. — Man wende uns nicht ein, daß die Bande des Familienlebens gelockert würden, ein Band, welches zur Fessel wird, hört auf von sittlicher

Bedeutung zu sein, Familien, die zu ihrer Existenz des gesetzlichen Zwanges bedürfen, sind ein schlimmer Boden für das heranwachsende Geschlecht. Die Familie kann nur das Produkt der menschlichen Freiheit sein, jeder Zwang entweiht, entsittlicht sie. —

Man wird vielleicht weiter sagen, bei der Möglichkeit einseitigen Rücktritts aus der Ehe, wird jeder Wüstling sich die Mühe der Versöhnung sparen können. Um so besser, dann hört doch wenigstens die barbarische Härte auf, mit der die Gesellschaft jetzt ein armes Mädchen verfolgt, dessen einziger Fehler vielleicht war, einen Menschen für ehrlich gehalten zu haben. — Im übrigen scheut aber ein jeder die Oeffentlichkeit seiner Schande, welche hier nicht mehr wie früher die hülflose Frau, sondern den Mann treffen würde. —

Die Würde des Menschen, nicht die einer von Juristen und Priestern geschaffenen Institution, gebietet, daß die Ehe ebenso leicht zu schließen, wie aufzulösen sei, daß die Freiheit von neuem das innigste Verhältniß adle, worin der Mensch zum Menschen treten kann; daß durch sie die Liebe wieder auf ihren Thron gesetzt, an die Stelle pflichtmäßiger Gewohnheit trete, und die zarteste, duftigste Blüthe der Menschheit nicht länger unter den rohen Fäusten des Gesetzes zerknittert und zermalmt werde. — Freilich, die Würde einer Institution leidet nicht darunter, wenn den Gatten, um aus unwürdigen Banden sich zu befreien, kein andres Mittel übrig bleibt, als die Schande dessen, den einst sie liebten, dem Hohn der Menge preis zu geben, wenn der Mann als Denunziant seiner Frau auftreten muß, um später ihr Kerkermeister zu werden, wenn das keuscheste Geheimniß der menschlichen Natur vor dem kalten Ohr des Richters bloßgelegt, in der Schaale der Schuld oder Nichtschuld mitwiegen muß, die Würde eures Gesetzes leidet nicht darunter, aber die Würde des Menschen wird mit Füßen getreten, und das empörte Gefühl wendet sich voll Scham und Unwillen ab. —

Ist der Mensch durch unsere verschrobenen gesellschaftlichen Verhältnisse nicht genugsam eingeschachtelt in Vermögens- und Standesunterschiede, so daß ihm schon bei der Eingehung des ersten und natürlichsten seiner Verhältnisse, das Wiederfinden seiner eignen, in der von ihm geschlechtlich verschiedenen, Menschennatur, Hindernisse genug sich entgegenthürmen? Und ihr wollt auch hier wieder eure Mauern und Gräben ziehen, und bestimmen, wo das Reich der Sittlichkeit seinen Anfang und sein Ende habe? Ihr werdet auf der einen Seite die Sittlichkeit nicht hervorrufen, dadurch, daß ihr derselben den Stempel eures Gesetzes aufdrückt, das Reich der Unsitte aber wird grünen und blühen unter eurer Herrschaft, denn man drückt nicht ungestraft dem Menschen den Stempel der Schande auf die Stirne. —

Wir haben keine Lust dem Hrn. v. Savigny und dem Staatsrathe in der Erwägung der ferneren Scheidungsgründe zu folgen, nach dem bisher Gesagten, folgt die Nichtigkeit und Verwerflichkeit des ganzen Gebäudes von selbst. Nach ihnen kann der eine Ehegatte nur frei werden, wenn er die Schuld und Schande des andern vor den Richter trägt, und nach den Anträgen der Gesetzescommission soll dann unfehlbar Gefängnißstrafe für den schuldigen Theil eintreten. — Ja, Hr. v. Savigny glaubt hiermit auch für die unheilbar zerrütteten Ehen, denen er die Scheidung durch Uebereinstimmung versagt, gesorgt zu haben: „es wird dann gewiß nicht an Beleidigungen, Kränkungen, Beschimpfungen ꝛc. fehlen, deren schwere Beschaffenheit zu prüfen, dem richterlichen Ermessen anheim gestellt ist.“ — Heißt das nicht förmlich zur Brutalität auffordern? — Interessant ist es zu sehen, wie die Herren sich abmühen, alle Ritzen zu verstopfen, durch welche die eingezwängte Menschennatur sich Luft zu machen versuchen könnte: der Richter soll prüfen, ob keine Collusion der Ehegatten vorliege. Nicht Eid, nicht das Geständniß, sondern vollständiger Beweis durch Zeugen ꝛc., wird verlangt, der schuldige Ehegatte kann, was doch am natürlichsten wäre, nie den Gefährten seines Ehebruches heirathen, drei Jahre lang nach der Scheidung bleibt eine neue Ehe untersagt, den schuldigen Theil endlich, damit ihm die Lust vergehe, sich nur schuldig zu stellen, treffen Freiheits- und Vermögensstrafen, — und alles das damit das Gesetz nicht verspottet werde, daß man damit die menschliche Natur verspottet, kümmert den Juristen nicht.

Fiat justitia et pereat mundus!

Beschreibung der in neuerer Zeit entstandenen und noch bestehenden communistischen Ansiedlungen.

Wenn man sich mit den Leuten über Socialismus oder Communismus unterhält, so findet man sehr häufig, daß sie Einem in der Sache selbst ganz Recht geben und den Communismus für etwas sehr Schönes erklären; „aber, sagen sie dann, es ist eine Unmöglichkeit dergleichen jemals in der Wirklichkeit auszuführen.“ Dieser Einwurf wird Einem so häufig gemacht, daß es dem Schreiber dieses für nützlich und nothwendig erscheint, ihn durch einige Thatsachen zu beantworten, welche in Deutschland noch sehr wenig bekannt sind und wodurch dieser Einwand ganz und gar beseitigt wird. Der Communismus, das sociale Leben und Wirken in Gemeinschaft der Güter, ist nämlich nicht nur möglich, sondern in vielen Gemeinden Amerika's, und an einem Orte in England bereits wirklich ausgeführt und das mit dem besten Erfolge, wie wir sehen werden.

Uebrigens, wenn man jenem Einwande etwas näher auf den Grund geht, so findet man, daß er sich in zwei weitere auflöst; nämlich erstens: es würden sich keine Arbeiter zu den niedrigen und unangenehmen Handarbeiten hergeben; und zweitens: es würden, bei einem gleichen Anrecht auf den gemeinschaftlichen Besitz, die Leute sich um diesen Besitz streiten und so würde die Gemeinschaft wieder zerfallen. — Der erste Einwurf löst sich einfach so: diese Arbeiten sind, einmal in der Gemeinschaft nicht mehr niedrig; und dann, sie lassen sich durch verbesserte Einrichtungen, Maschinen u. dergl., fast ganz beseitigen. So werden in Newyork in einem großen Gasthofe die Stiefel mit Dampf geputzt, und in der communistischen Ansiedelung zu Harmony in England (wovon unten), fegen die nach englischer bequemer Art eingerichteten Abtritte (water-closets) sich nicht nur selbst, sondern sind auch mit Röhren versehen, die den Unrath direkt in den großen Düngerbehälter abführen. — Was aber den zweiten Einwurf betrifft, so sind bis jetzt alle communistische Colonieen nach zehn bis fünfzehn Jahren so enorm reich geworden, daß sie von

allem Wünschenswerthen mehr haben, als sie verzehren können, also gar keine Veranlassung zum Streit da ist. —

Der Leser wird finden, daß die meisten der in Nachfolgendem geschilderten Ansiedelungen von allerhand religiösen Sekten ausgegangen sind, welche meistens über verschiedene Gegenstände sehr abgeschmackte und unvernünftige Ansichten hegen, und will der Schreiber dieses nur kurz bemerken, daß diese Ansichten durchaus mit dem Communismus nichts zu schaffen haben. Es ist auch offenbar einerlei, ob diejenigen, welche die Ausführbarkeit der Gemeinschaft durch die That beweisen, an Einen Gott, an zwanzig oder an gar keinen glauben; wenn sie eine unvernünftige Religion haben, so ist das ein Hinderniß, das der Gemeinschaft im Wege steht, und wenn sich trotzdem die Gemeinschaft hier im Leben bewährt, wie viel eher muß sie bei andern möglich sein, die von solchen Verrücktheiten frei sind. Von den neueren Ansiedelungen sind auch fast alle ganz frei von religiösen Flausen und die englischen Socialisten, obwohl sie sehr tolerant sind, haben fast Alle gar keine Religion, deßhalb sie auch in dem bigotten England sehr verrufen und verläumdet werden. Daß aber an all diesen üblen Nachreden nichts ist, müssen selbst ihre Gegner gestehen, wenn's ans Beweisen geht.

Die ersten Leute welche in Amerika und überhaupt in der Welt eine Gesellschaft auf den Grund der Gütergemeinschaft zu Stande brachten, waren die sogenannten Shakers. Diese Leute sind eine eigne Sekte, welche sehr sonderbare religiöse Meinungen haben, nicht heirathen und überhaupt keinen Verkehr der Geschlechter dulden, und was dergleichen mehr ist. Dies aber geht uns hier nichts an. Die Sekte der Shakers entstand vor ungefähr siebenzig Jahren. Ihre Stifter waren arme Leute, die sich vereinigten in brüderlicher Liebe und Gemeinschaft der Güter zusammen zu leben und ihren Gott auf ihre Weise zu verehren. Sie fanden, obwohl ihre religiösen Ansichten und besonders das Verbot der Ehe viele abschreckte, dennoch Anhang und haben jetzt z e h n g r o ß e G e m e i n d e n, deren jede drei- bis achthundert Mitglieder stark ist. Jede dieser Gemeinden ist eine schöne, regelmäßig gebaute Stadt, mit Wohnhäusern, Fabriken, Werkstätten, Versammlungshäusern und Scheunen; sie haben Blumen- und Gemüsegärten, Obstbäume, Wälder, Weinberge, Wiesen und Ackerland im Ueberfluß; dazu Vieh aller Art, Pferde und Rinder, Schafe, Schweine und Federvieh mehr als sie brauchen können, und von der allerbesten Zucht. Ihre Scheunen sind immer voll Korn, ihre Vorrathskammern voll Kleiderstoffe; so daß ein englischer Reisender, der sie besuchte, gesagt hat: er könne nicht begreifen, warum diese Leute, die doch Alles im Ueberfluß besäßen, noch arbeiteten; es sei denn daß sie aus purem Zeitvertreib arbeiteten, da sie sonst nichts zu thun hätten. Unter diesen Leuten

gibt es Keinen, der gegen seinen Willen zu arbeiten hätte, und Keinen, der sich um Arbeit vergebens bemüht. Sie haben keine Armenhäuser und Spitäler, weil keinen einzigen Armen und Nothleidenden, keine verlassenen Wittwen und Waisen; sie kennen keinen Mangel und brauchen ihn nicht zu fürchten. In ihren zehn Städten ist kein einziger Gensd'arme oder Polizeidiener, kein Richter, Advokat oder Soldat, kein Gefängniß oder Zuchthaus; und doch geht Alles ordentlich zu. Die Gesetze des Landes sind nicht für sie da, und könnten ihretwegen ebensogut abgeschafft werden, ohne daß ein Hahn darnach krähte; denn sie sind die ruhigsten Bürger und haben nie einen Verbrecher für die Gefängnisse geliefert. Sie leben, wie gesagt, in der vollständigsten Gemeinschaft der Güter und haben keinen Handel und kein Geld unter sich. Eine dieser Städte, Pleasant Hill bei Lexington im Staate Kentucky, wurde voriges Jahr von einem englischen Reisenden Namens Finch besucht, der die folgende Schilderung davon entwirft.

„Pleasant Hill besteht aus vielen großen und hübschen Häusern von Ziegeln und Haustein, Fabriken, Werkstätten, Ställen und Scheunen, alle in der schönsten Ordnung und mit die besten in ganz Kentucky; das Ackerland der Shakers war leicht zu erkennen an der schönen steinernen Mauer mit der es eingefaßt war und an seiner ausgezeichneten Bebauung; eine große Anzahl wohlgenährter Kühe und Schafe weideten in den Feldern und viele fette Schweine lasen in den Obstgärten die abgefallenen Früchte auf. Die Shakers besitzen hier beinahe vier Tausend amerikanische Morgen Landes, von denen etwa zwei Drittel angebaut sind. Diese Kolonie wurde um das Jahr 1806 von einer einzigen Familie angefangen; später kamen Andere hinzu und so vermehrten sie sich allmählig; einige brachten etwas Geld mit, andere gar Nichts. Sie hatten mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und da sie meist sehr arm waren, mußten sie anfangs viel entbehren; aber durch Fleiß, Sparsamkeit und Mäßigkeit haben sie das Alles überwunden und haben jetzt Ueberfluß an Allem, und sind Niemanden einen Pfennig schuldig. Diese Gesellschaft besteht in diesem Augenblick aus ungefähr dreihundert Mitgliedern, worunter fünfzig oder sechzig Kinder unter sechszehn Jahren. Sie haben keine Herren und keine Diener, noch viel weniger Sklaven; sie sind frei, reich und glücklich. Sie haben zwei Schulen, eine für Knaben, die andere für Mädchen, in denen Lesen, Schreiben, Rechnen, englische Sprache und die Grundsätze ihrer Religion gelehrt werden; sie lehren den Kindern keine Wissenschaften, weil sie glauben diese seien nicht nöthig zum Seligwerden. Da sie keine Ehen dulden, so müßten sie aussterben, wenn nicht immer neue Mitglieder zu ihnen kämen; aber obwohl das Verbot der Ehe viele Tausende abschreckt und manche ihrer besten Mitglieder deßwegen wieder fortgehen, so kommen

doch immer soviel neue Mitglieder, daß ihre Zahl sich stets vermehrt. Sie treiben Viehzucht, Ackerbau und Feldbau und ziehen selbst den Flachs, die Wolle und die Seide, die sie in ihren eignen Fabriken verspinnen und verweben. Was sie mehr machen, als sie brauchen können, verkaufen oder vertauschen sie bei ihren Nachbarn. Sie arbeiten gewöhnlich so lange es hell ist. Der Verwaltungsrath hat ein öffentliches Büreau, in dem die Bücher und Rechnungen geführt werden, und jedes Mitglied hat das Recht, diese Rechnungen durchzusehen, so oft es ihm beliebt. Sie wissen selbst nicht, wie reich sie sind, da sie nie ein Register ihrer Güter aufnehmen; sie sind zufrieden zu wissen, daß Alles was sie haben, ihnen gehört, da sie Keinem etwas schulden. Blos einmal im Jahre machen sie ein Register der Summen, die ihre Nachbarn ihnen schuldig sind.

„Die Gemeinde ist in fünf Familien (Abtheilungen) von vierzig bis achtzig Mitgliedern getheilt; jede Familie hat ihre aparte Wirthschaft und wohnt in einem großen, hübschen Hause zusammen; jeder bekommt was er braucht aus dem allgemeinen Vorrathshaus der Gemeinde ohne alle Bezahlung und soviel er nöthig hat. Jede Familie hat einen Diakon, der dafür sorgt, daß Alle bekommen was sie bedürfen und der den Wünschen eines Jeden soviel wie möglich zuvorkommt. Ihre Kleidung ist nach Art der Quäker, einfach, nett und reinlich; ihre Nahrung ist sehr mannichfaltig und durchaus von der besten Beschaffenheit. Wenn sich ein neues Mitglied zur Aufnahme meldet, so muß es nach den Gesetzen der Gemeinde alles was es hat in die Gemeinschaft geben und kann es nie zurückverlangen, selbst wenn es austritt; aber trotzdem geben sie doch Jedem der sie verläßt, ebensoviel zurück als er mitgebracht hat. Wenn ein Mitglied weggeht, das Nichts mitgebracht hat, so darf es nach den Gesetzen auch keine Entschädigung für seine Arbeit verlangen, da es auf allgemeine Kosten ernährt und gekleidet wurde, so lange es arbeitete; doch auch in diesem Falle ist es üblich, Jedem ein Geschenk mit auf den Weg zu geben, wenn er im Frieden von ihnen geht.

„Ihre Regierung ist nach der Art der ersten Christen eingerichtet. Jede Gemeinde hat zwei Geistliche, einen Mann und eine Frau, welche wieder zwei Stellvertreter haben. Diese vier Geistlichen stehen an der Spitze des Ganzen und entscheiden alle Streitigkeiten. Jede Familie der Gemeinde hat wieder zwei Aelteste mit zwei Stellvertretern, und einen Diakon oder Verwalter. Das Besitzthum der Gemeinde wird vom Verwaltungsrath geordnet, der aus drei Mitgliedern besteht, die ganze Anlage beaufsichtigt, die Arbeiten leitet und mit den Nachbarn Handel treibt. Er darf ohne Einwilligung der Gemeinde kein Grundstück kaufen oder verkaufen. Dazu gibt es natürlich Aufseher und Geschäftsführer in den verschiedenen Arbeitszweigen; sie haben es aber zur Regel gemacht, daß nie

von irgend Jemand Befehle gegeben werden, sondern Alle durch Güte überzeugt werden sollen."

Eine andre Ansiedlung von Shakers, Neu-Libanon im Staate New-York, wurde von einem zweiten englischen Reisenden, Namens Pitkethley, im Jahre 1842 besucht. Herr Pitkethley besah die ganze Stadt, die gegen achthundert Einwohner zählt und wozu sieben bis acht Tausend Morgen Land gehören, aufs Genaueste, untersuchte ihre Werkstätten und Fabriken, ihre Gerbereien, Sägemühlen und so weiter, und erklärt die ganze Anlage für vollkommen. Auch er wundert sich über den Reichthum dieser Leute, die mit Nichts anfingen und jetzt mit jedem Jahre reicher werden, und sagt: „Sie sind glücklich und heiter unter sich; da ist kein Zank, sondern im Gegentheil Freundschaft und Liebe herrschen in ihrem ganzen Wohnsitz, und in allen Theilen desselben besteht eine Ordnung und Regelmäßigkeit, die ihres Gleichen nicht hat."

Soviel von den Shakers. Sie leben, wie gesagt, in vollständiger Gemeinschaft der Güter: und haben zehn solcher Gemeinden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Außer den Shakers gibt es aber noch andre auf Gemeinschaft der Güter begründete Ansiedlungen in Amerika. Vor Allen sind hier die Rappiten zu erwähnen. Rapp ist ein Prediger aus Würtemberg, der sich um 1790 mit seiner Gemeinde von der lutherischen Kirche lossagte und, da er von der Regierung verfolgt wurde, 1802 nach Amerika ging. Seine Anhänger folgten ihm im Jahre 1804 und so siedelte er sich mit etwa hundert Familien in Pennsylvanien an. Sie hatten etwa 25,000 Thaler zusammen im Vermögen; wofür sie Grundstücke und Werkzeuge kauften. Ihr Land war ein unbebauter Urwald und kostete sie soviel als ihr ganzes Vermögen betrug; doch bezahlten sie es erst nach und nach. Sie vereinigten sich nun zur Gütergemeinschaft, und zwar machten sie folgenden Vertrag:

1) Jeder gibt Alles, was er hat in die Gemeinschaft, ohne dadurch irgend einen Vortheil zu erlangen. In der Gemeinschaft sind Alle gleich.

2) Die Gesetze und Vorschriften der Gesellschaft sind gleich bindend für Alle.

3) Alle arbeiten nur für das Wohlergehen der ganzen Gesellschaft und nicht jeder für sich allein.

4) Wer die Gesellschaft verläßt, hat keinen Anspruch auf Vergütung für seine Arbeit, bekommt aber Alles zurück, was er eingelegt hat; und wer Nichts eingelegt hat und in Frieden und Freundschaft scheidet, bekommt ein freiwilliges Geschenk auf den Weg.

5) Dafür verpflichtet sich die Gemeinde, jedes Mitglied und seine Familie mit den nöthigen Lebensbedürfnissen, und der nöthigen Pflege in

Krankheit und Alter zu versehen, und wenn die Eltern sterben oder austreten und ihre Kinder zurücklassen, so wird die Gemeinde diese Kinder erziehen.

In den ersten Jahren ihrer Gemeinschaft, wo sie eine Wildniß urbar zu machen und jährlich noch an 7000 Thaler von dem Kaufgelde des Grundstücks abzutragen hatten, ging es ihnen natürlich schlecht. Dadurch wurden mehrere der Reicheren abgeschreckt, traten aus und nahmen ihr Geld zurück, was die Schwierigkeiten der Ansiedler noch sehr vermehrte. Aber die Meisten hielten treulich aus und so hatten sie schon nach fünf Jahren, im Jahre 1810, ihre sämmtlichen Schulden bezahlt. Im Jahre 1815 verkauften sie aus verschiedenen Gründen ihre ganze Ansiedlung, und kauften wiederum zwanzigtausend Morgen Urwald im Staate Indiana. Nach ein paar Jahren hatten sie hier die hübsche Stadt Neu-Harmony errichtet und das meiste Land urbar gemacht, Weinberge und Kornfelder, eine Wollen- und Baumwollen-Fabrik angelegt, und wurden täglich reicher. 1825 verkauften sie ihre ganze Kolonie für zweimalhunderttausend Thaler an Herrn Robert Oven und zogen zum drittenmal in den Urwald. Diesmal siedelten sie sich an dem großen Strom Ohio an und bauten die Stadt Economy, welche größer und schöner ist als irgend eine, in der sie früher wohnten. Im Jahre 1831 kam der Graf Leon mit einer Gesellschaft von ungefähr dreißig Deutschen nach Amerika, um sich ihnen anzuschließen. Sie nahmen diese neuen Ankömmlinge gern auf; aber der Graf hetzte einen Theil der Mitglieder gegen Rapp auf, weshalb in einer Versammlung der ganzen Gemeinde beschlossen wurde, daß Leon und die Seinigen weg müßten. Die Uebrigbleibenden bezahlten den Unzufriedenen über hundertzwanzigtausend Thaler aus, und von diesem Gelde stiftete Leon eine zweite Kolonie, die aber wegen schlechter Verwaltung mißglückte; die Theilnehmer daran zerstreuten sich, und Graf Leon starb bald darauf als ein Landstreicher in Texas. Die Ansiedlung Rapp's dagegen blüht bis auf den heutigen Tag. Ueber ihre jetzige Lage berichtet der erwähnte Reisende Finch:

„Die Stadt Economy besteht aus drei langen und breiten Straßen, welche von fünf eben so breiten Querstraßen durchschnitten werden, sie hat eine Kirche, einen Gasthof, eine Wollen-, Baumwollen- und Seidenfabrik, eine Anstalt zur Zucht von Seidenwürmern, öffentliche Waarenlager zur Benutzung der Mitglieder und zum Verkauf an Fremde, ein Naturalienkabinet, Werkstätten für die verschiedenen Handwerke, Wirthschaftsgebäude und große schöne Wohnhäuser für die verschiedenen Familien mit einem großen Garten bei jedem Hause. Das dazugehörige Ackerland ist an zwei Stunden lang und eine Viertelstunde breit, enthält große Weinberge, einen Obstgarten von siebenunddreißig Morgen, nebst Ackerland und Wiesen.

Die Zahl der Mitglieder ist gegen vier hundert und fünfzig, die alle wohlgekleidet und gut genährt sind und prächtig wohnen, heitere, zufriedene, glückliche und tugendhafte Leute, die seit vielen Jahren keinen Mangel kennen.

„Auch sie waren eine Zeitlang sehr gegen die Ehe eingenommen, doch heirathen sie jetzt, und haben Familien und wünschen sehr die Zahl der Mitglieder zu vermehren, wenn geeignete Leute sich ihnen anbieten sollten. Ihre Religion ist das neue Testament, aber sie haben kein besonderes Glaubensbekenntniß und lassen jedem seine eigne Meinung, so lange er die Andern gewähren läßt und nicht wegen Glaubenssachen Streit anhebt. Sie nennen sich Harmonisten. Sie haben keine bezahlten Geistlichen, Herr Rapp, der über achtzig Jahre alt ist, ist sowohl Geistlicher, als Verwalter und Schiedsrichter. Sie musiciren gern, haben zuweilen Conzerte und musikalische Abendunterhaltungen. Die Ernte wurde den Tag vor meiner Ankunft mit einem großen Conzert in den Feldern angefangen. In ihren Schulen wird Lesen, Schreiben, Rechnen und Sprachunterricht gegeben; aber keine Wissenschaften, gerade wie bei den Shakers. Sie arbeiten viel länger als sie nöthig haben, nämlich Winter und Sommer von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang; Alle arbeiten, und die im Winter nicht in den Fabriken unterkommen, finden Arbeit beim Dreschen, der Viehzucht u. s. w. Sie haben 75 Milchkühe, große Schafheerden, viele Pferde, Schweine und Geflügel, und von dem, was sie erspart haben, haben sie große Summen bei Kaufleuten und Wechslern ausstehen; und obwohl sie durch Bankerotte einen bedeutenden Theil dieser Ausstände verloren haben, so haben sie doch noch eine Menge nutzlosen Geldes, die mit jedem Jahre größer wird.

„Ihr Bestreben war von Anbeginn, alles selbst zu machen, was sie brauchten, damit sie so wenig wie möglich von Andern zu kaufen hätten, und am Ende mehr machten, als sie brauchten; später bezogen sie eine Heerde von hundert spanischen Schafen zur Verbesserung der Schafzucht, wofür sie fünfzehntausend Thaler bezahlten. Sie waren mit die ersten, welche in Amerika anfingen, wollene Waaren zu verfertigen. Dann fingen sie an, Weinberge anzulegen, Flachs zu bauen, eine Baumwollenfabrik zu errichten und die Zucht und Verarbeitung der Seide zu betreiben. In allen Dingen aber sorgen sie zuerst dafür, sich selbst reichlich zu versehen, ehe sie irgend etwas verkaufen.

„Sie leben in Familien von zwanzig bis vierzig Leuten, deren jede ein eignes Haus und eine eigne Wirthschaft hat. Alles was sie bedarf, erhält die Familie aus den gemeinschaftlichen Vorrathshäusern. Sie haben Ueberfluß für Alle, und sie bekommen Alle unentgeltlich soviel sie wünschen. Wenn sie Kleider brauchen, so gehen sie

zum Schneidermeister, zur Näthérin oder zum Schuhmacher, und bekommen sie gemacht nach ihrem Geschmack. Das Fleisch und die übrigen Nahrungsmittel werden jeder Familie nach der Anzahl ihrer Mitglieder zugetheilt und sie haben Alles reichlich und im Uebermaß."

Eine andere in Gütergemeinschaft lebende Gemeinde hat sich zu Zoar im Staate Ohio angesiedelt. Auch diese Leute sind würtembergische Separatisten, die sich zu gleicher Zeit, wie Rapp, von der lutherischen Kirche lossagten, und nachdem sie zehn Jahre lang von dieser und der Regierung verfolgt worden waren, ebenfalls auswanderten. Sie waren sehr arm und konnten nur durch die Unterstützung menschenfreundlicher Quäker in London und Amerika zu ihrem Ziele kommen. Sie kamen im Herbst 1817 in Philadelphia unter der Leitung ihres Pfarrers Bäumler an, kauften von einem Quäker das Stück Land das sie jetzt noch besitzen und das siebentausend Morgen groß ist. Der Kaufpreis, der gegen sechstausend Thaler betrug, sollte allmählig abgetragen werden. Als sie an Ort und Stelle ankamen, und ihr Geld zählten, fanden sie, daß auf jeden Kopf gerade sechs Thaler kamen. Das war Alles; von dem Kaufpreise des Grundstücks war noch kein Heller bezahlt, und von diesen paar Thalern sollten sie Saatkorn, Ackergeräth und Lebensmittel bis zur nächsten Ernte kaufen. Sie fanden einen Wald mit ein paar Blockhäusern vor, den sie urbar zu machen hatten; aber sie begaben sich frisch an die Arbeit, brachten ihre Felder bald in einen ackerbaren Zustand und bauten schon im nächsten Jahre eine Kornmühle. Anfangs theilten sie ihr Land in kleinere Stücke, deren jedes von einer Familie für ihre eigne Rechnung und als ihr Privateigenthum bebaut wurde. Aber sie sahen bald, daß dies nicht anging, denn weil jeder nur für sich arbeitete, konnten sie die Wälder nicht schnell genug ausrotten und urbar machen, konnten sich überhaupt gegenseitig nicht recht unterstützen, und so geriethen viele in Schulden und waren in Gefahr, ganz arm zu werden. Nach anderthalb Jahren also, im April 1819, vereinigten sie sich zu einer Gütergemeinschaft, entwarfen eine Verfassung und erwählten einstimmig ihren Pfarrer Bäumler zum Direktor. Sie bezahlten jetzt alle Schulden der Mitglieder, erhielten zwei Jahre Ausstand für den Kaufpreis des Grundstücks und arbeiteten mit doppeltem Eifer und vereinten Kräften. Bei dieser neuen Einrichtung standen sie sich so gut, daß sie schon vier Jahre vor der ausgemachten Zeit den ganzen Kaufpreis ihrer Ländereien mit Zinsen abgetragen hatten, und wie es ihnen im Uebrigen geht, wird die folgende Beschreibung zweier Augenzeugen darthun:

Ein amerikanischer Kaufmann, der sehr häufig nach Zoar kommt, schildert diesen Ort als ein vollkommnes Muster von Reinlichkeit, Ordnung und Schönheit, mit einen prächtigen Gasthof, einem Pallast zur Wohnung

für den alten Bäumler, einem schönen öffentlichen Garten von zwei Morgen mit einem großen Treibhause und schönen, wohlgebauten Häusern und Gärten. Er schildert die Leute als sehr glücklich und zufrieden, arbeitsam und ordentlich. Seine Beschreibung wurde in der Zeitung von Pittsburg (Ohio) veröffentlicht (Pittsburg Daily Advocate and Avertiser, July 17., 1843).

Der mehrerwähnte Finch erklärt diese Gemeinde für die am vollkommensten eingerichtete von allen, die in Amerika in Gütergemeinschaft leben. Er gibt ein langes Verzeichniß ihrer Reichthümer, erzählt, daß sie eine Flachsspinnerei und eine Wollenfabrik haben, eine Gerberei, Eisengießereien, zwei Kornmühlen, zwei Sägemühlen, zwei Dreschmaschinen und eine Masse Werkstätten für alle möglichen Handwerke. Dazu sagt er, daß ihr Ackerland besser bebaut sei, als alles andre, was er in Amerika gesehen habe. — Das Pfennig-Magazin schätzt den Besitz der Separatisten auf hundertsiebenzig bis hundertachtzig Tausend Thaler, die Alle in fünfundzwanzig Jahren verdient wurden, da sie mit gar Nichts anfingen, als sechs Thaler für den Kopf. Es sind ihrer etwa zweihundert. Auch sie hatten eine Zeitlang die Ehen untersagt, sind aber, wie die Rappisten, davon zurückgekommen und heirathen jetzt.

Finch gibt eine Abschrift der Verfassung dieser Separatisten, die der Hauptsache nach in Folgendem besteht:

Alle Beamten der Gesellschaft werden gewählt und zwar von sämmtlichen Mitgliedern derselben, die über einundzwanzig Jahre alt sind, aus ihrer eignen Mitte. Diese Beamten bestehen aus:

1) Drei Verwaltern, von denen jährlich Einer neu gewählt wird und die jederzeit von der Gesellschaft abgesetzt werden können. Diese verwalten das sämmtliche Eigenthum der Gesellschaft, und versehen die Mitglieder mit den nöthigen Lebensbedürfnissen, Wohnung, Kleidung und Nahrung, so gut wie es die Umstände erlauben und ohne Ansehen der Person. Sie ernennen Unterverwalter für die verschiedenen Arbeitszweige, schlichten kleine Streitigkeiten und können, in Vereinigung mit dem Gesellschaftsrath, neue Vorschriften erlassen, die aber nie der Verfassung widersprechen dürfen.

2) Aus dem Direktor, der solange in seinem Amte bleibt, als er das Vertrauen der Gesellschaft besitzt und sämmtliche Geschäfte als oberster Beamter leitet, er hat das Recht zu kaufen und zu verkaufen, Contrakte zu schließen, kann aber in allen wichtigen Angelegenheiten nur mit Einwilligung der drei Verwalter handeln.

3) Aus dem Gesellschaftsrath, der aus fünf Mitgliedern besteht, von denen jährlich eines austritt, und der die höchste Macht in der Gesellschaft besitzt, mit den Verwaltern und dem Direktor Gesetze erläßt, die

übrigen Beamten beaufsichtigt und Streitigkeiten schlichtet, wenn die Parteien mit der Entscheidung der Verwalter nicht zufrieden sind; und

4) Aus dem Zahlmeister, der auf vier Jahre gewählt wird, und der allein von allen Mitgliedern und Beamten das Recht hat, Geld in Verwahrung zu haben.

Im Uebrigen verordnet die Verfassung, daß eine Erziehungsanstalt errichtet werden soll, daß sämmtliche Mitglieder all ihr Eigenthum für immer in die Gemeinschaft geben und es nie zurückverlangen können, daß neue Mitglieder nur, nachdem sie ein Jahr mit der Gesellschaft gelebt und wenn sie die Stimmen aller Mitglieder für sich haben, aufgenommen und die Verfassung nur dann geändert werden kann, wenn zwei Drittel der Mitglieder dafür sind. — —

Diese Schilderungen könnten leicht noch sehr ausgeführt werden, denn fast alle Reisende, die ins Innere von Amerika gehen, besuchen eine oder die andere der erwähnten Ansiedlungen und fast alle Reisebeschreibungen schildern sie. Aber auch kein Einziger ist im Stande gewesen, diesen Leuten etwas Uebles nachzusagen, im Gegentheil, Alle haben nur zu loben gefunden, und können höchstens die religiösen Vorurtheile, besonders der Shakers tadeln, welche aber mit der Lehre der Gütergemeinschaft augenscheinlich nichts zu thun haben. So könnte ich noch die Werke der Miß Martineau, der Herren Melish und Buckingham und vieler Andern anführen; da aber in Obigem genug gesagt ist, und die Leute doch alle dasselbe erzählen, so ist dies nicht nöthig.

Der Erfolg, dessen die Shakers, Harmonisten und Separatisten sich erfreuen, sowie das allgemeine Bedürfniß einer neuen Ordnung der menschlichen Gesellschaft und die daraus entsprungenen Bemühungen der Sozialisten und Communisten, haben viele andre Leute in Amerika veranlaßt, in den letzten Jahren ähnliche Versuche anzustellen. So hat Hr. Ginal, ein deutscher Prediger in Philadelphia, eine Gesellschaft gebildet, welche 37,000 Morgen Wald in dem Staat Philadelphia angekauft, dort über achtzig Häuser errichtet und schon an fünfhundert Personen, meistens Deutsche, dort angesiedelt hat. Sie haben eine große Gerberei und Töpferei, viele Werkstätten und Vorrathshäuser, und es geht ihnen recht gut. Daß sie in Gütergemeinschaft leben, versteht sich, wie bei allen nachfolgenden Beispielen, von selbst. — Ein Herr Hizby, Eisenfabrikant zu Pittsburg (Ohio), hat in seiner Vaterstadt eine ähnliche Gesellschaft errichtet, die im vorigen Jahre etwa 4000 Morgen Landes in der Nähe jener Stadt gekauft und die Absicht hat, eine Ansiedlung mit Gemeinschaft der Güter darauf anzulegen. — Ferner besteht eine solche Ansiedlung im Staate Neu-York zu Skaneatales, welche von J. A. Collins, einem englischen Socialisten, im Frühjahre 1813 mit dreißig

Mitgliedern angefangen wurde; dann zu Minden im Staate Massachusetts, wo seit 1842 etwa hundert Personen angesiedelt sind; dann zwei in Pike-County im Staate Pennsylvanien, die ebenfalls neuerdings errichtet wurden; dann eine zu Brook-Farn, Massachusetts, wo fünfzig Mitglieder und dreißig Schüler auf etwa 200 Morgen leben und eine ausgezeichnete Schule, unter der Leitung des unitarischen Predigers P. Ripley errichtet haben; sodann eine zu Nothampton in demselben Staate, die seit 1842 besteht, und 120 Mitglieder auf 500 Morgen Landes, mit Ackerbau, Viehzucht und in Sägemühlen, Seidenfabriken und Färberei beschäftigt, und schließlich eine Ansiedlung ausgewanderter englischer Socialisten zu Equality bei Milwaukie im Staate Wisconsin, welche im vorigen Jahre von Thomas Hunt angefangen wurde und rasch fortschreitet. Außer diesen sollen noch mehrere Gemeinschaften neuerdings gegründet sein, worüber aber noch Nachrichten fehlen. — Soviel ist indessen gewiß, daß die Amerikaner und namentlich die armen Arbeiter in den großen Städten Neu-York, Philadelphia, Boston u. s. w., sich die Sache zu Herzen genommen und viele Gesellschaften zur Stiftung derartiger Ansiedlungen gegründet haben, und daß alle Augenblicke neue Gemeinschaften angelegt werden. Die Amerikaner sind es müde, noch länger die Knechte der wenigen Reichen zu sein, die sich von der Arbeit des Volks nähren; und bei der großen Thätigkeit und Ausdauer dieser Nation ist es augenscheinlich, daß die Gemeinschaft der Güter bald in einem bedeutenden Theile ihres Landes eingeführt sein wird.

Aber nicht nur in Amerika, auch in England ist es versucht worden, die Gütergemeinschaft durchzuführen. Hier hat der menschenfreundliche Robert Oven seit dreißig Jahren diese Lehre gepredigt, sein ganzes großes Vermögen zugesetzt und sein Letztes hingegeben, um die jetzt bestehende Kolonie zu Harmony in Hampshire zu gründen. Nachdem er eine Gesellschaft zu diesem Zwecke gestiftet, hat diese ein Grundstück von 1200 Morgen angekauft und dort eine Gemeinschaft nach den Vorschlägen Ovens errichtet. Sie zählt jetzt über hundert Mitglieder, die in einem großen Gebäude zusammen wohnen und bis jetzt hauptsächlich im Feldbau beschäftigt worden sind. Da sie gleich von vorn herein als ein vollkommenes Muster der neuen Gesellschaftsordnung eingerichtet werden sollte, so war ein bedeutendes Kapital dazu nöthig und bis jetzt sind schon an zweimalhunderttausend Thaler hineingesteckt worden. Ein Theil dieser Gelder wurde angeliehen und mußte von Zeit zu Zeit zurückgezahlt werden, so daß hieraus viele Schwierigkeiten entstanden und viele Anlagen wegen Mangel an Geld nicht vollendet und einträglich gemacht werden konnten. Und da die Mitglieder der Gemeinde nicht die alleinigen Eigenthümer der Anlage waren, sondern von der Direktion der Gesellschaft der Socialisten,

welcher die Anlage gehört, regirt wurden, so entstanden auch hieraus hin und wieder Mißverständnisse und Unzufriedenheit. Aber trotz alledem geht die Sache ihren Gang voran, die Mitglieder vertragen sich unter einander, nach dem Zeugnisse aller Besucher, aufs Beste, helfen sich gegenseitig voran, und bei allen Schwierigkeiten ist das Bestehen der Anlage jetzt doch gesichert. Die Hauptsache ist, daß alle Schwierigkeiten nicht aus der Gemeinschaft entstehen, sondern daraus, daß die Gemeinschaft noch nicht vollständig durchgeführt ist. Denn wäre sie dies, so würden die Mitglieder nicht all' ihren Verdienst zur Abbezahlung von Zinsen und geborgten Geldern verwenden müssen, sondern sie könnten davon die Anlage vervollständigen und besser bewirthschaften; und dann würden sie auch ihre Verwaltung selbst wählen und nicht immer von der Direktion der Gesellschaft abhängig sein.

Von der Anlage selbst gibt ein praktischer Oekonom, der ganz England durchreiste, um sich von dem Zustande des Ackerbaus zu unterrichten und mit der Unterschrift: „Einer der hinter dem Pfluge gepfiffen hat", der Londoner Zeitung „Morning Chronicle" darüber zu berichten, folgende Beschreibung (M. Chr. Dec. 13. 1842):

Nachdem er durch eine sehr schlecht bebaute, mehr mit Unkraut als mit Getreide bewachsene Gegend gekommen war, hörte er zum Erstenmale in seinem Leben in einem nahen Dorfe etwas über die Socialisten in Harmony. Ein wohlhabender Mann dort erzählte ihm, daß sie ein großes Grundstück bebauten, und zwar sehr gut bebauten, daß alle die lügenhaften Gerüchte, die über sie verbreitet seien, nicht wahr seien, daß es der Pfarre zur großen Ehre gereichen würde, wenn nur die Hälfte ihrer Einwohner sich so anständig aufführen wollten, wie diese Socialisten, und daß ebenso sehr zu wünschen wäre, daß die Gutsbesitzer der Umgegend den Armen so viel und so vortheilhafte Beschäftigung gäben, wie jene Leute. Sie hätten ihre eignen Ansichten vom Eigenthum, aber bei alledem führten sie sich sehr gut auf und gäben der ganzen Umgegend ein gutes Beispiel. Er fügte hinzu: Ihre religiösen Meinungen sind verschieden; einige gehen in diese, andere in jene Kirche, und sie sprechen nie über Religion oder Politik mit den Leuten aus dem Dorfe. Mir antworteten zwei auf mein Befragen, es gäbe keine bestimmte religiöse Meinung unter ihnen und Jeder könne glauben was er wolle. Wir alle waren sehr bestürzt, als wir hörten, daß sie hierher kämen; aber jetzt finden wir, daß sie sehr gute Nachbarn sind, unsern Leuten ein gutes Beispiel von Sittlichkeit geben, viele unsrer Armen beschäftigen, und da sie nie versuchen, uns ihre Meinungen beizubringen, so haben wir gar keine Ursache mit ihnen unzufrieden zu sein. Sie zeichnen sich Alle durch anständiges und wohlerzoge-

nes Betragen aus und Keiner hier in der Gegend wagt etwas gegen ihre sittliche Aufführung zu sagen.

Unser Berichterstatter hörte noch von Andern dasselbe und ging dann nach Harmony. Nachdem er wieder durch schlecht bebaute Felder gekommen war, stieß er auf ein sehr gut bewirthschaftetes Rübenfeld mit einer reichlichen, schönen Ernte, und sagte zu seinem Freunde, einem Pächter aus der Gegend: Wenn das socialistische Rüben sind, so lassen sie sich gut an. Bald darauf begegneten ihm siebenhundert socialistische Schafe, die ebenfalls prächtig waren, und kamen dann an das große, geschmackvolle und solide Wohngebäude. Alles war indeß noch unvollendet, Ziegel und Bauholz, halbfertige Mauern und ungegrabener Boden. Sie traten ein, wurden höflich und freundlich aufgenommen und im Gebäude umhergeführt. Im Erdgeschoß war ein großer Eßsaal und die Küche, von der aus die vollen Schüsseln mit einer Maschine in den Eßsaal und die leeren zurück in die Küche gebracht wurden. Einige Kinder zeigten den Fremden diese Maschine und zeichneten sich durch reine nette Kleidung, gesundes Aussehen und anständiges Betragen aus. Die Frauen in der Küche sahen ebenfalls sehr reinlich und anständig aus, und der Besucher wunderte sich sehr, daß sie unter all den ungewaschenen Schüsseln — das Mittagessen war eben vorüber — noch so nett und rein aussehen konnten. Die Küche selbst war über alle Beschreibung schön eingerichtet, und der Londoner Baumeister, der sie gemacht, erklärte, daß in London selbst sehr wenige Küchen so vollständig und kostspielig eingerichtet seien, eine Bemerkung, in die unser Besucher einstimmt. — Bei der Küche waren bequeme Waschhäuser, Bäder, Kellerräume und aparte Räume, wo jedes Mitglied bei seiner Rückkehr von der Arbeit sich waschen konnte.

Im nächsten Stockwerk war ein großes Ballzimmer und darüber die Schlafzimmer, alle sehr bequem eingerichtet.

Der Garten, siebenundzwanzig Morgen groß, war in der besten Ordnung, und überhaupt war eine große Thätigkeit nach allen Seiten hin zu bemerken. Da wurden Ziegel gemacht, Kalk gebrannt, gebaut und Straßen angelegt; hundert Morgen Weizen waren schon gesäet und es sollte noch mehr Weizenfeld angelegt werden; ein Teich zur Aufnahme flüssigen Düngers wurde angelegt und aus dem Wäldchen, das sich auf der Besitzung befand, wurde die Pflanzenerde zum Düngen gesammelt; kurz Alles wurde gethan, um die Ertragsfähigkeit des Bodens zu heben.

Unser Besucher schließt: „Ich glaube, daß ihr Grundstück durchschnittlich eine jährliche Miethe von drei Pfund (einundzwanzig Thaler) für den Morgen werth ist, und sie bezahlen nur fünfzehn Schillinge (fünf Thaler). — Sie haben einen vortrefflichen Handel gemacht, wenn sie nur vernünftig wirthschaften, und was man auch von ihren socialen Häusern sagen

möge, so muß man gestehen, daß sie ihre Besitzung auf eine ausgezeichnete Weise bebauen."

Setzen wir dieser Beschreibung noch Einiges über die innere Einrichtung dieser Gemeinschaft hinzu. Die Mitglieder wohnen in einem großen Hause zusammen, und zwar hat jeder sein apartes Schlafzimmer, das aufs Bequemste eingerichtet ist; die Hauswirthschaft wird für Alle zusammen von einem Theile der Frauen betrieben, wodurch natürlich sehr viel Unkosten, Zeit und Mühe erspart wird, die bei vielen kleinen Haushaltungen verloren gehen würden, und wodurch viele Bequemlichkeiten erreicht werden, die in kleinen Wirthschaften gar nicht möglich sind. So heizt das Feuer der Küche zugleich alle Zimmer des Hauses mit warmer Luft und durch Röhren ist warmes und kaltes Wasser in jedes Zimmer geleitet, und was dergleichen Annehmlichkeiten und Vortheile mehr sind, die nur bei einer gemeinschaftlichen Einrichtung stattfinden können. Die Kinder werden in die Schule gegeben, die mit der Anlage verbunden ist, und dort auf allgemeine Kosten erzogen. Die Eltern können sie sehen, wenn sie wollen, und die Erziehung ist sowohl für die körperliche, wie für die geistige Ausbildung und für das gemeinschaftliche Leben berechnet. Mit religiösen und theologischen Zänkereien, mit Griechisch und Lateinisch werden die Kinder nicht geplagt; dafür lernen sie desto besser die Natur, ihren eignen Körper und ihre geistigen Fähigkeiten kennen und erholen sich auf den Feldern von dem wenigen Sitzen, das ihnen zugemuthet wird; denn die Schule wird ebenso oft unter freiem Himmel, als in geschlossenen Räumen gehalten und die Arbeit ist ein Theil der Erziehung. Die sittliche Erziehung beschränkt sich auf die Anwendung des Einen Satzes: Was du nicht willst, daß andere dir thun sollen, das thue du ihnen nicht, also auf die Durchführung vollkommner Gleichheit und brüderlicher Liebe.

Die Ansiedlung steht, wie gesagt, unter der Leitung des Präsidenten und der Direktion der Gesellschaft der Socialisten; diese Direktion wird alljährlich vom Kongreß, zu dem jede Zweiggesellschaft ein Mitglied schickt, erwählt und hat unumschränkte Vollmachten innerhalb der Statuten der Gesellschaft und mit Verantwortlichkeit gegen den Kongreß. Die Gemeinschaft wird also regiert von Leuten, die außer der Gemeinschaft leben, und da kann es nicht fehlen, daß es Mißverständnisse und Häkeleien absetzt; indessen, wenn selbst der Versuch zu Harmony hieran und an Geldverlegenheiten scheitern sollte, wozu aber durchaus keine Aussicht vorhanden ist, so würde dies nur ein Grund mehr für die Gemeinschaft der Güter sein, da diese beiden Schwierigkeiten nur darin ihren Grund haben, daß die Gemeinschaft noch nicht vollständig durchgeführt ist. Aber trotz alledem ist das Bestehen der Ansiedlung gesichert, und wenn sie auch nicht so

rasch fortschreiten und vollendet werden kann, so werden doch die Gegner der Gemeinschaft den Triumph nicht erleben, daß sie zu Grunde geht.

Wir sehen also, daß die Gemeinschaft der Güter gar nichts Unmögliches ist, sondern daß im Gegentheil alle diese Versuche vollkommen geglückt sind. Wir sehen auch, daß die Leute, welche in Gemeinschaft leben, bei weniger Arbeit besser leben, mehr Muße zur Ausbildung ihres Geistes haben, und daß sie bessere und sittlichere Menschen sind, als ihre Nachbarn, die das Eigenthum beibehalten haben. Alles das haben auch die Amerikaner, Engländer, Franzosen und Belgier, sowie eine Menge Deutscher bereits eingesehen. In allen Ländern gibt es eine Anzahl Leute, welche sich mit der Verbreitung dieser Lehre beschäftigen und für die Gemeinschaft Partei ergriffen haben.

Wenn diese Sache für Alle wichtig ist, so ist sie es ganz besonders für die armen Arbeiter, die Nichts besitzen, die ihren Lohn, den sie heute verdienen, morgen wieder verzehren und jeden Augenblick durch unvorhergesehene und unvermeidliche Zufälle brodlos werden können. Diesen wird hierin eine Aussicht auf eine unabhängige, sichere und sorgenfreie Existenz, auf eine vollkommene Gleichberechtigung mit denen gegeben, die jetzt durch ihren Reichthum den Arbeiter zu ihrem Sklaven machen können. Diese Arbeiter geht die Sache am Meisten an. In andern Ländern bilden die Arbeiter den Kern der Partei, die Gütergemeinschaft verlangt, und es ist die Pflicht auch der deutschen Arbeiter, sich die Sache ernstlich zu Herzen zu nehmen.

Wenn die Arbeiter unter einander einig sind, zusammenhalten und Einen Zweck verfolgen, so sind sie unendlich viel stärker, als die Reichen. Und wenn sie vollends einen so vernünftigen und das Beste aller Menschen wollenden Zweck im Auge haben, wie die Gemeinschaft der Güter, so versteht es sich ja von selbst, daß die besseren und verständigeren unter den Reichen sich mit den Arbeitern einverstanden erklären und ihnen beistehen. Es gibt auch schon eine große Menge wohlhabender und gebildeter Leute in allen Theilen Deutschlands, welche sich für die Gütergemeinschaft offen erklärt haben und die Ansprüche des Volks auf die von der reichen Klasse mit Beschlag belegten Güter dieser Erde vertheidigen.

Gedichte.

I. Von W. M. Königswinter.

1. Philister über uns!

Philister über uns! Halloh!
Noch fliegen unsre braunen Locken,
Noch flammen unsre Herzen loh,
Wer will mit träger Seele stocken?
Hinaus zur lust'gen Geisterschlacht,
Laßt tönen laut die Kriegeslieder,
Und ruft bei Tag und ruft bei Nacht:
Mit den Philistern nieder!

Philister über uns! halloh!
O seht die hohlen Adelsköpfe,
Geschlechts- und Blut- und Wappenfroh!
Reißt ab der Vorzeit strupp'ge Zöpfe!
Und wißt ihr nur von Hund und Pferd,
Steigt ihr herab zum Thiere wieder,
Ihr seid kein menschlich Leben werth,
Mit den Philistern nieder!

Philister über uns! Halloh!
In die Gelehrten-Rumpelkammer,
Sie dreschen nichts wie leeres Stroh,
In vorzeittrübem Katzenjammer.
Der Philosoph und Pietist
Umtastet der Scholastik Mieder,
Zum Teufel, wer das Zeug noch frißt,
Mit den Philistern nieder!

Philister über uns! Halloh!
Das sind die edeln Büreaukraten,
Die schnöder Silberlinge froh,
Den freien heil'gen Geist verrathen.
Die Vögel schrei'n für ihren Herrn
Mit arg beschnittenem Gefieder,
Was thut nicht Sold und Ehrenstern?
Mit den Philistern nieder!

Philister über uns! Halloh!
Spießbürgervolk mit dickem Bauche,
Conservatives Rococo,
Hinweg aus diesem frischen Hauche,
Euch gilt nur Geld und Gut und Haus,
Wir kochen im Spital auch Flieder,
So schwitzt die gelbe Selbstsucht aus,
Mit den Philistern nieder!

Philister über uns! Halloh!
Mit Eselsknochen laßt uns schlagen,
Auf daß die Freiheit jugendfroh
Sich herrlich zeige unsern Tagen.
Das reine Menschenthum hinan,
Freiheit und Liebe unsre Lieder
Als Simson kämpfe jeder Mann:
Mit den Philistern nieder!

---

2. Ich werd' ein gottessel'ger Mann!

Ich habe lang genug gelungert
Nach Reichthum, Stellen, Orden, Sold,
Und hab' mein Leben lang gehungert,
Fortuna war mir nimmer hold.
Was bleibet einem armen Schlucker,
Der lausig lebt gleich wie im Bann?
Ich bin gefaßt, mir winkt der Mucker,
Ich werd' ein gottesſel'ger Mann!

Sie muckten all', die was geworden,
Ich mucke mit, dann lacht das Glück,
Ich hol' euch ein an Amt und Orden,
Bin ich auch noch so weit zurück,

Den Blick hinauf, das Haupt hinunter,
Lang das Gesicht, schwarz angethan,
Und Bibelsprüche kunterbunter,
Ich werd' ein gottesfel'ger Mann!

Seht nur das Volk! Mit luft'gem Ranzel
Studirte der und leerem Kopf —
Er betete — nun auf der Kanzel,
Macht selbst dem Herrgott er den Zopf,
Der hilft verwalten — niemals trafen
Wir solchen frommen Esel an
Bei allen Erd'- und Himmelsschafen;
Ich werd' ein gottesfel'ger Mann!

Und Jener richtet! Asiatisch
Ein Sultan thät' er's lieber noch,
Ein Andrer lehrt und pauckt emphatisch,
Der bläst aus der Scholastik Loch.
Hört den Soldat, wie er als Meister
Testamentarisch fluchen kann!
Das Mucken protegirt die Geister,
Ich werd' ein gottesfel'ger Mann!

Poet und Künstler! Seht sie schaffen,
O, Heil'ge hinten, Heil'ge vorn,
Und aus dem Heil'genschein der Affen
Blickt heimlich oft des Teufels Horn.
Es geht nicht mit dem Communismus,
Vernunft, dich geb' ich gänzlich dran,
Hoch Himmel, Hölle, Pietismus!
Ich werd' ein gottesfel'ger Mann!

Gleichviel welch' Amt! denn die Minister
Sie glauben Alle, daß es kracht,
Ich unterschreibe das Register,
Daß nur der Glauben selig macht,
Und länger bleib' ich nun kein Schlucker
Der lausig lebt gleich wie im Bann,
Ich bin gefaßt, mir winkt der Mucker,
Ich werd' ein gottesfel'ger Mann!

3. Gemein.

Was Stammbaum, Blut und Ahnenschaar,
Wem machte das noch Neid?
Daß Eva euch, wie mich gebar
Thut mir ein wenig leid,
Ich laß euch Fahnen, Wappen, Wind,
Die glatten Narrethei'n,
Ich bin ein schlichtes Menschenkind,
Juchhe, ich bin gemein!

Und war wie ich mein ganz Geschlecht,
So hat es frisch gelebt,
Die Frau geliebt, beim Wein gezecht,
Dann arbeitsam gestrebt,
Die hohen Nasen hat's gehaßt,
Verhöhnt die Schranzerei'n,
Und nur der Menschheit Heil erfaßt,
Juchhe, ich bin gemein!

Mir hat kein Ahne groß und reich
Den Bau'r wie Wild gehetzt,
Und Keiner, Heckenreitern gleich,
Zum Raub das Schwerdt gewetzt,
Und Keiner brach nach Gütern wild
In fremde Häuser ein,
Und jagte frech im Saatgefild,
Juchhe, ich bin gemein.

Und nie aus meiner Väter Chor
Rief man den Feind in's Land
Und öffnete ihm Stadt und Thor,
Mit schnöd bezahlter Hand,
Und keiner sprach dem Sklaventhum
Das Wort aus meinen Reih'n,
Und predigte der Pfaffen Ruhm,
Juchhe, ich bin gemein!

O tragt den Stern am bunten Band,
Die Zöpfe hoch im Wind,
Ich reiche Menschen nur die Hand,
Die menschlich hier gesinnt,
Wo man genießt, wenn man geschafft,
Da tret' ich gern hinein,
Da find' ich Leben, Lust und Kraft,
Juchhe, ich bin gemein!

Gibt Gott, daß mir im schlichten Haus
Ein frischer Sohn gedeiht,
Der tritt mir in die Welt hinaus,
Ein Kind der neuen Zeit,
Die Menschen = Gleichheit muß sein Ziel,
Sein Wahlspruch: Freiheit sein,
Dann schließ' ich froh des Lebens Spiel,
Juchhe, ich bin gemein.

---

4. An der Lorelei.

Die Lorelei! Wie durch die Seele zieht
Die alte Mähr, so kommt ein Duft gezogen,
Die Zaub'rin lockt mit sehnsuchtsvollem Lied,
Der Schiffer lauscht, da fassen ihn die Wogen.

Hinweg, vergangen laß vergangen sein,
Mich hat ein andres Frauenbild entglühet,
Der Tempeljungfrau gleich, hoch, schlank und rein,
Die mir im Allerheiligsten sich mühet.

Sie pranget nicht mit Diadem und Gold,
Naturgeborner Ernst umwebt die Stirne,
Kein Prachtgewand zeigt sie dir üppig hold,
Ihr Kleid ist einfach weiß gleich einer Firne.

Ihr einz'ger Schmuck ist ein Korallenband,
Die Körner sind vom besten Völkerblute,
Aus Wunden, welche einst Tyrannenhand
Den Freiheitshelden schlug im Kampfgefluthe.

So wandelt sie im Volke schlicht und groß,
Vielfach verkannt, mit manchem Haß beladen,
Doch wer sie liebt, den läßt ihr Reiz nicht los,
Sein Haus bestellt er, folgt der Freiheit Pfaden.

Schau hin, an ihrem tiefen mächt'gen Blick,
An ihrer Stimme schönen klaren Klängen,
Siehst du, als läge dort ihr ganz Geschick,
Die starke Jugend unsrer Heimath hängen.

O Freiheit nimm auch mich als Werber an,
Laß still mich deinen hellen Liedern lauschen,
Gilt's dir zu nahen mich auf leichtem Kahn,
Wo Klippen ragen, wilde Wogen rauschen.

O Freiheit, Lorelei der neuen Zeit!
Und soll ich dir im heißen Kampfe sinken,
Stolz ist das Loos, mein Blut wird dir geweiht,
An deiner Brust als rothe Perle blinken.

II. Von Georg Weerth.

Die Industrie.

Vor Ihm sind tausend Jahre wie der Tag
Der gestern schied mit feierlichem Prangen;
Denn was der Sturm der Zeiten auch zerbrach —
Ihm ist er machtlos nur vorbeigegangen!
Ihm nur! Der Menschheit wundervollem Geist!
Den ewig seine eigne Schöne preißt,
Der frei entwandelt jeglicher Vernichtung,
Der leuchtend zieht die eigne Bahn und Richtung!

Er wohnte an des Indus heil'ger Fluth;
Er stürmte durch der Griechen grüne Felder;
Er strahlt' und blühte in ital'scher Gluth,
Und sang sein Lied im Dunkel deutscher Wälder.
Er schwebte durch der Meere wüsten Schwall,
Und in des Niagara Donnerfall
Erscholl sein Ruf: „Wie auch die Jahre schreiten:
Ich bin derselbe wie zu allen Zeiten!"

Wohl hat er als das Höchste sich bewährt,
Der Mensch! Der kühn die Elemente bändigt;
Der rastlos fort und weiter nur begehrt,
Das Streben nie mit einem Abend endigt!
Dem der Gestirne Wandel so bekannt
Wie seiner Heimath blumenreiches Land;
Dem täglich neue Welten sich erschließen,
Zu neuer That, zu schönerem Genießen!

Erfindrisch greift er in die Gegenwart:
Da keimt es auf zu schimmernder Gestaltung!
Was ein Jahrhundert ahnungsvoll erharrt,
Es ward! es ist, in herrlicher Entfaltung! —

O Thoren, die dem Leben Ihr entrückt,
Euch stets an alten Wundern nur entzückt:
Die Wunder, so der Gegenwart entsprossen,
Sind groß wie die der Tage, so verflossen! —

Es ging der Mensch durch grüner Wälder Pracht,
Und prüfend wählte er die Riesenfichte;
Er wand das Eisen aus der Berge Schacht,
Und trug's empor zum frohen Sonnenlichte.
Drauf, in der Schiffe fluthbespültem Raum
Fuhr er frohlockend zu dem Küstensaum
Entfernter Völker; transatlant'schem Strande
Die Kunde bringend europä'scher Lande.

Und in der Städte dampfumhülltem Schooß
Wie rast die Flamme wild aus tausend Essen!
In reinen Formen windet es sich los,
Was ungebildet die Natur besessen. —
O, wär's dem sel'gen Gotte doch erlaubt
Auf's Neu' zu heben sein ambrosisch Haupt:
Hephaistos, säh' den Dampf die Bahn er wallen,
Dem Menschen staunend, würd' er niederfallen!

Nicht braucht's der Morgenröthe Flügel mehr,
Um sich zu betten in den letzten Zonen:
Die eigne Kunst trägt brausend uns einher,
Weit durch den großen Garten der Nationen!
Entgegeneilt was Strom und See getrennt
Und rings in Millionen Augen brennt
Hell das Bewußtsein, daß die Nacht entschwunden,
Der Mensch den Menschen wieder hat gefunden!

So donnert laut das Ringen unsrer Zeit,
Die Industrie ist Göttin uns'ren Tagen!
Zwar noch erscheint's, sie halte starr gefeit
Mit Basilisken-Blick der Herzen Schlagen;
Denn düster sitzt sie auf dem finstern Thron
Und geißelnd treibt zu unerhörtem Frohn,
Tief auf der Stirn des Unheils grausen Stempel,
Den Armen sie zu ihrem kalten Tempel!

Und Menschen opfernd steht sie wieder da
Des Irrthums unersättliche Begierde;
Weinend verhüllt sein Haupt der Paria,
Indeß der Andre strahlt in güld'ner Zierde; —

Doch Thränen fließen jedem großen Krieg!
Es führt die Noth nur zu gewisserm Sieg!
Und wer sie schmieden lernte, Schwert und Ketten,
Kann mit dem Schwert aus Ketten sich erretten!

Was er verlieh, des Menschen hehrer Geist,
Nicht Einem — Allen wird es angehören!
Und wie die letzte Kette klirrend reißt,
Und wie die letzten Arme sich empören:
Verwandelt steht die dunkle Göttin da:
Beglückt, erfreut ist Alles was ihr nah!
Der Arbeit Noth, die Niemand lindern wollte,
Sie wars, die selbst den Fels bei Seite rollte!

Dann ist's vollbracht! und in das große Buch!
Das tönend der Geschichte Wunder kündet,
Schreibt man: „Daß jetzt der Mensch sich selbst genug,
Da sich der Mensch am Menschen nur entzündet."
Frei rauscht der Rede lang gedämpfter Klang,
Frei auf der Erde geht des Menschen Gang!
Und die Natur mit zaubervollem Kusse
Lockt die Lebend'gen fröhlich zum Genusse!

III. Paraphrasen nach der „Offenbarung."

Von

Otto von Wenckstern.

1.

Text:

Novi opera tua: nempe te neque frigidum esse, neque calidum. Utinam frigidus esses, aut calidus! Sed quum tepidus sis et neque frigidus nec calidus, ex ore meo te evomam;

Mein Volk, du bist ja wohlgeboren,
Du bist nicht kalt, du bist nicht warm,
Zur Mittelmäßigkeit erkoren,
Ist schwach dein Herz und stark dein Arm.

Und daß dir's nicht verborgen bleibe,
Rühmst du dich noch ohn' Unterlaß:
„Nicht kalt, nicht warm ist meine Liebe,
Nicht kalt, nicht warm ist auch mein Haß."

Nicht kalt, nicht warm? Das ist die Lauheit,
Das immer Wollen, nimmer Sein;
Nicht kalt, nicht warm? Die feige Schlauheit,
Besudelt, nie und nimmer rein.
Nie ruhig, nimmer im Getriebe,
Ein Weib, das kreißt und nie genaß,
Lau bist du, lau in deiner Liebe,
Lau bist du, lau in deinem Haß.

Mein Volk, o! wärst du heiß und glühend!
Wo nicht — o wärst du eisig kalt.
Tief eingefroren — Feuersprühend.
O wärst du jung — o wärst du alt!
Daß dir ein Gott ins Herz es schriebe
Das goldne Wörtlein „Ganz", o daß
Du eifrig wärst in deiner Liebe,
Du eifrig wärst in deinem Haß!

2.

Text:

— — *et mirans tota terra bestiam secuta est.*

Das war der große Held,
Der Kaiser aller Reußen,
Der ritt ins Feld hinaus
Zur Heerschau bei den Preußen.
Und Mann und Weib und Kind
Sah man zu Felde zieh'n,
Es war ein schöner Tag:
Der Kaiser in Berlin.

Er saß so kühn und frei
Auf seinem edlen Pferde,
Es wußte, wen es trug,
Kaum trat es auf die Erde;

So Stolz, so kaiserlich,
Wie war sein Hufschlag kühn!
Wir gingen alle mit:
Der Kaiser in Berlin.

Es war ein schöner Tag,
Wir sahen nur auf Ihn;
Wie jubelten wir laut:
Der Kaiser in Berlin!
O schenke Gott ihm Freud'
Zur Freude aller Preußen!
Wir beten stets für ihn
Den Kaiser aller Reußen.

3.

Text:

— — *et vidi aliam bestiam e terra ascendentem.*

Wir haben keine Sorgen,
Wir haben keine Noth,
Der Herrgott gibt uns Morgen
Wie heute unser Brod.
Er läßt sich nichts versperren
Was er einmal gewillt,
Er gibt uns gute Herren,
Ist unser Schwert und Schild.

Und wenn wir einstmal sterben,
Es bleibt sich dennoch gleich:
Der Herrgott läßt uns erben
Das ganze Himmelreich.
Und sänke selbst — o Trauer
Der Kaiser von dem Thron,
Wir sind nicht zu bedauern,
Wir haben seinen Sohn.

So leben wir im Hoffen
Auf das was uns gefällt,
Der Himmel steht uns offen
Und schön ist diese Welt.
Der Herr thut uns bewahren,
Straft uns durch Pest und Blitz,
Und Seuchen, nach dem Czaren
Gibt er den Czarowitz.

4.

Text:

Quoniam dicis: dives sum et divitias collegi et nullius indigeo et nescis te miserum esse et infelicem et egenum et caecum et nudum.

Sie spricht: wie bin ich reich und mächtig,
Wie stolz rauscht meiner Fahnen Weh'n!
Wie mannhaft kühn, wie fürstlich prächtig
Die Söhne mein darunter geh'n!
Ich habe Korn und Flachs und Waizen,
Ich habe Gold, ich habe Stahl;
Wie sollte mit der Lust ich geizen,
Wie sollt' ich jubeln nicht zumal?

Du weißt es nicht, du Tiefgebeugte,
Wie arm, wie blind, wie bloß du bist.
Du weißt es nicht, zum Weh Erzeugte,
Daß sich dein Elend nicht ermißt.
Wahr ist's, das Gold ward dir in Fülle,
Doch Hunger auch und Sklaverei.
Ich säh dich lieber ohne Hülle,
Mit nackten Beinen, aber frei.

Du weißt es nicht. Doch hat gesprochen
Der Herr durch deiner Dichter Mund.
Als du das „Erste Recht" gebrochen,
Da that er dir's in Blitzen kund.
Du weißt es nicht, willst es nicht wissen,
Daß, du bist elend, nackt und arm,
Gebeugt, zertreten und zerrissen,
Und weißt es nicht, daß Gott erbarm!

IV. Von Ernst Dronke.

1.

Morgenruf.

Hinaus, mein Rappe, mein schnaubendes Thier,
Hinaus in die Welt mich zu tragen,
Schon sinket die Nacht vor dem rothen Panier,
Schon beginnt es am Himmel zu tagen!

Nicht des Sturms, nicht der Wolken hinbrausende Hast,
Soll heut dich im Fluge erreichen,
An Wolken, an Stürmen vorüber ohn' Rast,
Und so drück' ich die Sporn' in die Weichen!

Denn heut, o du schäumendes, bäumendes Roß,
Heut gilt es dein edelstes Jagen,
Und o schneller, o schneller, mein wilder Genoß,
Daß die Funken uns stiebend umschlagen!

Denn heut, mein Gedanke, mein schnaubendes Roß,
Du im Brande des Herzens beschlagen,
Heut gilt's der Tyrannen entfliehenden Troß
Zu Tode, zu Tode zu jagen! —

Und du mein Falke auf schwebender Faust,
Laß los denn die klammernden Klauen,
Ob auch in den Federn der Sturmwind faust
Steig auf und hinaus ohn' Grauen!

In die Wolken so hoch, in die Lüfte so schnell,
In schwebenden, strebenden Flügen,
Und o höher, o höher, mein wilder Gesell
Mit scharfen, mit spähenden Zügen!

Denn heut, o mein Falk, mein Genosse du treu,
Soll nimmer ein Käfig dich halten,
Von der finstern Kapuze, von Fesseln frei,
Und so brause mit Sturmesgewalten!

Denn heut, o du Falke, mein scharfer Haß,
Heut gilt es dein edelstes Jagen,
Und es gilt, der am Herzen der Freiheit fraß,
Auf den Geier die Klauen zu schlagen!

2.

Rheinlied.

In festem Verein, beim Feuerwein,
Beim Feuerwein von dem grünen Rhein,
Da laßt es klingen, da laßt's uns singen,
Und auf das Höchste hell ausbringen!
Nicht auf des Fürsten Namenstag,
Nicht auf der Liebe süß Geklag:

Auf eines Geistes Funkenschlag,
Der aus den Wolken zündend brach,
Hell und heiß,
Deutsche Weis',
Singet der Freiheit stolzen Preis!

Hoch über den Bergen die Freiheit steht,
Mit dem Banner, das rollend im Winde weht,
Mit rothem Banner, auf blauem Throne,
Um's Haupt der silbernen Wolken Krone:
Schau, das ist unsre Königin,
Für die wir geben das Herzblut hin,
In deren Zeichen, in deren Sinn
Sicher der Sieg und stolz der Gewinn!
Auf und wohlan,
Drauf und dran,
Wer für die Freiheit kämpfen kann!

Nicht länger mehr schnöde die Zeit verträumt
Wenn des Morgens Röthe den Himmel säumt,
In weibischem Schwärmen nicht länger gekoset,
Wenn der Schlachten Lärmen die Welt durchtoset,
Vor Verrath in der Nacht habt acht, habt acht,
Und zur Stunde der Rache erwacht, erwacht,
Und das Schwert geschwungen hinaus in die Nacht,
Hinaus in der feigen Tyrannen Macht,
Auf und vereint
In den Feind,
Wer's mit der Freiheit mannhaft meint!

Es leuchten die Feuer ins dunkle Land,
Und es flieget die Rache im rothen Gewand,
Und die rauchenden Trümmer stürzen zusammen
Und es steiget der Phönix hinauf aus den Flammen:
Hinauf aus dem wilden, dem heißen Tanz,
Mit dem stolzen, dem blitzenden Siegeskranz,
Es steiget die Freiheit rein und ganz
In des Tages ewigen Sonnenglanz!
Auf ins Gefecht,
Fest und echt,
Für der Freiheit gefesselt Recht!

Beim Feuerwein von den Ufern dein,
Du helle Heimath, du grüner Rhein,
Aus tausend Herzen, mit tausend Zungen
Sei es dir laut im Donner gesungen:
Geh hoch und fest, ohn' Wank und Verzug,
Geh du voran in des Zuges Flug,
Trotz Pfaffenlist und Pfaffentrug,
Und trotz der Fürsten girrendem Spruch,
Auf und wohlan,
Hoch voran,
Auf der Freiheit Siegesbahn!

3.

Ständchen.

Kaum athmet die Luft und die Nacht ist kalt,
Durch die Straßen nur wogt ein Drängen,
Zapfenstreich und Retraite schallt
In lauten, in lustigen Klängen,
Das Dunkel gescheucht mit schimmerndem Licht,
Und die Stille mit hellem Geläut,
Und der Fackeln Glanz, und der Festruf spricht:
Einzog der Herrscher heut.

„God save the King!“ Das blasse Lied,
Die feige, gestohlne Lüge,
Wie's durch die Massen brausend zieht,
Wie der Jubel erfaßt die Züge!
In der Lämpchen prahlendem, fahlem Schein,
Matt wie der Knechte Seelen,
Darf auch der Wittwen Scherfelein
Der Schmach zu leuchten nicht fehlen.

Du elend Volk! Zertreten dein Recht,
Gepreßt du selber zum Tode,
Duckst du dich schweigend, ein blöder Knecht
Zu Füßen dem schnöden Despote.
Hast Blut in den Adern, hast Mark in dem Arm,
Und kennest des Schwertes Flammen,
Und trägst dein Leiden ohn' Murren und Harm —
Möge dein Gott dich verdammen! —

Und wie ich sinne, da flattert's und krallt
An meine Scheiben, die dunkeln,
Es pocht der Schnabel mit Angstgewalt,
Die Augen, die glühenden, funkeln,
Der Bote der Nacht, in Trutz entflohn
Vor dem Glanz des verhaßten Rothes,
Es klingt sein Lied in krächzendem Ton,
Ein heiserer Ruf des Todes:

„Einst kommt ein Tag, du Träumer, da wallt
Wie heut in den Gassen das Drängen,
Wie heute da klingt es und woget und schallt
In lauten, in jubelnden Klängen,
Es klinget ein Lied, nicht fromm, nicht weiß,
Das brausend durchglüht die Masse,
Sie singen ein Lied, wie Flammen heiß,
Ein rothes Lied dem Hasse!

„Einst kommt ein Tag, wo die Nacht wie heut
Ein feuriger Glanz verdränget,
Wo der Glocken ehern und hell Geläut
Die feige Stille zersprenget,
Es leuchtet die Welt vom feurigen Brand
Der Tempel und todten Palläste,
Und es rufen die Glocken stürmend ins Land
Die Völker zum Freiheitsfeste!" —

Es kommt ein Tag und es sinket die Nacht,
Und es werden die Würger erliegen,
Und der Heiland steigt aus des Grabes Macht
In der Auferstehung Siegen!
Es kommt ein Tag! O, so brich herein,
O Volk, mit des Schwertes Wonne,
Du selber nur bist der Tag allein
Und dein Erwachen die Sonne.

V. Von H. Bürgers.

Zeitbilder.

1. Jenseits.

Ein reinlich Schneegewand hat sich der Tag erwählet
Zum frohen Weihnachtsfest, das heur auf ihn gefallen;
Die stille Stadt durchtönt der Feierglocken Schallen,
Zur Kirche mahnt ihr Ruf, die Keiner heut verfehlet.

Auch mich umfangen nun des Domes weite Hallen,
Doch hat der Andacht mein Gemüth sich nicht vermählet,
Indeß der Pfeiler kühne Sprache mir erzählet
Vom Schöpfergeiste ein'ger Kraft, die nun zerfallen.

Horch! von der Orgel braust's in rauschenden Accorden;
Der Bischof hält das Amt; mit heiliger Geberde
Umsteht der Diener Schaar lautlos des Altars Borden.

Und auf den Knieen liegt das Volk, die fromme Heerde,
Und betet brünstig an das Wort, das Fleisch geworden,
O bittet, daß in euch das Wort zum Fleische werde!

2. Diesseits.

Ich seh' umgeben mich von Traumgestalten
Die scheinlebendig, Schatten, an die Wand
Von fremder Hand in fremdem Licht gebannt,
Ein ächtes Leben nimmermehr entfalten.

Doch dankerfüllt verehrt ein höh'res Walten,
Wer an der Wand ein gutes Plätzchen fand.
O schöne That! Sie haben sich selbst entwandt
Die Kraft, die sich erweist im freien Schalten,

Das Recht des Geistes, der im Innern wohnet,
In seiner Werke Glanz erstrahlt in Reinheit —
Nicht sein Gebot, das freigewollte, thronet,

Ein höhrer Wille schirmt des Daseins Kleinheit,
Der unbeschränklich liebreich straft und lohnet.
Wo bliebe sonst des Schattenspieles Einheit?

3. Reflex.

Ihr dürft mich nimmer schelten, muß ich weinen,
Daß meine Zeit so thatenlos verrinnt;
O wehrt dem Geist nicht, dessen Hauch so lind
Die Seele mir durchweht, wollt euch ihm einen!

Zum Werke mahnend, das er schaffend sinnt,
Erfüllet mich der Geist des Allgemeinen;
Doch nicht beleben kann die Kraft des Einen,
Was in dem Ganzen ruhet starr und blind. —

Und für ein Andres will die Kraft nicht leben.
O herbe Pein, zur Ruhe so verdammt,
Thatdürstend stets des Geistes Ruf zu horchen,

O Seeligkeit, ihm wirkend zu gehorchen,
Wenn Aller Herzen seine Gluth durchflammt!
Wollt lange noch dem Geist ihr widerstreben?

VI. Von F. Freiligrath.

Eine Proletarierfamilie in England.

Nach Ebenezer Elliot, dem Korngesetzdichter.

Tisch, Stühle, Bett — sie nahmen's, gingen dann;
Dämonisch wild sah ihnen nach der Mann;
Sein mager Weib sucht' ihn umsonst zu halten;
Auf's Bierhaus wiesen seiner Stirne Falten. —
Hurrah, Brodtax und England!

Zum schwangern Leibe hielt sie stumm die Hand,
Erstach das Kind dann, das im Winkel stand;
Küßt' es und schrie, von Schluchzen unterbrochen:
„Was hat mich meine Mutter nicht erstochen?" —
Hurrah, Brodtax und England!

Sie rang sich auf, zur Kammer schlich sie matt: —
Ach, ihres Jüngsten letzte Schlummerstatt!
Ja, wer nicht Grab und Priester kaufen müßte. —
Da lag das Kind seit Monden in der Kiste! —
Hurrah, Brodtax und England!

Wo mag der Todten Schwester sein? —
Sterbend, o Gott, wo Keine stirbt, die rein!
Gefallen sterbend, fern der Eltern Hause: —
„Mutter, o komm!" ächzt es durch ihre Klause. —
Hurrah, Brodtax und England!

Sieh, vor dem Richter steht die Mutter wirr,
Und Keiner redet: „Herr, das Weib ist irr!"
Kalt, stumpf die Massen, die den Platz umdrängen;
Berauscht im Schwarme sieht ihr Mann sie hängen!
Hurrah, Brodtax und England!

Bald geht auch er in Kettenwucht einher;
Und wen, Tyrann, und wen erschlug denn er? —
Die arme Wittfrau, die von Gram verzehrte,
Die Wohnzins von dem Miethsmanne begehrte! —
Hurrah, Brodtax und England!

Großhändler ihr in Mangel, Noth und Blut —
O, stände eingegraben, was ihr thut!
Es ist's! — In Herzen, die verzweifelnd klopfen,
Tief eingebrannt mit heißen, rothen Tropfen! —
Hurrah, Brodtax und England!

VII. Von Hermann Püttmann.

I. Wanderbilder.

1. Am Wege.

Ein Crucifix, ein Rosenstrauch,
Ein Bettelkind daneben,
Ein Pilgersmann mit munterm Aug' —
So fanden wir uns eben.

Das Crucifix: der Zeiten Raub,
Stand morsch und halb zerspalten;
Ein Weilchen noch, so fällt's in Staub,
Kein Beter wird mehr halten.

Der Rosenstrauch in seiner Glut:
Wie stolz er auch thut prangen,
Ein Weilchen noch, es dorrt sein Blut,
Er läßt die Flügel hangen.

Der Pilger: — ob ich's selber wär' —
Wird auch nicht lang mehr wallen;
Vielleicht ertrinkt er in dem Meer,
Vielleicht in Festeshallen.

Das Bettelkind: — so jung, so schön,
Aus ihm kann noch was werden;
Wer mag dem Sprüchlein widerstehn:
Es wechselt hier auf Erden!

Vielleicht, daß dieses Bettelkind
Dereinst wird ein Barone. — —
Hilf Gott, daß aller Adelswind
Die armen Bauern schone! —

---

2. Im Winde.

Wanderer: Woher, Gesell, wohin so schnell?
Was soll dein stürmisch Grüßen?
Und wär' es just nicht einerlei,
So könnt' es mich verdrießen.

Du wehst den Hut mir von dem Haupt?
Was ist das für eine Weise?
Ei, faß' die Nase nicht so fest,
Nähmst sie wohl mit zur Reise? —

Der Wind: Verzeih', du guter Pilgersmann,
Und geh' mir aus den Wegen:
Mein Hauch ist scharf, mein Ziel ist weit,
Ich wünsch' dir Gottes Segen!

Wanderer: So halt einmal, Herr Ungestümm,
Ich will dich etwas fragen:
Was treibt dich so geschäftig um
In diesen Sommertagen?

Der Wind: Die Luft ist schwül, die Luft ist schwer
Von Seufzern und von Schwüren,
Rings qualmen Flüche, und es lauscht
Verrath aus allen Thüren.

Da muß ich wehen risch und rasch,
Die Dünste zu vertreiben,
Die Welt erstickt im eignen Dampf —
So kann's nicht länger bleiben.

Wanderer: Dann brause hin, dann brause her,
Das ist schon Recht, Geselle!
Und ich an deiner Stelle wär'
Fürwahr nicht minder schnelle. — —

Der Wind enteilt' in toller Hast,
Und schnob wild durch die Lüfte,
Ueber Berg und Thal, über Sumpf und Moor,
Ueber Felder, Wälder und Grüfte.

Und wo eine hohe Tanne stand
Im Innern mit faulem Marke,
Da stürzt' er hin, und Krach auf Krach
Zerknickte sie der Starke.

Und wo ein hoher Thurm sich hob,
Rast er umher zum Grausen;
Und wo eine Königsfahne weht,
Die mußt' er wüthend zerzausen.

Der Wandrer sah's mit herz'ger Lust
Und rieb sich froh die Hände; —
Zuletzt jedoch schaut er sich um
Allwo er sich befände.

Und da es war im Chinesenland,
Da wurd's ihm etwan bange,
Daß ihn die Polizei nicht fand,
Er zauderte nicht lange.

---

3. An der Aar.

Der Wein, der Wein ist gut,
Ihn muß ein Jeder loben,
Zu Walporzheim im Dorf
Die Becher flink gehoben!
Er leuchtet roth wie Blut,
Er duftet wie nach Nelken,
Hinunter! eh' das Laub
Der Jugend mag verwelken.

Ha, wie das glüht und sprüht,
Die Pulse rascher fliegen,
Im innersten Gemüth
Der Gram ist am Versiegen! —
Genug, nun laßt uns gehn
Entlang den blauen Wellen
Der Aar, die schlangengleich
An uns vorüberschnellen.

Genug, so laßt uns gehn
Entlang den grünen Bergen,
Wo droben Traubengold
Und drinnen Gold von Zwergen.
Wie schön das Rebenkleid
Umwallt die Felsenglieder!
Man findet weit und breit
So Herrliches nicht wieder.

Kommt, Freunde, mir ist wohl,
Die Lüfte weh'n so milde,
Der hat's mit mir zu thun,
Wer Böses führt im Schilde.
Zum Glück, daß dort die Burg
Der Zwingherrn liegt in Trümmern,
Ich schleudert sie zu Grund,
Das sollte Niemand kümmern. — —

Was grinsest du, o Bursch,
Was hast du zu entgegnen?
Du scheinst ein armer Lump,
Und keiner der Verwegnen:
Auf deinen Lippen ruht
Der Hunger bleich und schaurig,
Aus deinem Auge schaut
Der Kummer stumm und traurig!

„Verzeiht, ich hörte just
Von Zwingherrn euch erzählen;
Im Weiler dort am Fluß
Könnt' ihr sie nicht verfehlen.
Sie sind vom hohen Fels
In's niedre Thal gezogen;
Das arme dumme Volk
Ist nach wie vor betrogen.

„Sie tragen nun kein Schwert,
Es schiert sie nicht der Adel,
Sie klappern mit dem Geld
Ganz ohne Furcht und Tadel.
Sie haben kein Verließ
Und halten uns gefangen;
In frischer freier Luft
Thun wir, was sie verlangen.

„Wir pflanzen wohl den Wein,
Sie haben ihn in Tonnen,
Wir haben wohl den Brand,
Doch sie das Licht der Sonnen.
Zwingherren vor wie nach,
Ein Kreuz liegt auf den Bergen,
Natur nicht, wie man sagt:
Die Menschen sind die Schergen.“ — —

Kommt, Freunde, mir ist weh,
Der Rausch ist bald verflogen;
Horcht, wie der Fluß so schwer
Dahinrollt seine Wogen!
Das grüne Rebenlaub
Wie zittert's bang am Stocke!
Ich glaub' der Sturm bricht los,
Schon läutet dumpf die Glocke. —

---

4. Auswanderer.

Eine stille Karavane
Zog durch's deutsche Vaterland,
Schneller noch als Dromedare
Trug die Hoffnung sie zum Strand.

Fern an ödem Meeresufer,
Wo die Woge spült im Sand,
Harrt' ein Schiff der müden Wandrer,
Und ein Greis erhob die Hand:

„Seht das Meer dort grau und finster
Wie ein Unthier ausgestreckt,
Mit den Wellen wie mit Schuppen
Seinen Riesenleib bedeckt.

„Hinter uns sind grüne Fluren,
Saatenfelder, Wein und Brod;
Vor uns drohen dunkle Mächte,
Und vielleicht trifft uns der Tod.

„„Weiter, weiter durch die Wogen!“
Scholl es aus der Männer Kreis:
„Hinter uns ist Fluch und Schande!“
Ruhig sprach darauf der Greis:

„Wohl, so mag das Glück uns leiten!
Freier Muth, der trägt nicht schwer,
Laßt denn hinter euch die Plage,
Senkt den alten Gram in's Meer!

„So viel Diebe, so viel Richter,
Dafür ist das Land zu klein,
So viel Herr'n und so viel Knechte,
Und die Luft ist kaum gemein.

„Sind die Fluren auch ergiebig,
Ach was hilft's? hast du die Saat
Für die Vögel ausgeworfen:
Willst du erndten, ist's zu spat.

„So viel Zölle und Gesetze,
Und kein Hund läuft frei daher;
So viel Räthe, so viel Weisheit,
Und der Arme leidet schwer.

„So viel reiche Gotteshäuser,
So viel Burgen stolz und groß,
So viel Elend in den Hütten,
So viel Leiber nackt und bloß. —

„Darum mag das Glück uns leiten,
Freier Muth, der trägt nicht schwer,
Hinter euch laßt Noth und Plage,
Senkt den alten Gram in's Meer!"

Und die müden Freiheitspilger
Schütteln dankbar ihm die Hand,
Hoffnung schwellt die weißen Segel,
Muthig stößt das Schiff vom Strand.

Abschiedsthränen glänzen helle
Noch wie Perlen in dem Sand;
Leis' verhallt es in den Lüften:
„Lebewohl, o Heimathsland!"

---

5. In Schlesien.

Erstes Lied.

Die Sonne sank hinunter,
Der Tag war ewig lang,
Aus Nachtigallenmunde
Ein Schmerzenslied erklang.

Ein Lied so traurig trübe,
Ein Lied so dumpf und schwer,
Es zitterten vor Leide
Die Rosen ringsumher.

„Mich trugen meine Schwingen
Wohl über Berg und Thal,
Die Eichen und die Birken
Sie grünten überall.
Auf hohen Tannen sprangen
Eichkatzen lustig um,
In blauen Lüften schwammen
Die Bienen mit Gesumm.

„Zu armen Hütten kam ich,
Und lauschte sacht hinein:
Da hört ich Thränen rinnen,
Da sah ich große Pein.
Die Augen flossen über,
Die Herzen schwollen an,
Von blassen Lippen rangen
Sich Seufzer himmelan.

„Von Hungernden und Bettlern
Das ganze Land bedeckt,
Viel tausend dürre Hände
Wie flehend ausgestreckt.
Viel tausend schwache Zungen
Nach Mitleid lallten da. —
Auf weiter breiter Haide
Nur Elend fern und nah.

„Schneeweiße Greise lagen
Hülflos in letzter Noth,
Sie sehnten sich verlassen
Nach einem sanften Tod.
Die sie umstanden jauchzten,
Weil es nun bald vorbei,
Auf daß die selber darbten,
Der Bürde wurden frei.

„Aus tiefster Seele schluchzte
Ein unglückselig Weib,
Die Brüste ausgesogen,
Verwelkt der schöne Leib.

Ein Säugling ihr zu Füßen,
Er starb den Hungertod,
Die Wangen weiß wie Kreide,
Die jüngst noch purpurroth.

„Am Webstuhl saß der Vater
In seiner Jammerzell',
Das Schifflein ließ er fliegen,
Der nämliche Gesell.
Zerlumpt, verdumpft, todmüde,
Schaut er doch trutzig drein,
Und wob in's weiße Linnen
Manch' bittern Fluch hinein. — —

„Drauf kam ich zu Pallästen
Von weißem Marmorstein,
Das war ein helles Glänzen,
Ein wunderbarer Schein.
Drin saßen stolze Herren
Beim funkelnden Pokal,
Drin saßen schöne Frauen
Beim süßen duft'gen Mahl.

„Die Kleinen trugen Seide,
Die großen trugen Sammt,
Mit Perlen reich behangen
Die Nacken insgesammt.
Das war ein fröhlich Singen,
Das war ein Saus und Braus,
Ein ewig Jubiliren
In des Fabrikherrn Haus.

„Die Töchter und die Söhne
Sie waren nett und fein,
Der Herr und auch die Herrin
Schauten behäbig drein.
Die Rosse in dem Stalle,
Sie wieherten so frech,
Die Knechte in dem Hofe
Trieben die Bettler weg.

„Ach Rosen, liebe Rosen!
Man hätt' es nicht gedacht:
Die armen Weber schufen
All diese Zauberpracht.

Von ihrem Schweiße glänzten
Perlen und Edelstein,
Von ihrem Blut geröthet
War all der süße Wein.

„Ach Rosen, liebe Rosen!
Wie seid ihr doch beglückt,
Daß ihr in eurer Schöne
Solch Leiden nicht erblickt!“ —

Aus Nachtigallenmunde
Dies Schmerzenslied erklang,
Es zitterten und bebten,
Die Rosen ob dem Sang.

Zweites Lied.

Ein grämlicher Geselle
Lag tief im Fichtenwald,
Jung, rüstig, doch verdrossen —
Der Hunger that Gewalt.
Die breite Brust mit Fetzen
Von Lumpen halb bedeckt,
Das strupp'ge Haar im Zorne
Gen Himmel aufgestreckt.

Er schlug die Mutter Erde
Mit seiner harten Faust,
Er fluchte Gott und Menschen,
Daß Alles um ihn graust;
Er höhnt des Berges Geister,
Vorerst den Rübezahl,
Daß er kein Mittel wisse
Für seines Volkes Qual.

Ein Adler hoch im Horste
Späht' listig durch's Gezweig,
Und sprach zum armen Weber
Ermahnend alsogleich:

„Du alberner Geselle,
Was klagst du für und für,
Was fluchst du in die Lüfte,
Und bettelst Thür um Thür?“

„Sieh her, die scharfe Klaue,
Sie dient mir immer recht,
Ich schlag' sie in's Genicke
Dem Thier, das sich erfrecht.
Sieh her, mein scharfes Auge
Dringt bis zur Sonne hin,
So hell kann sie nicht scheinen,
Daß ich geblendet bin.

„Kein Sturm, kein Wetterleuchten
Verschlägt mir meinen Flug,
Ich trotz' den bösen Mächten,
Und habe Muth genug.
Der Muth, das ist mein Retter,
Das ist mein höchster Gott,
Mit ihm muß es gelingen,
Das Andre ist nur Spott.

„Auch du hast scharfe Klauen —
So kralle sie nicht ein!
Auch dir gebricht kein Auge —
Nur offen muß es sein!
Der Muth ist dein Gefährte,
Rufst du ihn stolz herbei,
Er hilft den Feind bezwingen
Und du bist ewig frei!" —

Der gräuliche Geselle
Lief rasch hinab in's Thal,
Zu seinen armen Brüdern
Und weckt sie allzumal.
Sie fuhren auf vom Schlummer,
Und schwuren Mann für Mann
Den Herren Tod und Rache,
Und flugs der Kampf begann.

Der Adler hoch im Horste
Späht listig durch den Wald,
Sein Auge glühte dunkel,
Sein Herz schlug mit Gewalt.
Er sah im Abendscheine
Erglänzen das Gefild,
Von frischvergoßnem Blute —
Wie lüstern krächzt das Wild!

Der grämliche Geselle
Lag unter Trümmern todt,
Der freie Muth erlöste
Ihn nun von aller Noth.
Die breite Brust war jetzo
Von Wunden nur bedeckt,
Das strupp'ge Haar noch immer
Gen Himmel aufgestreckt. —

— — —

II. Dem Russenfeinde Schamil.

1.

Du braver Mann, gib mir die tapfre Hand,
Ob tausend Meilen auch von dir mich trennen!
Verbunden hält uns Beid' ein heilig Band:
Die Freiheit ist's, was brauch' ich sie zu nennen?

Du kennst sie! — ha! — du kennst sie in der That;
Ich ahne sie — sie füllt mir die Gedanken;
Du bist ihr Held, der sich ihr stolz genaht,
Ich bin ihr fern, doch lieb' ich ohne Wanken.

Tschetschenze! fast beschleicht mich Neid und Wuth,
Weil du gerüstet stehst zu ihrem Schutze,
Weil du verspritzen kannst für sie dein Blut,
Ich aber knirschen muß im schwachen Trutze.

Hülflos und einsam — ein geringer Mann,
Dem heiße Thränen aus den Augen quellen,
Der seufzen nur und etwan fluchen kann,
Wenn ihm vom Zorne straff die Adern schwellen.

Doch nein, — nicht neiden will ich dir dein Glück,
Der Strom der Eigenliebe muß versiegen,
Ein Höh'res gilt's, — so duld' ich mein Geschick,
Im Geiste werd' ich nimmer unterliegen.

Du braver Mann, gib drum die tapfre Hand,
Ob tausend Meilen auch von dir mich trennen!
Verbunden hält uns Beid' ein heilig Band:
Die Freiheit ist's, was brauch' ich sie zu nennen?

2.

Vom deutschen Rheine fliegt ein treues Wort
Zum Kaukasus hinauf und seinen Rittern,
Er nur allein ist noch der Freiheit Hort,
Sie sind die einz'gen, die nicht sklavisch zittern.
Schamil, ihr Führer du, gegrüßest seist
Von Herzensgrunde mir, aus tiefster Seele!
Mit heißen Wünschen segn' ich dich im Geist,
Auf daß es nimmer dir an Siegen fehle. —
An Siegen dir — an Todeswunden nicht
Dem falschen Russen, der die Erde schäudet,
Vor dessen Hauch erlischt der Freiheit Licht,
Der ewig sich dem Geist der Nacht verpfändet.
Daß ich dir Götterstärke könnt' verleih'n,
Den frischen Muth unwandelbar dir stählen,
All deine Waffen dir mit Zauber fei'n,
Daß sie der Feinde Herzen nie verfehlen!
So aber hab' ich nur dies Wunscheswort:
Daß du beharrest im gerechten Streite,
Dein Name schon den Unhold scheuche fort,
Dein Schlachtenruf ihm Todesschreck bereite!
Daß du im Ruhmesglanze möchtest stehn
Von deinem frohen Volke liebumrungen,
Ein freier Mann auf freien Bergeshöh'n,
Und vor dir läg' der böse Feind bezwungen!
Daß du es ganz gewännst — dein großes Spiel,
In's dumpfe Grab hin sänk' der Moskowiter!
So wünsch' ich's dir, so wünsch' ich dir ein Ziel,
Schamil, du tapferster der Schluchtenritter!

3.

Warum es mir verhaßt, das Volk der Czaren,
Mit den gedrückten Nasen die Mongolen,
Mit den gequetschten Seelen die Barbaren,
Und die Kosacken mit zerpeitschten Sohlen?

Weil sie den Geist der Zeiten frech verachten,
Den guten Geist, der keine Knechtschaft duldet;
Der Tyrannei stets neue Opfer schlachten,
Und niemals sühnen, wo sie arg verschuldet.

Weil sie ein Heer von vielen Millionen
Und vor dem Worte eines Menschen beben;
Weil sie der Knute noch mit Küssen lohnen,
Und gleich dem Vieh auf dieser Erde leben.

Weil sie ein edles Brudervolk bezwungen,
Das seine Ketten freudig hatt' gebrochen,
Und dessen Heldenmuth mit Feuerzungen
Zu allen Sklaven dieser Zeit gesprochen.

Und dann noch eins: weil diese schnöde Rotte
An Deutschlands Grenzen beutelüstern schreitet,
Und jeder Feind der Freiheit uns zum Spotte
Auf solchen Popanz mit den Fingern deutet.

Drum haß' ich's, dieses rohe Volk der Czaren,
Mit den gedrückten Nasen die Mongolen,
Mit den gequetschten Seelen die Barbaren,
Und die Kosaken mit zerpeitschten Sohlen.

4.

Warum dein Volk, Schamil, mir lieb und theuer?
Die Tapfern des Gebirgs, die edlen Räuber,
Die ihren Muth gestählt im Schlachtenfeuer,
Durch tausend Narben härteten die Leiber. —

Weil sie der Peitsche nicht, dem Recht sich beugen,
Dem Löwen lieber als dem Hunde gleichen,
Vor keiner Lüge höflich sich verneigen,
Vor keiner Grobheit aus dem Wege weichen.

Die kühnen Helden, die den Tod verlachen,
Die trotz'gen Seelen, die vom Hasse sprühen,
Die starken Geister, die ein Hort der Schwachen,
Die heißen Herzen, die für Freiheit glühen. —

Weil sie erkannt, daß ohne Furcht und Zagen
Die Adler auf zur lichten Sonne steigen,
Und deshalb stolz die Häupter aufrecht tragen,
Und niemals kriechend ihre Nacken beugen.

Weil sie erkannt, daß höher noch erhoben
Der Mensch, vor allen Wesen auserkoren,
Und in der Wahrheit auszuharr'n geloben:
Kein Sklave wird, wer frei zu sein geschworen;

Kein Sklave wird, wer frei zu sein geschworen,
Und diesen Schwur im Herzen nie gebrochen;
Wohl kann Gewalt die Seele ihm durchbohren,
Doch nimmer knechten — nimmer unterjochen.

Weil sie darum zu widerstehen wagen
Mit ihrem Häuflein den gewalt'gen Heeren,
Und drum den Riesen oft auf's Haupt geschlagen,
Und drum den Paß ihm ohne Scheu verwehren.

Weil sie des armen Polen heil'ge Rächer
Und neuen Thau der welken Rose spenden,
Die stark erblühte sonst, nun immer schwächer
Im nächsten Winterfröste droht zu enden.

Drum lieb' ich sie, Schamil, drum fliegt mein Wort
Zum Kaukasus hinauf und seinen Rittern,
Er nur allein ist noch der Freiheit Hort,
Sie sind die einz'gen, die nicht sklavisch zittern.

III. Der kranke Fürst.

Des Fürsten Stirne war verhüllt —
Im Volke ging die Sage:
Die Träume quälten ihn bei Nacht,
Der Spleen am hellen Tage.

Er stützt' sein Haupt gedankenvoll,
Er seufzt' — die Schranzen beben, —
Der Günstling aber trat hervor:
„O Herr, was soll das geben?

„Bist du so trüb, sind wir es auch,
Es trauern die dich ehren,
Ein schwarzer Flor liegt auf dem Land,
Dein Gram wird es verzehren. —

„Schau um, wie herrlich die Natur!
Die lichten Wolken fliehen
Am Himmel wie auf blauer Flut
Milchweiße Schwäne ziehen; —

„Von süßem Dufte schwillt die Luft,
Rosen und Nelken blühen,
Die Trauben röthen sich vor Lust,
Und die Orangen glühen.“ — —

Des Fürsten Stirne blieb umwölkt,
Er schwieg in dumpfem Sinnen.
Der Günstling sprach: „Sieh dort, o Herr!
„Die Schaar der Tänzerinnen!

„Ostindiens Bayaderen, die
Urschöne Reize zeigen:
Bald lüstern sich umschlingen — bald
Verschämt entfliehn dem Reigen.

„Sieh diese Busen zart und lind
Und weiß wie Taubenflügel, —
Die dunkeln Augen — schmachtend, mild,
Sehnsücht'ger Liebe Spiegel, —

„Der Lippen frischen Rosenglanz, —
Die Füßchen zierlich-flüchtig, —
Die Hüften üppig schwellend; — ha!
Glaub mir, der Gram ist nichtig!" —

Des kranken Fürsten Auge starrt'
In finsterm Ueberdrusse,
Denn sein durchlauchtig Herze war
Gesättigt vom Genusse. —

Der Günstling sprach: „So laß, o Herr!
Uns deine Rosse holen:
Die muth'gen Hengste wild und toll,
Die Stuten und die Fohlen!

„Sieh dieses Schimmels Mähn' und Schweif
Gleich weißen Wogen schäumen
Auf jenes Rappen schwarze Brust,
Der wiehernd droht zu bäumen. —

„Und diese Stute — welcher Bug!
Wie zart und fein die Glieder!
Sie fliegt dahin — Arabiens Flur
Gebar nichts Gleiches wieder.

„Und dieser Vollbluthengst? — o Herr,
Den reite flugs zu Schanden;
Ist's doch das unbezähmt'ste Thier
In allen deinen Landen!

„Das macht dir frischen Muth, das muß
Die bittre Laune süßen;
Auf, laß sein Blut an deinem Sporn
In Strömen niederfließen!"

Den kranken Fürsten freut das nicht,
Zu viel hat er geritten;
Der Günstling aber ließ nicht nach,
Mit tausendfält'gen Bitten.

Und endlich sprach er: „Kann nicht dies
Noch das den Unmuth scheuchen,
So bleibt, o Herr, ein Mittel noch,
Dem mag vielleicht er weichen:

„Den Henker rufe flugs herbei,
Mein Haupt mir abzuhauen,
Daß du in meinem Blute magst
Das Bild der Treue schauen!"

Des Schmeichlers müde war der Fürst,
Er wieß ihn aus den Hallen;
Da drängt sich rasch ein Mann hervor
Und ließ die Worte schallen:

„Herr Fürst, soll dich der Unmuth fliehn,
So höre, was ich sage:
Verlaß den Thron und leih dein Ohr
Des armen Mannes Klage!

„Mit deinem Purpur hüll' ihn ein,
Siehst du ihn nackend stehen,
Und reich' ihm deine Bruderhand
Und laß ihn mit dir gehen!

„Auf, öffne jene Kerkerthür,
Die Unschuld seufzt da drinnen,
Sahst du in Lust und Schwelgerei
Nicht ihre Thränen rinnen?

„Führ' sie hinaus, und bete still
Daß sie dir mag vergeben;
Ob allen Kronen in der Welt
Steht doch ein reines Leben. —

„Ein reines Herz, ein freier Muth,
Das ist die schönste Würde!
Drum folge mir — mein Rath ist gut:
Wirf ab des Thrones Bürde!" —

Der Fürst . . . .

IV. An Nicolaus Lenau.

Die Nacht war schwarz, die Nacht war kalt,
Du riefest: „In die Freiheit will ich!“
Man folgte dir, und schrie: „O — halt!
„Zwangsjacken her!“ — und das war billig.
Nach Freiheit rufen auf den Gassen?
Du Schwärmer! das ist nicht zum Spassen. —

Und später riefst du zornesroth:
„Der freien Polen König bin ich!“
Man zuckt' die Achseln, und gebot:
„Zwangsjacken her!“ und das war sinnig.
Denn Polens König ist der Kaiser
Der Russen — schrei dich drum nicht heiser!

Da glaubtest du in deiner Glut,
Messias wärst du, wärst der Heiland.
Weh dir, die Wächter meinten's gut,
Sie banden dich, wie jenen weiland.
Du Schwärmer! willst dies Volk befreien?
Es ist's nicht werth — könnt' dich gereuen.

Hast du vergessen, wie dereinst
Die Albigenser sind geschlachtet?
Du sangst es jüngst noch — und du meinst
Ein zweiter Christus wär' geachtet?
Sie würden ihn mit Dornen krönen,
Und ihn in's Angesicht verhöhnen.

Savonarola, rase nicht!
Du zwingst nicht das Geschmeiß der Pfaffen.
Vergeude nicht des Geistes Licht —
Fein stille in dem Kreis der Affen!
Die Läppischen, die List'gen, Schlauen —
Sie werden nimmer dir vertrauen.

Das Auge ruhig, hoch das Haupt —
Sei wieder klar, mein trauter Dichter!
Was sie an Hoffnung dir geraubt,
Vergiß es, — trotze dem Gelichter!
Den Kopf verlieren seinetwegen,
Das bringt der Freiheit keinen Segen.

Inhalt.